Biogr. 1108.
m
Biogr.
418 1117

Joseph Spenn,
ausübender Arzt und Königl. Preußisch. Kreis-Phisicus in Genthin.
geb. in Wien d. 30. Octob. 1753.

Lebens-Beschreibung

Joseph Spenns,

ehemaligen Katholicken und Augustinermönchs, jetzigen Protestanten und Arztes,

geschrieben von ihm selbst und mit seinem Bildnisse begleitet.

Auf Kosten des Verfassers
und in Commission der Keilschen Buchhandlung
in Magdeburg.
1805.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Lebensbeschreibung Joseph Spenns.

Erster Theil.

Ihro Majestät
der regierenden Königinn
von Preußen

zum allergnädigsten Schutze

in tiefster Devotion allerunterthänigst
zu Füßen gelegt

vom Verfasser.

Vorrede.

Für alle diejenigen, in deren Händen sich die Ankündigung meiner Lebensbeschreibung befindet, oder befunden hat, bedarf es hier im Grunde weiter keiner besondern Vorrede, ehr mögte ich wol sagen, einer Nach- oder Entschuldigungsrede, wenn einmal hier etwas geredet werden soll und muß; denen hingegen, welche mich erst beim Anblikk dieses Buchs kennen lernen, bin ich wol eine kleine Auskunft schuldig, wie ich dazu kam, mein Leben und meine bisherigen Schikksale so wichtig zu finden, daß ich doch geglaubt haben müsse, dem lesenden

Publikum könne an der Mittheilung desselben und derselben etwas gelegen seyn.

Dieß letzte ist nun allerdings der Fall, das will ich hiermit nur gleich ganz ehrlich bekennen; denn angenommen und zugegeben, daß ich auch noch andere, gewiß sehr erlaubte Absichten durch die Herausgabe meiner Lebensbeschreibung, gerade eben darum, weil ich noch lebe, zu erreichen wünschte: so ist doch wahrlich! meine erste Absicht, welche mich zu diesem Entschlusse brachte, und mich bei der Ausführung desselben hauptsächlich leitete, die, daß ich glaube, manchem, der mich hier lies't, nicht nur einige Unterhaltung, sondern auch eigentliche Belehrung für so manche Lage des ganzen bürgerlichen Lebens

ertheilen zu können. Wenn man so ein halbes Jahrhundert durchlebt, und kein bloßes Alltagsleben hat führen können, dann, dächte ich, ließe sich manches bemerken, und als Bemerkung theils zu freundschaftlichen Winken, theils zu einer nicht ganz unangenehmen Unterhaltung andern mittheilen.

Ich habe zwar keine große Seereisen gemacht, bin weder in Grönland noch in Otaheiti gewesen, bin weder an der Revolution von Frankreich Schuld, noch habe ich einem schrekklichen Blutbade auf S. Domingo beigewohnt; ich bin kein Newton, kein Franklin, kein Kant, und ich weiß selbst nicht alles, was ich nicht bin — aber ich bin ein Mensch, der Gottlob!

immer ganz gut sehen und hören konnte, und der, da er nicht immer an einem Orte blieb, manches zu sehen und zu hören Gelegenheit hatte, wovon doch wiederum manches manchem keine unwillkommene Nachricht seyn mögte. Ich bin wenigstens so stolz, dieß zu glauben, wenn man dieß anders Stolz nennen will.

Für mich haben die Lebensschikksale anderer, wenn sie der Wahrheit gemäß aufgestellt sind, immer vieles Interesse gehabt; denn sie können, wenn sie recht beherzigt werden, dahin führen, daß man nicht aus eigenen, sondern aus fremden Beispielen die unangenehme Bestätigung des uralten und sich noch immer in seiner Würde erhaltenden Satzes: quae nocent,

docent, erfährt, und dann auf wen, wenn er von Natur nicht ganz hart ist, sollte jenes Wort des Terenz nicht einen bedeutenden Einfluß haben: Nil humani a me alienum? Eine Eigenschaft, und diese bringt man mit Recht als die vorzüglichste in Anschlag, soll meiner Lebensbeschreibung nicht abgehen, dafür bürge ich, weil ich wirklich dafür bürgen kann, nämlich daß sie durch und durch der Wahrheit gemäß ist, alles übrige ist nicht in meiner Gewalt. Vermißt man hier einen blühenden Stil, dort einen Firniß u. s w. so bitte ich, mir das alles gütigst zu verzeihen, wo ich nicht in allen Stükken allen Befriedigung gewähre; wünscht mancher, der mich hier lies't, daß ich in demselben

Augenblikke, wo ich dem Pabste den Pantoffel küßte, lieber in London gewesen wäre, so diene hierauf zur Antwort, daß jeder Mensch sich nach den jedesmaligen Umständen bequemen müsse, und durchaus nicht ganz zu einer und derselben Zeit in Konstantinopel und Petersburg seyn könne. Man rühmt Jean Jaques Rousseau wegen der Ehrlichkeit seiner confessions, hat nun meine Biographie kein weiteres Verdienst, und ist vielmehr von den Bekenntnissen des großen Verfassers eines Emils himmelweit verschieden, so kann ich mich doch im Punkt der Offenherzigkeit mit ihm messen, und habe auf diese Art durchaus etwas, worin ich mit ihm verglichen werden darf. Ich bin freilich nicht an der großen Staats-

umwälzung Frankreichs Schuld, wozu, wie Alt und Jung, Groß und Klein, nun bereits viele Jahre hindurch behauptet haben, der große Erzieher durch seine Schriften den Grund gelegt haben soll; aber vielleicht habe ich doch in meinem Stande und meiner Lage manches Körnchen einer vernünftigen Aufklärung zu meiner Zeit unter meinen ehemaligen Landsleuten ausgestreuet, und bin stets ein warmer und thätiger Verehrer alles wahren Guten gewesen, und habe mich nur aus Ueberzeugung nach dem Beispiele des großen, ewig unvergeßlichen Luther von der katholischen Kirche losgemacht.

Nun zur nächsten Veranlassung dieser meiner Lebensbeschreibung. Da ich eine

ziemlich ausgebreitete Landpraxis habe, indem ich nicht nur im Städtchen Genthin selbst Stadtphysikus, sondern auch durch die Gnade meines Königs in einer nicht unbeträchtlichen Gegend umher Landphysikus bin, so muß ich das Jahr hindurch viele Meilen ganz allein in meinem Wagen zubringen. Bis jetzt nun war es meine Hauptbeschäftigung, meine Journale und andere fliegende Schriften in der Medicin zu lesen. Im Anfange meines hiesigen Aufenthalts beschäftigte mich die Neuheit der Gegend, und ich muß sagen, daß die abwechselnden Gegenstände zumal in der schönen Jahreszeit mir unendlich vieles Vergnügen gewährten, ob wir uns gleich keiner Gegend, wie die zwischen Rom und

Pisa rühmen können, so ist sie drum für jedes die Natur liebende Herz keinesweges freudenleer. Wie gesagt, ich nahm bis dahin, wenn ich in meinem Wagen allein war, was, wie schon gesagt, so häufig der Fall ist, zum Lesen meine Zuflucht; da ich aber merklich fühlte, daß solches Lesen meine Augen schwächte, so hielt ich es für Pflicht, mir für die Zukunft diese Unterhaltung zu versagen, zumal da mein guter seliger Vater auf beiden Augen blind geworden war, ob er gleich durch die Operation des geschikkten Operateurs Baron Wenzel sein Gesicht wieder erhielt, und desselben bis zu seinem Ende mächtig war. Die denkende Seele des Menschen, wenn er nicht schläft, will sich immer womit beschäftigen, so wie

dann wieder diese Beschäftigungen ihrer Grundbeschaffenheit und ihrer bisher erlangten Bildung in der Regel angemessen seyn sollen. Ich beschäftigte mich nun ohne zu lesen, theils mit dem Forschen in meinem Fache, theils mit der Zurükkerinnerung meiner verflossenen Jahre. Wenn man erst meine Lebensbeschreibung vom Anfange bis zu Ende gelesen hat, so wird man selbst sehen, daß die Zurükkerinnerung an meine verlebten Tage einen starken Wechsel von Freuden und Leiden herbeiführen muß. Tiefer und immer tiefer in meine eigene Geschichte zurükgerufen, kam ich zulezt auf den Gedanken, sie etwas regelmäßig zu Papiere zu bringen, zumal da ich noch Data von Jahren und Oertern in meinem Pulte liegen hatte. Diejenigen, denen ich Bruchstükke aus den ganz eigenen Erfahrungen meines Lebens erzählte, forderten mich häufig auf, meine

gesammten Schikksale für den Drukk zu bearbeiten. Lange kämpfte ich mit der Unentschlossenheit, was ich in dieser Rükksicht thäte oder nicht; aber der Wunsch: durch mein Leben dem Jünglinge ohne Welt- und Menschenkenntniß nützlich zu werden, und die Leser überhaupt durch Begebenheiten, die wenigstens nicht zu den alltäglichen gehören, wenn sie auch nicht auf eigentliche große Merkwürdigkeiten Anspruch machen können, zu unterhalten, trug endlich den Sieg davon. Auf diese Art entstand meine Autobiographie oder meine Selbstlebensbeschreibung, wie meine geehrten Subscribenten bereits wissen. Ich wünsche nun nichts mehr, als daß ich theils nicht als ein gänzlich von Eigenliebe Geblendeter erscheine, theils das meine sämtlichen Subscribenten wenigstens etwas finden, das des gütigen Zutrauens, was sie mir durch ihre Subscription erwiesen

haben, einigermaaßen würdig ist. Dieß Buch sollte schon Michaelis vorigen Jahrs erscheinen, und kommt jetzt erst in Ihre Hände, ja was noch mehr ist, Sie erhalten es jetzt erst zur Hälfte, weil mir die Vollendung des Ganzen mit diesem Monate April nicht möglich war, und dieser Umstand ist es recht eigentlich, welcher mir eben so sehr eine Nach- als Vorrede zur Pflicht macht.

So bald ich nur kann, schikke ich Ihnen die zweite und letzte Hälfte meiner Lebensbeschreibung nach und bitte hier noch einmal, wie am Schlusse dieser ersten Hälfte, dieser, leider! durch Umstände mir abgenöthigten Trennung wegen, um Verzeihung.

Genthin im Monat März

1 8 0 5.

Joseph Spenn.

Verzeichniß
sämmtlicher gütiger Subscribenten
auf
diese meine Lebensbeschreibung.

A.

Herr Inspektor und Oberprediger Abel zu Mökkern.
- Johanniterritter von Alvensleben auf Hundisburg.
- Torfinspektor Apel in Finerode.
- Landrath von Arnim in Desen.
- Kriegs- und Steuerrath von der Asseburg in Genthin.

B.

Herr Superintendent Bahrdt in Gommern.
- Kaufmann Bauer in Neuhaldensleben.
- Landjäger Bechtold in Altenplathow.
- Kondukteur Bischoff in Magdeburg.
- Schönfärber Blell in Brandenburg.
- Graf von Blumenthal in Horst.
- Blumenthal in Altenplathow.
- Kandidat Böckelmann in Kolbitz.
- von Bredow.

Frau Domherrinn von Bredow in Wust

*

Herr Lieutenant von Bredow in Genthin.
 = Acciseeinnehmer Busch in Sandau.
 = Deichinspektor Butze in Sandau.
Frau Kammerherrinn von Byern in Parchim.
Herr Kammerherr von Byern in Parchim.
 = Baron von Byern in Zabakukk.
 = Dechant von Bylow in Jerchel. 2 Ex.

C.

Herr Superintendent Calvisius in Brandenburg.

E.

Herr Prediger von Einem in Genthin.
 = Lieutenant von Erxleben in Genthin.

F.

Madame Falkenberg in Brandenburg.
Herr Fleischmann in Genthin.
 = Freyer in Havelberg.
 = Prediger Fritsche in Falckenrode.

G.

Herr Amtmann Giesecke in Zerben.
 = Prediger Götze in Neuklitsche.
 = Feldprediger Götze in Rathenow.
 = Lieutenant v. Görne in Neuhaldensleben.
 = Justizamtmann Gutbier in Gommern.

H.

Herr Amtsverwalter Hecht in Roseburg.
 = Oberamtmann Herrmann in Brandenburg.
Frau Rektor Hermes in Barby.

Herr Prediger Hertzberg in Jerichow.
 = Graf von Heßler.
 = Rittmeister Heugel in Genthin.
 = Primarius Heym in Lieberose.
 = Baron von Hinicke in Metlitz.
 = Krieges = und Steuerrath Hintze in Genthin.
 = Bauinspektor Hirte in Genthin.
 = Kammerassessor Honig in Magdeburg.
 = Amtmann Horch in Barby.

J.

Herr Rittergutsbesitzer Jacob in Reinsdorf.
 = Amtmann Jäger in Ringelsheim.
 = Kaufmann Jansen in Magdeburg.
 = Aktuarius Janus in Parei.
 = Oberjäger Icke.
 = Ferdinand von Itzenblitz, Rittergutsbesitzer in Bitkow.
 = Wiprecht von Itzenblitz, ebendaselbst.

K.

Herr Kammerrath Kammlah in Hillersleben.
 = Oberamtmann Kammlah in Carow.
 = Major von Kaphengst in Genthin.
 = Major von Katte in Zolchow.
 = Landrath von Katte in Genthin.
 = Major von Katte in Sidow.
 = Lieutenant von Katte in Genthin.
 = Oberforstmeister von Kleist in Kolbitz.
 = Kaufmann Klüwer in Genthin.

Herr Faktor Knorr in Finerode.
- = Prediger Koch in Redekin.
- = Bürgermeister Krepper in Ziesar.
- = Rittergutsbesitzer von Krug in Parey.
- = Prediger Kuhn in Milow.

L.

Herr Prediger Lange in Tuchheim.
- = Conrektor Lehmann in Halberstadt.
- = Rittergutsbesitzer Lehmann in Gommern.
- = Postdirektor Leich in Braunsberg.
- = Apotheker Lemke in Brandenburg.
- = Prediger Lent in Zeppernick.
- = Prediger Löbel in Jerchel.

Die Loge Ferdinand zur Glückseligkeit in Magdeburg.

Die Loge Friedrich zur Tugend in Brandenburg.

Herr Oberamtmann Lucke in Milow.
- = Amtmann Lucke in Metlow.
- = Schönfärber Lutter in Genthin.
- = Prediger Lüttkemüller in Carow.

M.

Herr Doktor Med. und Professor Martens in Leipzig.
- = Commercienrath Matzdorf in Berlin.
- = Kaufmann Meisner in Meseritz.
- = Landjäger Mendel auf dem Magdeburger Forth.

Frau von Möllendorf in Wudecke.
Herr Kammer-Condukteur Mohr in Jerichow.
= Prediger Müller in Pletzki.
= Müller zu Sarepla. 12 Exemplar.
= Kaufmann Müller in Kalvörde.
= Baron von Münchhausen, alten Seite.
= Baron von Münchhausen, neuen Seite.
= Baron von Münchhausen in Strasfurt.

N.

Herr Kaufmann Natusius in Magdeburg.
= Oberamtmann Neubauer in Dorenburg.
= Oberamtmann Neubauer in Altenplathow.
= Amtmann Nette in Wust.
= Oberamtmann Neumann in Westeregeln.
= Amtmann Neumann in Möckern.
= Prediger Niemann zu Nielebock.
= Amtmann Nobbe zu Neuermark.
= Oberförster Nobeling in Letteritz.
= Oberbergfaktor Nöltchen in Magdeburg.
= Kanonikus Nolbeck in Kotzen.
= Kaufmann Nuland in Magdeburg.

O.

Herr Rittmeister von Oertzen in Neuhaldensleben.

P.

Herr Lieutenant v. Parsenow in Neuhaldensleben.
= Landrath von Penigsen in Isterbitz.

Herr Postkommissarius Petzold in Sompolno.
- : Prediger Pilarick in Zabakukk.
- : Kaufmann Pinkernelle in Magdeburg.
- : Kaufmann Pischel in Magdeburg.
- : Medicinalassessor Pullmann in Magdeburg.

R.

Herr Hauptmann von Retzow in neu Belin.
- : Oberamtmann Reuter in Gladow.
- : Reitender Feldjäger Reuter.
- : Postsecretair Rhefeldt in Bernburg.
- : Rittergutsbesitzer Rickert in Hohenziatz.
- : Doktor Med. und Professor der Anatomie Rosenmüller in Leipzig.
- : Deichhauptmann von Rott in Köttke.
- : Oberamtmann Rumpf in Magdeburg.

S.

Herr Forstrath Sannow in Wollmirstedt.
- : Commercienrath Schier in Halle.
- : Postcommissarius von Schlicht in Hohenziatz.

Fräulein von Schloten zu Münchhof in Schlesien.

Herr Hofrath Schlutzius in Wollmirstedt.
- : Apotheker Schnabel in Genthin.
- : Rektor Schnabel in Genthin.
- : Oberamtmann Schönberg in Ziesar.

Herr Inspektor und Oberprediger Schrader in Burg.
Frau Oberamtmann Schrader in Jerichow.
Herr Kaufmann Schröder in Burg.
= Kaufmann Schropp in Magdeburg.
= Kaufmann Schütz in Magdeburg.
= Reichsgraf von der Schulenburg in Lieberose.
= Baron von der Schulenburg in Tuchheim.
= Baron von der Schulenburg in Wollmirstedt.
= Prediger Sendler in Parey.
= Apotheker Severin in Möckern.
= Hauptmann Seybold in Brandenburg.
= Justizactuarius Sichler in Altruppin.
= Kaufmann Siegfried in Magdeburg.
= Kaufmann Simon in Genthin.
= Krieges= und Domainenrath von Stilke in Drezel.

T.

Herr Kaufmann Teetzmann in Magdeburg.
= Stadtrichter Tilow in Möckern.
= Zolldirektor von Treskow in Parey.

U.

Herr Oberamtmann Uebel in Alvensleben.
= Oberamtmann Uebel in Paretz.
= Amtsverwalter Uebel in Alvensleben.

V.

Herr Kriegesrath Vangerow.
= Kaufmann Vogel in Berlin.

W.

Herr Prediger Wagener in Altenplathow.
= Kammerherr und Reichsgraf von Wartensleben in Carow. 2 Exempl.
= Schloßhauptmann und Reichsgraf von Wartensleben in Berlin.
= Medicinalrath Weinschenk in Magdeburg.
= Oberförster Weinschenk in Schlagenthin.
Frau geheime Etatsministern von Werder in Brandenburg.
Herr Prediger Westphal in Melkav.
= Prediger Wickert in Loitsche.
= Oberamtmann Wiedemann in Kaltenhausen.
= Kandidat Wilkens in Carow.
= Oberamtmann Witte in Schlagenthin.
= Oberamtmann Witte in Hohengöhrn.
= Oberamtmann Witte in Derben.
= Amtmann Wolf in Flotow.
= Justizamtmann Wolter in Genthin.

Z.

Herr Torfinspektor Zappe in Finerode.
= Lieutenant v. Zibzewitz in Neuhaldensleben.
= Major von Zieten in Neuhaldensleben.

Erstes Kapitel.

Joseph Spenn als Kind.

Daß ein Mensch, der von sich selbst sprechen, oder von dem irgend ein anderer Mensch etwas sagen, anführen und behaupten will, wirklich zu einer Zeit zu seyn angefangen haben müsse, ist eine so allgemein anerkannte Wahrheit, daß ich gewiß nicht nöthig habe sie meinen geehrten Lesern auch nur im Geringsten zu Gemüthe führen zu wollen; aber daß es wol nicht ganz zwekkwidrig ist, wenn nun einmal jemand von sich selbst reden will, und noch dazu, wenn er sogar ein ganzes Buch, was größtentheils sein Ich, so wie die Schicksale und Erfahrungen dieses seines Ichs enthalten soll, zu schreiben willens ist, allen denen, welchen er sich ganz darzustellen unternimmt, zuerst zu sa=

gen, wie, wo und zu welcher Zeit er zu existiren angefangen hat, wird man gewiß gleichfalls als eine eben so vielgeltende Wahrheit zugestehen, und somit könnte ich denn, was diesen wesentlichsten aller wesentlichen Punkte betrifft, ohne alle fernere Weitläuftigkeit sogleich zum Werke schreiten.

Will ich mich selbst bei meinen Worten halten, so muß ich nun zuerst sagen, wie und auf welche Art ich geboren bin. — Auf dem ganz natürlichen Wege. Was jener Dichter eben so richtig als schön in der Schilderung des Menschen sagt:

Empfangen und genähret
Vom Weibe wunderbar,
Kommt er und sieht und höret,
Und nimmt des Trugs nicht wahr;
Gelüstet und begehret,
Und bringt sein Thränchen dar u. s. w.

gerade dieß und nichts anderes kann ich in dieser Rükksicht auch nur von mir sagen, wenigstens ist mir das Gegentheil von dem Anfange meiner Existenz nie zu Ohren gekommen. Sollt' ich nicht so ganz in der Form Rechtens zu Tage gefördert seyn, so versichere ich auf mein Ehrenwort, daß

es nicht meine Schuld ist, wenn ich meine Leser deßhalb in Ungewißheit lasse, indessen bin ich durch keine mir einleuchtend gewordene Gründe je berechtigt worden, bei meiner Existenz einen andern, als den gewöhnlichen Gang der Dinge anzunehmen. Daß freilich die Modifikazionen dieses Wie bei aller natürlichen Gleichheit des Menschen dennoch bei vielen Menschen sehr verschieden sind, indem manches Kind so, manches ganz anders das Licht der Welt erblikkt, und seiner Mutter oft nur wenig, oft hingegen aber sehr viel Angst und Verlegenheit verursacht, ja manchesmal um des eignen Genusses dieses Lebenslichts willen der Schöpferinn seines Daseyns selbst das Lebenslicht ausbläs't, welches wol niemand für den größten Beweis der Dankbarkeit erkennen wird, und was sich einzig und allein nur dadurch entschuldigen läßt, daß hier keine willkührliche, sondern eine völlig unwillkührliche Handlung ins Spiel kommt, dieß alles lehrt die Erfahrung häufig genug, und dieß ist etwas, wobei ich nicht stehen bleiben darf, wenn ich in dieser meiner Geschichte nur einige Fortschritte machen will; überhaupt habe ich durch die Länge der Zeit wol einsehen gelernt, daß man sich auf der oft so kurz zugeschnittnen Reise durchs Erdenleben, wenn man sich ein Bißchen weiter

umzusehen wünscht, im Anfange dieser Reise bei Gegenständen, welche uns durch einen Hinblikk vom Hause aus wenigstens schon zur Hälfte bekannt sind, nicht zu lange verweilen müsse, um noch einige Zeit auf die weiterhingelegenen Dinge verwenden zu können; es ist daher auch meiner Meinung nach sehr folgerecht, daß ich von dieser eigenen Lebenserfahrung hier einen weisen Gebrauch mache, und daher gleich zum zweiten und dritten Punkte meiner Geburtsgeschichte übergehe, so viel ich auch nach meiner jetzigen Qualität, nämlich als Arzt, dessen grosser Beruf es mit ist aus der Finsterniß kommenden Menschenkindern den Eingang ins Leben nicht selten zu erleichtern, über dieses Wie hier sprechen könnte; aber ich bleibe fein bei der Stange, immer im gehörigen Gleise, und darum breche ich auch sogleich hier wieder ab, sonst versichre ich Sie, meine Herrn und Damen, die Sie mich hier lesen, ich könnte noch ein Langes und Breites davon reden; aber das gehöret noch nicht hieher, vielleicht kommen künftighin noch einige ausführlichere Berührungen dieses Wie, Notabene wenn erst die rechte Zeit da ist. Jetzt bin ich noch Joseph Spenn das Kind, und darüber darf ich nicht hinausgehen. Lassen Sie aber erst Joseph Spenn den Doctor medicinae werden, dann

sprechen wir uns über dergleichen Dinge wieder. Vor der Hand das Siegel auf den Mund. Dürft' ich aus der Schule plaudern; so würde ich hier auch gleich erzählen, wo, in welcher Schule und uuter welcher inponirenden Leitung ich das: Immer hübsch ordentlich bei der Stange bleiben gelernt habe; aber auch das geht jetzt noch nicht.

Sollten Sie mich, Sie alle, die Sie diese meine Selbstbiographie lesen, bei aller meiner gewissenhaften Abmessung alles dessen, was gesagt werden muß und darf; so wie alles dessen, was vielleicht besser ungesagt bliebe, dennoch irgend einer zu tiefen Hervorholung schuldig finden, so habe ich noch ein Zufluchtsmittel in Händen, das Sie gewiß sammt und sonders respektiren werden, was ich durchaus nicht bezweifeln kann, und dieß ist folgendes: Sie haben bis dahin von mir höchstens nur vier bis fünf Seiten gelesen, und siehe da, ich bin bereits geboren. Nun aber bitte ich Sie um Himmels willen! wie lange währts oft in der Welt, und wie viel hat man oft erst in einem Buche zu lesen, ehe man erfährt, daß die Person, welche zum Hauptgegenstande gemacht wird, wirklich geboren ist, und noch dazu wie. Ich dürfte Sie nur unter vielen andern auf Sterne's Tristram Sandy verweisen; aber das

darf ich nicht wagen, weil ich befürchten müßte, dieß möchte mir als Kekkheit ausgelegt werden, gleichsam als unterfinge ich mich einem solchen grossen Meister der Kunst nachahmen zu wollen, ich nehme daher sogleich mein Wort wieder zurükk, und will auch nicht wieder auf dergleichen Auktoritäten berufen. Auch ist mir nicht unbekannt, was unser grosser Bürger sagt:

Doch ihr, Kunstjüngerlein!
Mögt meine Melodeien
Nur nicht flugs nachlalleien.
So leicht lallt sichs nicht nein.
Beherzigt doch das Dictum:
Cacatum non est pictum. — — —

Aus allen diesen Gründen streich' ich die Segel, und komme gleich auf mein einfaches Ich zurükk. Der dritte October 1753 war der so merkwürdige Tag, an dem ich das Licht der Welt erblikkte, und zwar in Wien, der Haupt- und Residenzstadt aller österreichischen Länder, der Nebenbuhlerinn Berlins, so daß man jezt nicht mehr weiß, welche von beiden Städten man zur Hauptstadt Deutschlands machen soll. Am besten hilft man sich, und verdirbt es dadurch mit keiner von beiden, wenn man sagt: die eine gelte so viel wie die andre,

keine solle künftighin vor der andern den Vorzug haben, sondern beide, Wien die Kaiserstadt, und Berlin die Königsstadt sollen Hand in Hand als die beiden gleichmächtigen Hauptstädte Deutschlands respektirt werden. Dieser Punkt wäre demnach sogleich ins Reine gebracht; aber wie ich nenne den dritten October 1753 einen merkwürdigen Tag, ist das nicht zu viel gesagt? Ich dächte nicht; denn ist nicht alles in der Welt, es mag einen Namen haben, welchen es wolle, bezugsweise zu verstehen und auch so zu nehmen? Merkwürdig ist ein relativer Begriff, der dritte October 1753 ist als mein Geburtstag wenigstens für mich ein merkwürdiger, und noch dazu ein äußerst merkwürdiger Tag; denn ohne diesen Tag würde ich gar nicht in rerum natura existiren, und dieß kann mir doch natürlicherweise auf keinen Fall gleichgültig seyn. Seyn oder nicht seyn, das ist die Frage, sagt Shakespeare, wie bekannt, in seinem Hamlet.

Wollte nun aber jemand hier einwenden: Ich hätte eben so gut einen Tag früher, oder einen Tag später, also entweder den 2ten oder den 4ten Oct. in jenem Jahre geboren werden, und auf diese Art auch ohne den dritten October existiren können, so kann ich als ein Rechtgläu-

biger nicht anders umhin, als einen solchen Einwendungenmacher gerade zu einen Irrgläubigen zu nennen; denn dieß alles stimmt nicht mit den Lehrmeinungen eines Zoroasters, eines Mahomeds, eines Calvins, und wie die großen Lichter der Welt sonst noch heissen, überein, folglich bin ich auch von dieser Seite gedekkt.

Die Wohnung meiner Eltern lag in der Leopoldstadt, da mein Vater in dieser Pfarre custos aedis oder Meßner war, eben das was in protestantischen Kirchen ein Küster ist. Meine Mutter, Barbara Spenn, war eine geborne Krieghammer. Sehr groß war die Freude dieser meiner guten Eltern über meine Geburt, und sie hielten, wie nicht allein sie selbst, sondern auch viele alte und junge Vettern, imgleichen viele alte und junge Muhmen mir oft gesagt haben, den dritten October 1753 für den merkwürdigsten Tag ihres Lebens, ein Grund mehr für mich, daß er auch mir der merkwürdigste Tag meines ganzen Lebens seyn und bleiben muß.

Was ich von meinen guten Eltern hier sagen werde, ist keineswegs blos das Erzeugniß der kindlichen Liebe, sondern auch eben so sehr der unbefangen erkannten Wahrheit aus später-

hin selbst erlangten Einsichten gemäß, wie ich denn gewohnt bin meine Mitmenschen, auch ohne durch die Bande der Natur so innig mit ihnen verknüpft zu seyn, als rechtes Kind mit seinen rechten Eltern aufs innigste verbunden ist, nur immer ruhig und ohne Eingenommenheit zu beurtheilen. Mein Vater war als Mensch ein in aller Hinsicht sehr rechtschaffner Mann, treu in seinem öffentlichen Berufe, liebevoller Gatte, zärtlicher Vater, wahrer Menschenfreund, und nach den Zeiten keinesweges das, was man in Rükksicht der Religionskenntnisse einen krassen Katholiken nennt. Meine Mutter hingegen war etwas bigot, oder wenn man lieber will, in manchen Stükken dummfromm, indessen ist dieß durchaus nicht auf ihre Rechnung zu bringen, sondern war lediglich die natürliche Folge des höchstmangelhaften Religionsunterrichts, den sie bei ihrer Erziehung genossen hatte; übrigens war sie wie der Vater gleich gut von Herzen.

Ihre Bigotterie machte ihr zu Zeiten einen sehr unnöthigen Gewissensscrupel, führte ihr aber auch manche frohe Aussicht in die Zukunft zu, welche viele andere Menschen bei ihren aufgeklärteren Religionsbegriffen durchaus nicht in der Art haben können, und hielt sie daher, wenn man

auf blossen Lebensgenuß sieht, in vieler Hinsicht schadlos. Wollte ich meine Eltern nur nach ihrem Betragen gegen mich beurtheilen, so könnte dieses mein Urtheil nicht anders als immer nur sehr einseitig ausfallen, und ich wäre in Gefahr ihnen nurverdiente Lobreden zu halten, zumal da ich nicht nur ihr erstes, sondern auch ihr einziges Kind war und blieb, woher man leicht denken kann, daß sie mir als ihrem einzigen Kinde alle nurmögliche Sorgfalt, Liebe und Zärtlichkeit erwiesen; aber sie, diese meine lieben, mir ewig unvergeßlichen Eltern waren auch gegen alle Menschen nach den mannigfaltigen Verhältnissen, in welchen sie mit ihnen standen, äußerst menschenfreundlich gesinnt, gefällig, friedliebend, dienstfertig und hülfreich, vorzüglich halfen und gaben sie den Armen, soviel nur ihre Vermögensumstände es erlaubten, mit milder Hand und christlich gutem Herzen, ohne sonderliche Rükksicht darauf zu nehmen, von welchem Volke und von welcher Religion der jedesmalige Arme war, der ihre Unterstützung suchte, und genoß. Mein Vater war von allen solchen Rükksichten viel freier als meine Mutter, bei der es sich doch zu Zeiten im Glaubenstornister regen wollte; aber sie ließ sich dann gern und willig vom Vater belehren. Die Einsichten und die Denkungsart

meines Vaters werden mir in diesem Stükke immer unvergeßlich bleiben. Mit inniger Rührung erinnere ich mich noch eines Gesprächs, was er über die Verschiedenheit des Glaubens, da wo es darauf ankommt, Armen zu helfen, von welchem Glauben und von welchem Volke sie auch immerhin seyn mögen, mit meiner Mutter hielt. Er erzählte unter andern die Geschichte von dem barmherzigen Samariter aus der heiligen Schrift, und zeigte darnach, wie nur ein protestantischer Prediger dieß kann, die ewig feststehende Wahrheit: Christ, kannst du irgend einem deiner Mitmenschen helfen und dienen, so frage nie zuvor: Hast du auch meinen Glauben, bist du auch aus meinem Volke; sondern hilf gleich, und denke beim Anblikk des Nothleidenden Bruders: Es ist mein Mitbruder, mein Nächster, dem ich immer, wie und wo ich kann, zu helfen schuldig bin, wenn ich ihm sonst zu helfen vermag. Das lehrte Jesus, der große Stifter der göttlichen Lehre, zu der wir uns so gern bekennen. Das lehrte er nicht nur, sondern das bewies er selbst durch sein eigenes Beispiel, und machte es allen denen, welche sich von ihm belehren lassen wollten, unter andern auch durch das Beispiel vom barmherzigen Samariter recht anschaulich. Laßt uns, lieben Kinder, sezte

dann mein guter Vater hinzu, indem er sich dabei an meine Mutter, an Freunde in der Familie, und auch wol schon an mich wandte, laßt uns, meine Lieben, sagte er dann, früher als Petrus lernen, daß Gott die Person nicht ansieht, sondern daß ihm jeder, er sey Jude, Heide oder Christ, der ihn fürchtet und recht thut, angenehm ist. Man sieht hieraus, daß mein Vater aus wahrer Liebe zur Sache ein fleißiger Bibelleser war, und von dem, was er las, eine sehr richtige Anwendung machte. So oft ich nachher die Stelle der Apostelgeschichte im 10ten Kap. im 34 und 35 Verse las, wo es heißt: Petrus aber that seinen Mund auf und sprach: Nun erfahre ich mit der Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansiehet; sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und rechtthut, der ist ihm angenehm, eben so oft erinnerte ich mich aufs lebhafteste an meinen Vater, und hatte sogleich den vollen Aufschluß jener Stelle, welchen mir selbst der berühmteste Doktor theologiä wenigstens nicht herzlicher, wenn auch gelehrter nachher geben konnte.

Die äußern Glücksumstände meiner Eltern waren ihrem Stande nach keinesweges schlecht zu nennen, und würden noch vorzüglicher ge-

wesen seyn, wenn nicht mein guter Vater sieben ganze Jahre hindurch an der Gicht und an einem offenen Fußschaden gelitten hätte, welche Kränklichkeit und Krankheit von Zeit zu Zeit für Arzt und Arzenei viel kostete. Ich komme auf mich selbst zurükk. Wie gesagt, der dritte Oct. 1753 war mein Geburtstag, dieß war der erste Sonntag im Monate, und noch dazu im Neumond am Tage eines großen Festes, welches vorzüglich von den Dominikanermönchen alle Jahre mit einem überaus großen Prunke gefeiert wird. Dieß ist das Rosenkranzfest. Mein Eingang in die subluarische Welt soll vorzüglich bei den alten und jungen Weibern, die meiner Mutter beistanden, großes Aufsehen erregt, und zu vielen Vermuthungen Anlaß gegeben haben. Alles wollte schon bei meiner Geburt vorherverkündigen, ja mit untrüglicher Gewißheit behaupten, daß ich einst ein großes Kirchenlicht, ein fester Vertheidiger der alleinseligmachenden Kirche und eine wahre Geißel der Ketzer werden würde! selbst meine Eltern beschlossen gleich in den ersten Tagen meines irrdischen Lebens mich dem geistlichen Stande zu widmen, und um mir auch zeitig genug das äußere Ansehen einer frühen Heiligkeit zu verschaffen, so mußte ich, als ich kaum das dritte Jahr zurükkgelegt hatte, den Jesuiterhabit

tragen, den ich indessen doch zwei Jahre darauf wieder ablegte. Es ist bei den Katholiken Sitte, war wenigstens sonst sehr häufig der Fall, daß Eltern ihre Kinder aus vorzüglicher Ehrfurcht gegen gewisse Heilige und Ordensstifter in den ersten Jahren die Klosterkleidung solcher Heiligen tragen lassen. Ein solcher Jesuiterhabit, wie ich erhielt, bestand aus einem übereinandergeschlagenen schwarzen Rokke, einer Binde um den Leib, an welcher ein Rosenkranz mit einem Kreuze befestigt war; hierzu kam ein Mantel, der eben so lang als das Kleid, und mit einem drei Finger hoch stehenden Kragen versehen war, und drittens ein auf zwei Seiten aufgestutzter Hut. Will ich hier ganz ehrlich seyn, so muß ich sagen, daß ich späterhin auf die Vermuthung gekommen bin, wie viele Eltern sich bei dieser Tracht ihrer Kinder nicht minder von weiser Sparsamkeit gegen ihren Geldbeutel, als von tiefer Ehrfurcht gegen diesen oder jenen Heiligen leiten lassen. Ich war ein gesunder, und wie man sagte, zugleich schöner Junge. Das am letztern wol etwas wahr gewesen seyn mag, habe ich leider! in der Folge erfahren müssen, so wenig ich mich auch anfänglich davon überzeugen wollte; denn daß ich wirklich einmal schön gewesen seyn soll, hat mir einen großen Theil

meines Lebens hindurch manches Abentheuer zugezogen.

Ich soll frühzeitig gezeigt haben, weß Geistes Kind ich sey, denn man bewunderte meine witzigen Einfälle; wenigstens hielt man mein vielleicht sehr possierliches Wesen und Benehmen für witzig, für klug und sogar mit unter für sehr verständig. Man schrieb mir viele Fähigkeit zu etwas ordentliches lernen zu können. Ich mußte lernen, und lernte auch; aber der Himmel weiß, was das alles für Zeug war, womit mein Kopf angefüllt wurde. Dunkel erinnere ich mich noch, daß es lauter Dinge waren, die vielleicht, sie mogten belehrend oder dummmachend, es mogte Sinn oder Unsinn darin seyn, für jedes andre Geschöpf, nur nicht für ein Kind von fünf bis sechs Jahren paßten; gerade in diesem Alter aber lernte ich nicht selten ganze Bogen theils in deutscher, theils in lateinischer Sprache auswendig, natürlich daß ich von der Sache selbst nichts verstand, und daß blos mein Gedächtniß aufs thätigste beschäftigt wurde. Beide die deutschen sowol, als die lateinischen Bücher, welche meine Lehrer mit mir lasen, waren ohne allen Zwekk für mein Alter gewählt. Was meinen Lehrern gerade in die Hände fiel,

damit wurde ich unterhalten, oder richtiger gepeinigt. Einer meiner ersten Lehrer — will ich streng gewissenhaft seyn, so kann ich keinem einzigen darunter eine Lobrede vernünftiger pädagogischer Kenntnisse halten — zeichnete sich, was Klugheit überhaupt, Einsichten in Jugendbedürfnisse und richtige Beurtheilung der Fähigkeiten und Anlagen eines Kindes von meinem Alter betrifft, nicht zum rühmlichsten aus. Dieser war ein katholischer Priester, und seiner Geburt nach ein Schwabe. Er hatte bereits das dreißigste Jahr zurükkgelegt, folglich war keine Hoffnung mehr da, daß er noch sonderliche Fortschritte in der Klugheit machen würde; denn wie bekannt werden die Schwaben, wie ein altes Sprüchwort sagt, vor dem dreißigsten Jahre nicht klug. Daß dieß Possen sind, versteht sich freilich von selbst. Es ist mit der natürlichen Klugheit und Dummheit der Menschen tout comme chez nous; man findet in jedem Lande kenntnißreiche und kenntnißarme Menschen. Ich versichere, daß ich sehr kluge Schwaben von allen Altern kenne, sie mögen unter oder über dreißig Jahre alt seyn. Doch diese Schutzrede habe ich in den Augen meiner Leser den Schwaben gewiß nicht zu halten nöthig. Nun auf meinen Schwaben zurükk. Er ließ mich so tapfer viel

Deutsches und Lateinischen auswendig lernen, daß ich schon früh ein grundgelehrter Mensch hätte werden müssen, wenn ichs nur verstanden hätte, was ich lernte. Ich leistete alles, was er verlangte. Seine Freude war darüber so groß, daß er wie begeistert in der Stube umhersprang, und meiner Mutter einmal über das andere zurief: Madam, Madam, das Kind muß ein Dokterle werden! ja das Kind muß ein Dokterle werden! Ach du lieber, guter, ehrlicher Schwabe, nie werde ich dich, und noch weniger die possierliche Figur vergessen, die du jedesmal bei diesem Ausrufe spieltest! Du hast dennoch nicht ganz unwahr prophezeiht, so wenig es auch wol bei dir auch nur der entfernteste Gedanke war, daß ich in dem Sinne des Worts, und unter solchen Umständen ein Doktor werden würde, wie ich es jetzt bin. Siehst du, ich sollte und mußte nach deinem in die Zukunft gerichteten Scharfblikk ein Doctor Theologiae und Nota bene Theologiae Sacro-sanctae catholicae werden. — Nun deine Mimen mögen nicht drob zürnenr daß dir das Schikksal, dem sich selbst Jupite, mit seinem ganzen Gefolge alles Sträubens ungeachtet am Ende weh- und demüthig unterwerfen muß, ein solches verdrießliches Qui pro Quo gespielt hat. Hilf dir, hilf deinem pro-

phetischen Scharfblikk, und deinem in die Enge getriebenen Gewissen hierbei so gut du kannst, hilf dir durch die einleuchtende Verwechselung dunkler Vorstellungen der Dinge, die noch kommen sollen, bring nur keine Schuld auf mich, deinen ehemaligen Jüngling, und vergiß diesen Schlag des Schikksals, welches, wie wir so eben vorher ernstlich mit einander erwogen haben, immer und ewig ein Factum inexorabile bleibt. Laß uns jezt in Frieden von einander scheiden, und empfange mich, wenn wir uns einst im Eingange der Seligen begegnen, mit väterlicher Huld und Liebe. Sehne dich aber vor der Hand noch nicht zu sehr nach meinem Besuche bei dir; denn siehe ich habe noch gar zu viel hienieden zu thun, so viel daß ich zweifle schon in fünf und zwanzig Jahren damit fertig zu werden. Wenn ich nur den einen Umstand nehme, daß ich jezt der Welt ein ganzes Buch von mir schreiben will, so siehst du wol von selbst ein, daß du mich dabei durch keine Vorwürfe des anders gewordenen Schikksals stören darfst. Also jezt lebe wohl bis auf Wiedersehen.

Ich genoß als Kind, so viel ich mich erinnern kann, eine sehr gute und anhaltende Gesundheit; denn ich wüßte nicht, daß ich, die ge-

wöhnlichen Kinderkrankheiten abgerechnet, auch nur einmal krank gewesen wäre. Meine Erziehung, so sehr sie mir auch damals in vielen Stükken gefallen mogte, war in aller Hinsicht nicht die beste, was ich in etwas reifern Jahren bald selbst einsah, und fühlte. Es wird sich dieß sogleich von selbst ergeben, wenn ich meinen Lesern sage, einmal daß meine Eltern ihrer eigenen erlangten Erziehung, und ihrem Stande nach selbst nicht recht wußten, was wol zu einer wirklich guten und zwekkmäßigen Erziehung der Jugend überhaupt, und dann vorzüglich der Kinder, welche über die gewöhnlichen Geschäfte des gemeinen bürgerlichen Lebens einst hinausgehen sollen, gehört, und zweitens das ich immer das einzige Kind meiner Eltern war, indem ich weder vor noch nach mir je einen Bruder oder eine Schwester gehabt habe. Dieser letzte Umstand hatte die Folge, wie das so häufig der Fall ist, daß ich zu sehr geliebt, und in vieler Rükksicht etwas verzogen wurde; doch thut man nicht selten den Eltern sehr unrecht, von welchen man im Allgemeinen glaubt, daß sie ihr einziges Kind, weil es ihr einziges Kind, oder ihnen von mehreren geblieben ist, verziehen; denn ich weiß Fälle, wo ein einziges Kind sehr richtig und zwekkmäßig erzogen wurde, dahingegen andere El-

tren von gleicher äußern Bildung, und von gleichem Stande ihre vier bis sechs Kinder entweder gänzlich verzogen oder leider! gänzlich unerzogen liessen. Der Glaube: ein einziges Kind wird allemal verzogen ist falsch, und ich wage es nicht einmal, sobald von selbst gebildeten Eltern die Rede ist, zu behaupten: ein einziges Kind wird in der Regel verzogen, so sehr haben mich meine spätern Erfahrungen vom Gegentheil überzeugt. Um nun auf mich selbst zurükkzukommen, so muß ich, wenn ich ehrlich seyn will, bekennen, daß meine Eltern nicht zur Zahl derer gehörten, die sich durch ihr Beispiel an mir bemüht hätten den Satz: einem einzigen Kinde wird immer zu viel zu Gute gehalten, es wird verzogen, und wie die Ehrentitelchen noch weiter heissen, unwahr zu machen; aber die Gerechtigkeit muß ich ihnen gleichwol widerfahren lassen, daß sie ihrer besten Einsicht nach mir die beste Erziehung zu geben suchten; denn sie sorgten immer für die ihrer Meinung nach besten Hauslehrer, indem sie immer einen Jesuiten dazu wählten, weil die Jesuiten damals allein für die besten Lehrer galten. Sie, meine guten Eltern thaten in dieser Hinsicht alles, was nur in ihren Kräften stand, und ich kann auch hieran nie ohne das tiefste Dankgefühl denken. Daß sie in ihrer

Wahl nicht glükklich, ja vielleicht vor vielen Menschen äußerst unglükklich waren, ist vernünftigerweise nicht auf ihre Rechnung zu bringen. Meine Hauslehrer, obgleich Jesuiten — aus welchem Orden, wie nicht zu leugnen ist, viele vorzüglich im Fache der katholischen Gelehrsamkeit äußerst brauchbare Männer hervorgegangen sind — waren mit einem Worte gesagt alle ohne Ausnahme zu diesem Behufe erbärmliche Menschen, und zeichnete ja sich einer vor den übrigen aus, so war dieß immer nur im umgekehrten Verhältnisse, nämlich in einer höhern Stufe von Dummheit, Unwissenheit und Aberglauben. Mit einem sanguinischcholerischen Temperamente verband ich gewiß ein sehr gutes zu keiner Tükke gestimmtes Herz. Wer mich näher kennen lernte, hat mir nie wahre Herzensgüte abgesprochen, und wenn ich von fern in dieser Rükksicht ein gutes Urtheil über mich fällen hörte, so muß ich sagen, daß mir mein Gewissen nie den Vorwurf machte, ich sei dieses Urtheils nicht würdig; denn nie konnte ich einem meiner Mittmenschen absichtlich wehthun, oder ihn vorsetzlich auf irgend eine Art kränken, und eben so wenig entließ ich je einen Menschen, dem ich zu helfen im Stande war, ohne Hülfe, und so ist es noch bis zur jetzigen Stunde. Sind dieß Kenn=

zeichen eines wahrguten Herzens, so darf ich stolz darauf seyn, ein solches gutes Herz zu besitzen. Was ich in der Welt wirklich Böses gethan habe, das sind die Wirkungen meines Leichtsinns und die Folgen böser Beispiele, die mir leider! im reichen Maaße vorgekommen sind. Daß ich fast mein ganzes Leben hindurch sehr leichtsinnig gewesen bin, erkenne ich von Herzen gern; denn die Folgen haben mich oft mehr als zu sehr mit der Nase darauf geführt. Experientia est optima magistra ist ein altes Sprichwort, und ein wahres Wort. Ich habe viel in den Wind geschlagen, dieß soll ja die Wirkung des Leichtsinns seyn; denn Leichtsinn, sagt man, sey die causa efficiens von dem in den Windschlagen, und ich bin nicht abgeneigt zu glauben, daß Leichtsinn und in den Windschlagen am Ende Synonyma sind, so wenig man auch heut zu Tage noch etwas von Synonymis wissen; hingegen jedem Worte seine ganz eigene, hm allein nur ausschließlich zukommende Bedeutung zugestehen will. Kurz und gut Ich glaube noch ganz altfränkisch an Synonyma. Was mein Leichtsinn geschadet hat, das hat er größtentheils nur mir geschadet, und nun auch weiter kein Wort davon. Wahrer Frohsinn schien recht eigentlich sein Zelt in meinem Herzen aufgeschlagen zu haben, und kündigte sich

von jeher sogleich auf meiner Stirn an, selten hat er mich bis diesen Augenblikk verlassen, und will er ja einmal entwischen, so suche ich ihn immer noch zur rechten Zeit beim Zipfel zu erhaschen. Wie würde es mir auch in der Welt ohne diesen tröstenden Gefährten bei mancher sich einstellenden drükkenden Noth ergangen seyn!

Ich lebte im Hause meiner Eltern als Kind und Knabe sehr glükklich. Da ich alles, was ich lernte, im Grunde nicht verstand, so war es wol sehr natürlich, daß es mich, wenn meine Stunden auswaren, weiterhin nicht beschäftigte, mit einem Worte, daß ich nachher nicht weiter daran dachte, weil es nicht meinem Verstande, sondern lediglich meinem Gedächtnisse zugeführt war. So viel weiß ich wenigstens, daß alle die Siebensachen, welche mir von diesem und jenem Heiligen erzählt, und nachher wieder abgefragt wurden, mir nie eine schlaflose Nacht zugezogen haben. Ich wußte recht viel von allen Heiligen der Vorzeit, wenn ich gefragt wurde; aber daß es ausser Wien und seiner nächsten umliegenden Gegend noch andere Städte und Dörfer u. s. w. in dem Dinge, was man Welt nennt, gäbe, das wußte ich nicht, oder erhielt nur äußerst dunkle gelegent-

liche Begriffe davon. Was Geographie in eigentlichem Sinne des Worts sey, erfuhr ich nicht. Schon war ich zehn Jahre alt, als ich noch nichts von Amerika und seiner Entdekkung im Jahre 1492 gehört hatte. Eben so wenig wurde ich auch nur von fern in das schönste aller Studien, in dieß zumal für die Jugend so nahe liegende, so überaus natürliche Studium, nämlich in die Naturgeschichte eingeführt, und doch sollte ich schnurstrakks ein Gelehrter in optima forma werden. Ich wußte wol, daß die Katze Mäuse fängt, aber zu welchem Geschlechte sie gehört, und welche schädliche oder unschädliche Eigenschaften sie sonst noch an sich hat, das zu hören und mit dergleichen profanen Dingen beschäftigt zu werden, vertrug sich nicht mit der Tagesordnung meiner Jugendstudien, auf der nur Heilige, und die zunächst daran grenzenden Geheimnisse standen.

Was mich schadlos hielt, war der tagtägliche Umgang mit verschiedenen Gespielen. Sobald meine Schule geschossen war, fanden sich immer lustige Kameraden bei mir ein, da meine Eltern es weit lieber sahen, daß ich Besuch annahm, als Besuch gab. Bald giengs auf den Hof um Ball zu fangen, oder ins Gärtchen um uns herumzutummeln, am häu-

figsten aber war der Boden unser Spielplatz. Hier stand unter andern ein Billard, was wir fleißig benutzten. Zur Abwechselung spielten wir auch auf diesem ziemlich geräumigen Platze zu Zeiten Haschemann, und bei dieser Gelegenheit hätte ich sehr leicht mein junges Leben auf immer einbüßen können; denn es fehlte nicht viel, so hätte ich mein Grab im Wasser gefunden. Im Wasser, wird man hier vielleicht mit vieler Verwunderung fragen? Ja, ja, meine lieben Leser im Wasser. Lassen Sie sich erzählen, wie das zusammenhängt. Nicht nur in Wien, sondern überhaupt im Oestreichschen existirt schon seit langer Zeit der Polizeibefehl, daß jeder Hauswirth wegen entstehender Feuersgefahr den ganzen Sommer hindurch ein grosses Gefäß mit Wasser auf seinem Boden halten muß. Von Zeit zu Zeit gehen Polizeidiener umher, und sehen nach, ob diese Verordnung überall gehörig beobachtet wird. Gegen den Winter wird das Wasser ausgeschüttet, und das Gefäß braucht erst wieder nach Ostern angefüllt zu werden. Es versteht sich von selbst, daß alle Einwohner, welche Reinlichkeit lieben, dieß Wasser, wenn es faul zu werden anfängt, mit reinem frischen Wasser vertauschen. Ich las letzhin zwei Tabellen, welche in der Aueschen Buchhandlung

zu Cöthen herausgekommen sind, und wovon die eine von der Feuerverhütung, und die andere von der Feuerlöschung handelt; bei dieser Lesung, die jedem Hauswirthe nicht wichtig genug gemacht werden kann, fiel mir auch jener Gebrauch in Wien wieder ein. Wenn ich nicht befürchten müßte meine Leser zu ermüden, so würde ich hier einige meiner Ideen über Feuerverhütung und Feuerlöschung mittheilen — doch ich muß wol in meiner Lebensbeschreibung fortfahren, vielleicht findet sich späterhin ein schikklicher Ort, noch einmal in diesem Buche auf jenen Punkt zurükkzukommen. Wie gesagt, ich hätte bald mein Grab im Wasser gefunden, und noch dazu auf dem Boden im Hause meiner Eltern. Gewiß werden meine Leser nun wol rathen, was kommen wird. Ich spielte einst mit einigen meiner eben so lustigen Kameraden Haschemann, und siehe da, ich wollte entwischen, machte einen Seitensprung, und stürzte — der Himmel weiß, wie das möglich war, ich weiß es noch diese Stunde nicht — ins volle Wasserfaß, und zwar so, daß ich auf den Kopf zu stehen kam. Ich soll keinen Laut von mir gegeben haben, auch meine Gespielen wollten diesen Hineinsturz nur durch das Geplätscher des Wassers bemerkt haben. Sie kommen heran, be-

trachten mich voller Bestürzung, endlich erholt sich wenigstens einer von seinem Schrekk, und ruft den andern zu: Geschwind, geschwind, faßt mit an, wir müssen ihn bei den Beinen herausziehen. Wie gesagt so geschehen. Ich soll ganz todt gewosen seyn, indessen erholte ich mich doch bald wieder, und hatte bald so viele Besinnung, daß ich den ganzen Vorgang meinen Eltern verheimlichen zu können wünschte, theils um ihnen einen Schrekk, theils um mir Vorwürfe zu ersparen; aber mein ganz durchnäßter Anzug nöthigte mich das Geheimniß zu entdekken. Ich erzählte mein Abentheuer mit vieler Heiterkeit, und meine Herzens gute Mutter freuete sich über alle Maaßen, daß ich, ihr liebes Kind, nur so glükklich mit dem Leben davon gekommen war. Dieß Wasserbad zog mir keine unangenehme Folgen zu, und ich nahm mich nachher immer gehörig vor dem bösen Fasse in Acht, so oft ich wieder auf den Boden kam; denn ein verbranntes Kind scheuet das Feuer. — Doch waren dieß nicht die einzigen Gefährlichkeiten, welche ich auf dem Boden auszustehen hatte, es stand mir eine noch größere und schmerzhaftere bevor, und das war folgender Umstand: Es hatte ein Seiltänzer eine ganze Woche hindurch seine Künste auf einem freien Platze in Wien für Geld gezeigt.

Alles, was Kopf und Beine hatte, strömte dahin, vorzüglich die gesammte Jugend. Ich war gewiß keiner der letzten, und lief alle Tage hin. Ich glaubte diesem Künstler, der im höchsten Grade meinen Beifall hatte, und den ich damals mit zu den glükklichsten Menschen unter der Sonne zählte, manches Kunststükkchen abgelernt zu haben, was war daher natürlicher, als daß ich mein Heil versuchte, wie weit ich ihm nahe zu kommen im Stande wäre? Einen Strikk hervorgesucht, und nun mit meinen Kameraden auf den Boden war nicht sobald gedacht, als wirklich ins Werk gesetzt. Wir trafen zu meinen zum Vorschein kommenden Künsten sogleich die nöthigen Anstalten. Den ersten und zweiten Tag ging alles nach Herzenswunsch; meine Zuschauer freueten sich gar sehr, daß ich solche künstliche Schwenkungen auf meinem Seile machen konnte. Sie wollten mir dieß und jenes nachmachen, fühlten aber bald ihr Unvermögen, und erkannten sich selbst gegen mich für die größten Stümper. Ich wurde stolz auf meinen Vorzug, und versicherte bei der dritten Zusammenkunft: Nun sollten sie Dinge sehen, welche sie in Erstaunen setzen würden; ja wol in Erstaunen, aber wie? Es wäre beinahe um mein Leben geschehen gewesen, und erst nach einer Stunde

soll ich mich wieder erhohlt haben, den Schmerz davon fühlte ich noch mehrere Tage. Ich hatte zu viel gewagt, mein Seil zu hoch vom Boden gespannt. Ich stürzte auf den Kopf, wurde verwundet, und verlor viel Blut. Nun war ich für meinen Vorwitz genug bestraft, und mußte mein Seiltanzen einstellen. Recht lebhaft wurde ich vor einigen Jahren hieran wieder erinnert, als ich Florians Fabeln nach Catel's Uebersetzung las.

Ich kann nicht unterlassen, meinen Lesern, worunter ich mir auch manche junge Leute denke, hier jene Fabel sogleich mitzutheilen, wodurch ich zugleich aller fernern Warnung vor der Nachahmung meines unglükklichen Beispiels überhoben bin.

Der Seiltänzer und die Balanzierstange.

Ein Tänzer auf dem Seil fing an in seiner Kunst
Kein Lehrling mehr zu seyn. Leicht, stark, gewandt und munter
Erwarb er sich bei allen Lob und Gunst.
Auf seiner schmalen Bahn ging er hinauf, hinunter
Mit gradem Leibe, festem Schritt,

Dreist und geschikkt; nur daß in seinen Händen
Der Balanzier mit Blei an beiden Enden
Stets schweben muß; dieß ist der Zauberstab, womit
Er auf und ab, und in die Höhe gehet,
Bald sich auf einem Fuße drehet,
Bald wie auf glatter Fluth —
Mit leichtem Fittig nie die schnelle Schwalbe ruht;
Das straffe Seil berührt, und wieder in die Höhe
Vom Seil geschleudert wird. Allein
Dem jungen Künstler, stolz, daß es so herrlich gehe,
Fällt es mit einemmale ein:
„Wozu mag wol die Stange nöthig seyn?
Sie hindert mich ia nur im Springen;
Sie macht mich unbeholfen, schwer:
Wer wollte mit dergleichen Dingen
Sich länger quälen? Frei gehts besser sich einher! —
Die rasche That folgt dem Gedanken:
Er wirft die Stange weg, fängt aber an zu wanken,
Strekkt beide Arme aus, fällt, bricht das Nasenbein,
Und sammelt Spott statt Mitleid ein.

O Jugend! Jugend! laß dir's sagen:
Wer keine Regel kennt, wer keine Fesseln tragen,
Kein Joch erdulden will, der findt
Früh oder spät, wie sehr er sich betrogen.
Vernunft, Gesetze, Tugend sind
Die Stange, die Dich drükkt, der du, bethörtes Kind!
Oft in der Leidenschaft die Freiheit vorgezogen,

Behalte sie dein Lebelang!
Sie ist wol schwer, allein sie sichert deinen Gang.

Das Spielen blieb zwar deßhalb nicht nach; aber es wurde wieder gemeinschaftlich, von ganz anderer Art und nicht mehr Halsbrechend. Wir fingen an Comedie zu spielen, und wagten uns nachgerade an ganze, für die damalige Zeit gar nicht unwichtige, Stükke. Wir wurden bei unsern geheimen Zusammenkünften belauscht, und was noch mehr ist bewundert. Bald wurden wir aus unserer Einsamkeit hervorgezogen, und mußten bald in diesem, bald in jenem elterlichen Hause spielen. Wir führten auf den Doktor Faust, den Doktor Wagner, das steinerne Gastmahl Genoveva u. s. w. u. s. w. vorzüglich aber in Marionetten oder Gaukelpuppen. Da ich von meinen Eltern schon frühzeitig zum geistlichen Stande bestimmt war, so mußte ich nun dem gewöhnlichen Schlendrian zu Folge, zumal da ich zehn Jahre zählte, aus dem Hause, und in ein geistliches Erziehungs- und Unterrichtsinstitut gebracht werden. Mein Vater übergab mich der Schule der Jesuiten, um die bestimmten sechs Klassen in den nächsten sechs Jahren daselbst durchzugehen. Dieß nennt man die Humaniora treiben, ja wol

Humaniora und vielleicht noch mehr als Humaniora!

Ich wurde geprüft, und obgleich der P. Präfekt fand, daß ich im Grunde noch viel zu weit zurükk war, als um seine und des ganzen Instituts Humaniora mit Nutzen anfangen zu können, so wurde ich dennoch angenommen, weil man so gütig war in mir die natürliche Fähigkeit zu finden, daß ich bei rechtem Fleiße in kurzer Zeit das Versäumte nachholen könnte, und würde. Von den ersten vier Jahren, die ich hier zubrachte, kann ich nicht viel sagen, es ging alles fast immer einen und denselben Gang. Am Ende des vierten Jahrs, nachdem ich das Mangelhafte vorzüglich des Religionsunterrichts, wo alle Augenblikke der Tod und die Leiche Luthers geschildert wurden, etwas zu stark selbst zu fühlen anfing, rükkte ich mit meinem Wunsche: das Collegium der Unternjesuiten mit dem der Oberejesuiten zu vertauschen hervor. Es wurde mein Wunsch erfüllt, weit zu ziehen hatte ich nicht, ich kam blos auf dem Hofplatze zu wohnen. Der Professor in der Poesie war der so würdige, gelehrte und menschenfreundliche Mann P. Mastalier, welchen ich nun auch meinen Lehrer zu nennen das

Glükk hatte. Im sechsten Jahre hatte ich den Professor Bremlechner, einen sehr guten gelassenen Mann zum Lehrer in der Rhetorik. Es war bei den Jesuiten Sitte, daß jeder Schüler monatlich wenigstens zweimal zur Beichte und zum Abendmahl gehen mußte. Nach geendigter Beichte mußte jeder Studirende dem Beichtvater seinen aufgeschriebenen Namen in einem verschloßnen Zettel übergeben. Am Ende jedes Monats ließen sich die Professoren von den Beichtvätern die Zettel einhändigen, um zu sehen, ob ein jeder ihrer Zöglinge auch in dieser Rükksicht seine Pflicht erfüllt habe. Die, welche diese festgesetzte Religionshandlung in einem Monate gänzlich vernachlässigt hatten, wurden in der Schule öffentlich ausgenannt, und dann bald so, bald so bestraft. Wer noch heimlich einen Pfennig zuzusetzen hatte, konnte auch einen andern für sich beichten und zum Abendmahle gehen lassen, wenn sich nur sein Name in dem verschlossenen Zettel befand. Dieß Stellvertreten brachte dem Stellvertreter jedesmal ein Honorar von baaren vier Groschen ein. So trieben schon junge Leute mit göttlichen Dingen Handel und Wandel, und ehrten noch das Andenken an den berüchtigten Tezel. Was Wunder! ist es nicht von jeher der Fall

gewesen: So wie die Alten sungen so zwitscherten die Jungen?

Einstens nun traf es sich, daß ich einen ganzen Monat hindurch keinen Trieb und keine Neigung bei mir zur Beichte und zum Abendmahle fühlte, und daher ganz zurükkblieb. Der Monat war verflossen, und ich in dieser Rükksicht ganz ruhig, aber nicht so mein lieber Professor Bremlechner. Dieser kam am zweiten des neuen Monats mit einer sehr verdrießlichen Miene in die Schule, und zog bald darauf mit einer noch verdrießlichern ein Verzeichniß hervor, auf welchem sich nicht mehr als zwanzig Sünder befanden, die nicht gebeichtet und das heilige Abendmahl genossen hatten. Ich war, wie meine Leser schon wissen, mit unter der Zahl dieser armen Sünder. Alle wurden dem Namen nach aufgerufen, und mußten sagen, was sie zur Entschuldigung ihrer versäumten Pflicht vorzubringen hätten. Nun kam die Reihe auch an mich. Ich rüstete mich mit Muth aus, und behielt so viele Gegenwart des Geistes, daß ich dreist läugnen konnte. Ich sagte mit vieler Kekkheit. Ich hätte bestimmt einmal gebeichtet, und wundre mich daher, daß sich mein Name unter den Beichtkindern des ver-

flossenen Monats nicht fände, er müsse verloren gegangen seyn. Nun fragte der Herr Professor: Bei wem hat Er gebeichtet? Auch hier war ich noch nicht verlegen, sondern nannte, um mich durch Zögern nicht zu verrathen, den ersten den besten, der mir einfiel. Ganz gelassen sagte Bremlechner: Er kann hingehen, und sich von demselben ein Zeugniß hohlen. Ich ging hin, aber wie erschrakk ich, als ich erfuhr, daß dieser vorgegebene Beichtvater bereits ein halbes Jahr todt sey. Obstupui steteruntque comae — nun war aller Muth dahin, zurükk mußte ich; aber wie? Ich dachte hin, ich dachte her, oder vielmehr ich suchte zu denken, aber es wollte nicht gehen, ich konnte eigentlich gar nicht mehr denken. Bei meiner Zurükkunft in die Klasse sagte mein Professor wieder eben so ruhig: Nun weise Er her sein Zeugniß. Ich stammelte, wollte meine Sünde bekennen; aber nun war kein Erbarmen mehr. Der Geduldsfaden des sonst gelassenen Mannes riß durch und durch. Ein Strom von den heftigsten Vorwürfen ergoß sich über mich und meine Mitschuldigen, die Klasse war für dießmal geschlossen, und wir blieben in der schrekklichen Ungewißheit, welches unser ferneres Loos seyn würde. Am folgenden Tage wurde ich mit dreizehn Mit-

schuldigen vors hochgeistliche Concilium — es war für uns Deliquenten eben so gut, als ein nothpeinliches Halsgericht, wieder ein Beweis, daß es intellektuelle und moralische Synonyma gibt — berufen, und hier war das Ende vom Liede, um meine Leser nicht durch die Mittheilung des voraufgehenden Ergusses einer langen und breiten mit allen nöthigen Ingredienzien versehenen Strafpredigt hinzuhalten, daß wir alle ohne Gnade und Barmherzigkeit relegirt oder gänzlich aus dem Institute weggewiesen wurden. Es fand hier kein jus appellandi statt, wenn wir auch als die weh- und demüthigsten Klienten in unsern Eltern, Vettern und Muhmen die wirkendsten Sachwalter aufstellten; denn wir hatten es mit einem in seiner Art höchsten Gerichte zu thun, von dem an kein Weiterappelliren zu denken war. Was war nun zu machen? Dem geistlichen Stande war ich ein für allemal gewidmet. Das letzte Jahr von den Vorbereitungsjahren zur Universität war schon angefangen, und wie hätten meine guten Eltern mich, ihr einziges Kind, so auf immer aus einem Stande hinweggewiesen sehen können, den sie — vorzüglich meine Mutter — für den einzigglücklichen hier in der Welt hielten, ohne vor Herzeleid im Kurzen das Zeitliche zu

segnen? Etwas zu hart waren wir wol alle vierzehn gestraft worden, doch ich schweige, denn wir hatten gegen die Gesetze des Instituts gesündigt, und verdienten, wenn man Jünglinge wie Männer behandeln will, die Strafe, welche, wie jeder Scholar wußte, wenigstens erfolgen konnte, wenn auch in der Regel erwartet wurde, daß sie nicht erfolgen würde.

Meine Eltern ruheten nicht, bis sie mich erst wieder auf eine oder die andere Art in dasselbe Gleis gebracht hatten. Da alle ihre Vorstellungen und Bitten: mir zu verzeihen und mich wieder anzunehmen bei den Jesuiten vergeblich waren: so wandten sie sich an die sogenannten Patres piarum scholarum oder Piaristen, bei welchen und von welchen man eben so gut zur Universität zubereitet werden konnte. Meine Eltern, durch Noth, die Mutter aller Erfindungen, also auch nur zu oft die Mutter der Lügen, aufgefordert, thaten alles um mich diesen frommen Männern zu empfehlen. Mein Mißgeschikk bei den Jesuiten wurde ganz mit Stillschweigen übergangen, ich mußte krank, ich mußte verreis't gewesen seyn, mußte eine Zeitlang zu Hause studirt, Privatunterricht gehabt haben u. s. w., lauter triftige Gründe, weßhalb es nicht möglich war, ein

Zeugniß, was doch eigentlich erfordert wurde, von einem andern Institute vorzeigen zu können. Die gütigen Patres nahmen mich an, und ich ging nun bona pace in ihre Schule. Vierzehn Tage waren ruhig, vergnügt und glükklich verflossen, und ich wähnte schon, daß mich kein Unglükk treffen könnte, als mit einemmal der P. Lector nebst dem Präfekt in die Klasse kam, meinen Namen aufrief, und mich aufforderte wegen meines Betrugs Rechenschaft abzulegen.

Das, was so schön verschwiegen war, wurde auf folgende Art verrathen. Einige von denen, welche mit mir zugleich auf immer von den Jesuiten weggewiesen waren, meldeten sich gleichfalls in diesem Institute. Es wurde natürlicherweise auch von ihnen ein Zeugniß über ihren vorigen Aufenthalt verlangt; da sie nun dieses nicht herbeischaffen konnten, und nicht klug genug waren irgend etwas anderes, nur das nicht, daß sie bei den Jesuiten gewesen waren, zu sagen: so kam ihre Relegation an den Tag, und sie wurden abgewiesen. Nun beriefen sie sich auf mich, und meinten, dann hätte ich auch nicht aufgenommen werden müssen. Hier war abermals Holland in Noth, oder richtiger Jo:

seph Spenn, denn er sollte feliciter wieder abbauen. Gewiß hätte ich fortgemußt, wenn sich meine lieben, guten Eltern nicht ins Mittel geschlagen, und einen und den andern Herrn dieser Patres piarum scholarum durch Erquikkungen mancher Art, als da sind Wein, Schokolade, Kaffe u. s. w. u. s. w. so zu gewinnen gesucht hätten, daß nicht allein sechs meiner angemeldeten Mitdeliqenten liebevoll ins Institut aufgenommen, sondern auch alle meine frühern Sünden in tiefe Vergessenheit begraben wurden. Wäre ich so sehr Philosoph um tuskulanische Quästionen anstellen zu können, so würde ich mich hier erkühnen über diesen casus extraordinarius ein wenig in die Welt hinein zu philosophiren, und würde (aber blos für mich) sagen: Existit autem hic quaestio subdifficilis — ich muß ja deutsch sprechen: Es entsteht hier die nicht ganz leichte Frage, ob mir um jener sechs willen, oder ob jenen sechsen um meinentwillen eine solche grosse Gnade und Barmherzigkeit erwiesen wurde. — Doch wer will und wer kann immer so pünktlich die ächten Gründe von einer Sache aufsuchen? Kurz und gut ich hatte das Glükk bleiben zu dürfen. Das Glükk? Allerdings das Glükk, denn ich war jetzt weit glükklicher, als bei den Jesuiten, und muß gestehen, daß mir das,

was mir vorher zu einer so grossen Sünde zugerechnet wurde, einen bedeutenden Vortheil für Verstand und Herz verschaffte. Ich hatte hier an dem Professor P. Alexius einen sehr rechtschaffnen, artigen und aufgeklärten Mann. Neun Monate hindurch genoß ich seinen vortrefflichen Unterricht, und mit demselben zugleich auch seine Liebe. Unter andern Vergnügungen, wurde auch eine lateinische Comedie, wovon er Verfasser war, aufgeführt, in welcher ich nicht die unbedeutendste Rolle spielte. Mein letztes Jahr war da, wo ich mich entschliessen mußte, entweder die Universität zu besuchen, oder gleich als Geistlicher in ein Kloster zu gehen. Man ist um diese Zeit darauf bedacht sich für die Zukunft eine Brotgebende Lebensart zu wählen. Viele junge Leute bestimmen sich jetzt schon in einen Mönchsorden zu treten. Es waren dasmal wol unsrer dreißig, welche entschlossen waren, der eine in diesen, der andre in jenen Mönchsorden zu gehen: Mein Vater wünschte, daß ich Weltpriester würde; meine Mutter hingegen war so eitel, daß sie keinen schönern Wunsch kannte, als den, mich im Stifte Bernekk als Prämonstratenser aufgenommen zu sehen, weil nach ihrer süssen Vorstellung die Tracht zu meiner Größe und zu meiner Gestalt ein vollendetes Ganze aus mir machen würde. Ver-

nekk ist eine Abtei, in welcher die Geistlichen sehr gut lebten, die Kleidung dieses Ordens ist weiß, sogar die Schuhe, auch der Kopf muß stets weiß seyn, zu welchem Ende jeder dieser Stiftsherrn monatlich zwei Thaler für Puder erhielt. Alles ohne Ausnahme mnßte weiß seyn um keinen Flekk des Körpers sehen zu lassen, der nicht mit der Farbe der Unschuld bedekkt gewesen wäre; ich muß von dieser Abtei nur noch anführen, daß sie von dem so menschenfreundlichen Joseph dem Zweiten aufgehoben wurde, ein Beweis entweder daß Joseph nicht der so menschenfreundliche Mann kann gewesen seyn, oder daß jene äußerliche Unschuld nicht zugleich eine innerliche Unschuld gewesen seyn muß. Ich kann mit gutem Gewissen, wofern anders meine armselige Stimme hierin etwas zu entscheiden im Stande ist, behaupten, daß sich die Aufhebung benannter Abtei mit Josephs Menschenfreundlichkeit vollkommen verträgt; denn es war dieß Stift ein nichts nutzendes und dabei Brotfressendes Ding, dessen Erhaltungskosten zu zwekkmäßigern Staatsangelegenheiten verwandt werden konnten. Ich wollte weder das eine noch das andre, sondern bestand darauf Bettelmönch zu werden, und zwar Augustiner de larga manica. Es ist billig, daß ich meinen Le-

ſern ſage, wie und woher dieſer heilige Entſchluß in meiner Bruſt reifte. Ein Mitſtudent, Namens Dietmüller, beſuchte mich, als ich gerade ſechzehntehalb Jahre alt war, und entdekkte mir im Vertrauen, daß er einige Auguſtiner auf der Landſtraſſe geſprochen, und gegen dieſe den Wunſch geäußert hätte ihr Confrater zu werden. Er habe, ſetzte er hinzu, bereits die größte Hoffnung ſeinen Wunſch erfüllt zu ſehen, wie wär's lieber Spenn, ließ er ſich bald darauf weiter gegen mich vernehmen, du begleiteteſt mich morgen ins Kloſter? Vielleicht gefällt es auch dir da, und o wie groß würde meine Freude ſeyn, wenn wir bald beide uns da aufgenommen ſähen! Ich ließ mich überreden, und wir gingen am andern Morgen wirklich zu dieſen Fatribus ins Kloſter. Es war ungefähr eine halbe Stunde vor dem Mittagseſſen, als wir daſelbſt ankamen. Ein Wohlgeruch und Duft der ſchönſten Art, als ob hier nur Götterſpeiſe und Göttertrank zu Hauſe ſey, roch unſern Naſen lieblich entgegen. Dieß war ein ſo günſtiges Omen, als es nur irgend eine günſtige Vorbedeutung in der Welt geben kann, ein Wunder hätte dazwiſchen kommen müſſen, wenn die Folgen hätten anders werden ſollen, als ſie es wirklich wurden. Und

worin bestand dieß Ambrosia? — Es war — es war saurer Kohl und Bratwurst — und der Nektar? Ein gutes Glas Wein. Wir mußten zu Tische bleiben, und thaten uns sehr bene. Ein junger Magen und eine hübsche Morgenpromenade konnten wol keine andere als gerade diese Wirkung hervorbringen. Der Klosterоberer war ein sehr würdiger Mann, mit Namen Ernst Schober, Doktor der Theologie; er nahm uns sehr gütig auf, und lud uns auch zum Essen ein. Die Zahl der Mönche besagte dasmal 64, alle schienen mir, der eine auf diese, der andere auf jene Art sehr vergnügt zu seyn, kurz, Essen, Trinken, die Güte des Obern, und die Gesellschaft der Brüder, mit einem Worte alles wirkte so sehr auf mich, daß ich noch am selben Tage eine, versteht sich lateinische Bittschrift aufsetzte, und sie am andern Morgen dem P. Provincial überreichte. Diesen Schritt erkenne ich noch jetzt für den ersten leichtsinnigsten, den ich, seitdem ich von mir selbst vernünftige Ueberlegung zu erwarten berechtigt war, nur je in meinem Leben thun konnte. Ich bin genug dafür bestraft worden, denn er wurde zugleich der nachtheiligste für die Folge meines ganzen Lebens. Mir hat also im Grunde weiter nichts, als saurer Kohl und

Bratwurst nebst einem schönen Glase Wein den Beruf zum Mönchsstande eingeflößt. Dieß alles verheimlichte ich meinen Eltern, da es doch durchaus meine Pflicht gewesen wäre sie, ehe ich nur einen Schritt that, um Rath zu fragen. Vier Wochen vergingen in aller Stille, und ich fing schon an zu fürchten, daß auf meine Bittschrift gar nicht geachtet werden mögte, als ich mit einemmale von dem P. Provincial Fructuosus Hutter ins Kloster beschieden wurde. Hier nun erhielt ich meine Bittschrift mit der sich darauf befindenden Antwort zurükk, daß ich in den Orden aufgenommen wäre, und mich in drei Wochen zu Prug an der Leithe an der ungarischen Grenze ungefähr drei Meilen von Wien einzufinden hätte, um im dortigen Kloster eingekleidet zu werden. Ich erhielt Anweisung, mich bei dem Provinz-Procurator zu melden, der mir das Nähere schriftlich übergeben würde. Ich dankte, und konnte nicht Worte genug finden, um meinen wärmsten Dank auszudrükken, ich war ganz von Freude berauscht, und eilte um zu diesem Manne an den ich meine Anweisung hatte, nur erst einmal hinzukommen. Er fiel mir in aller Rükksicht recht sehr auf. Sein Aeußeres hatte viel Abschrekkendes, und was er sprach eignete sich keines-

weges in diesem rohen Körper eine verfeinerte Sele zu muthmaaßen. Seine Nase war über und über mit Kupfer belegt, der Vergleich den ich nachher von manchen machen hörte, war wirklich nicht ganz übel, man gab nämlich die Nase selbst für eine Sau, und die kupfernen Auswüchse für die Ferkel aus.

So sehr ich auch in diesem meinem Jünglingsalter anderweitig beschäftigt war, als daß ich Tag und Nacht an diese große Nase hätte denken können, so muß ich doch sagen, daß sie auch mich, wie jeden andern, mehr als einmal in Erstaunen setzte. Da ich nachher mit dieser kupferreichen Nase in nähere Verbindung kam, so hörte ich ihr einst einen icht kleine Lobrede halten. Wir hielten eine Frohnleichnamsprocession, und mußten unter andern auch das Militair passiren, da stieß ein Soldat seinen Nebenmann an und sagte: Sieh' einmal hin, Bruder, Sacrament das ist eine Nase! und der Nebenmann drükkte, sobald er diese Mißgeburt gesehen hatte, sich noch stärker darüber aus.

Als ich in spätern Jahren die Geschichte des Riesen Goliath, wie sie Klaudius oder der Wandsbekkerbothe erzählt, las, so fiel mir bei der plattdeutschen Nachahmung dieses Gedichts auch jene Nase wieder ein:

„Et was emahl ein grother Mann,
Dei Mann was ein Philister,
Erinnert jih jich wol daran
Vertellte uhse Käster:
Dei Näse was ses Ellen lang,
Ses Ellen was dei Näse lang,
Dat heit ikk eine Näse!

Mein schon beschriebener Mann war zwar so grob wie Bohnenstroh; aber er meinte es deßhalb nicht immer so böse, als man wol anfänglich hätte denken sollen; ich wenigstens habe in meinem Mönchsstande verschiedene Beweise seiner guten Denkungsart und Herzensgüte genossen. Ich komme auf das zurükk, was jezt mit mir vorging. Er gab mir ein schriftliches Verzeichniß von dem allen, was ich, um Augustinermönch zu werden, theils zu bezahlen, theils mitzubringen hätte. Diese Designation besagte Folgendes:

120 (schreibe einhundert und zwanzig) Gulden Kostgeld im Noviciate oder Probejahre.

2 weiße und 1 schwarzen Habit oder Anzug.

1 Huth mit Huthschnur von Seide;

2 Dutzend Hemden, 1 Dutzend weiße und eben so viele schwarze Strümpfe.

3 Paar Schuhe, 1 Schlafrokk u. s. w.

Die ganze Veränderungsforderung mogte sich leicht auf 500 Gulden belaufen. Meine Rükkkehr nach Hause mit der hochbeglükkten Bittschrift nebst höchst unbedeutender Designation, wofür ich die letzte im heiligen Amtseifer nur hielt, war weit mehr ein Fliegen als Gehen, und dabei träumte ich mir eine ganz andere Aufnahme bei meinen Eltern, als die war, welche wirklich erfolgte; ich glaubte nämlich, meine Eltern sollten die größte herzlichste Freude drob haben.

Aber wie sehr, ach wie sehr irrte ich mich, weder Vater noch Mutter war damit zufrieden. Sobald mein Vater die ihm vorgelegten Schriften sah, las er sie mit aller Ruhe, erzählte der Mutter den ganzen Inhalt, und sagte dann mit der größten Gelassenheit von der Welt: Mein Sohn, daraus kann nichts werden, du hast dich ganz vergeblich bemüht; meine Mutter hingegen ließ es bei einem solchen trokknen Abweisen nicht bewenden, sondern sie fuhr ein Bißchen derber darunter. Was, schrie sie auf, was, du wolltest ein Bettelmönch werden, Joseph! dazu habe ich dich nicht unter diesem Herzen getragen, dazu bist du mir zu sauer geworden, das geschieht nun und nimmermehr, sag' einmal Joseph! willst du noch ein Augustiner werden? Ja, liebe Mutter,

war meine Antwort, ein Bettelmönch und nichts anderes. Warte, warte, den Bettelmönch will ich dir bald aus dem Sinne bringen, rief sie im größten Zorn, und damit griff sie nach dem ersten besten Stokke, und machte sich damit auf meinem armen Rükken eine tüchtige Motion, und nur der wiederholte Zuruf meines Vaters: Halt ein, machte der Sache für dießmal ein Ende. Es vergingen über acht Tage, daß ich nicht den Mund aufthun durfte ein Augustiner werden zu wollen. Es ist gebräuchlich, daß wenn ein Student schon erklärt in ein Kloster aufgenommen werden kann, er zuvor, ehe er im katholischen Sinne des Worts die Welt verläßt, drei bis vier Wochen im Brautkleide umhergeht, seine Freunde besucht, und so noch die weltliche Freiheit so gut genießt als Temperament und Umstände ihm dieß erlauben. Vier mit mir aufgenommene Kandidaten trugen schon acht Tage ihr Brautkleid. Ich durfte nicht ein Wörtchen fallen lassen, wie sehr ich mir auch ein solches Brautkleid wünschte, ob mir gleich jedesmal, wenn ich meine Mitbewerber sah, das Herz blutete. Die leiseste Aeußerung zog mir gleich böse Gesichter zu, und wagte ich es dennoch meinen Vorsatz laut zu äußern, so machte meine liebe Mutter sogleich wieder mit den Röhrchen auf

meinem Bukkel ein Exercitium domesticum. Eines Tages da mein Vater nicht zu Hause war, und ich mit meiner Mutter wunder wie gut daran zu seyn glaubte, schüttete ich abermals mein ganzes Herz vor ihr aus, und suchte sie durch alles nur mögliche Bitten und Flehen zu gewinnen, indem ich hinzusetzte: es könnte alles nichts helfen, ich wollte und müßte ein Augustiner werden; aber ich meine nur, war sie noch nicht böse gewesen, so wurde sie es nun erst recht. Sie ging oder richtiger sie sprang mit mir dießmal zu umbarmherzig herum. Ich hatte in dieser unglükklichen Periode schon oft Prügel von ihr gekriegt; aber noch nie in einem so reichlichen und derben Maaße. Mann kann denken, daß ich nicht auf einem Flekke verweilte, sondern der Züchtigung bestmöglichst auszuweichen suchte. Dieß Exercitium wurde durch vier Stuben hindurch practicirt. In den kleinen Pausen, welche sich ihr Arm machen mußte, hörte ich draußen auf der Straße eine andere Musik, es zogen nämlich Werber des schönen Dragonerregiments Prinz Löwenstein mit der schönsten Musik vorbei. Ich sagte nun zur Mutter, da ich nicht Mönch werden sollte, so wollte ich durchaus Soldat werden, und mich sogleich anwerben lassen. Hiermit sprang ich die Treppe hinunter, meine Mutter wie ein Wetter mit dem

Stokke hinter mir her, und wie ich eben zur Thür hinaus wollte, trat mein Vater ins Haus. Was ist das für ein Lerm? welcher Auftritt! ums Himmelswillen, Kind, was hast du denn mit Joseph vor? Höre nur erst, lieber Mann, unser ungerathener Sohn will nun sogar Soldat werden, da wir es nicht zugeben wollen, daß er Bettelmönch werden soll. Sey ruhig, Mutter, sagte mein Vater, und du, mein Sohn, laß einmal vernünftig mit dir sprechen. Ist es denn noch immer dein Ernst, daß du ein Augustiner werden willst? Ja, lieber Vater, war meine Antwort. „Nun wohlan dann! so werde es; aber bedenke recht, was du thust, noch ist es Zeit, bereitest du dir ein weiches Bette, so kannst du auch weich schlafen." Ach! lieber Vater, ich habe alles überlegt, und glaube nur dann glükklich zu seyn, wenn ich erst ein Augustiner bin. — Mein Vater schwieg einige Minuten, und sagte dann zur Mutter. Höre, meine Liebe, da Joseph sich durchaus kein besseres Loos wählen will, so mag er in Gottes Namen Augustiner werden, unsre Schuld ist es nicht, er ist nun kein Kind mehr, das Schlagen hilft dir nichts, geh und kauf ihm das Brautkleid, wenn es deinem Mutterherzen auch noch so weh thut, wer kann sich helfen? Es wurde Frie-

de, meine gute Mutter bequemte sich, so sauer es ihr auch wurde, und schon einige Tage darauf erschien ich zum erstenmale als Mönchskandidat mit meinem seidenen Brautkleide in Gesellschaft meiner Mitaufgenommenen. Vierzehn Tage ging ich nun so herum. Alle gute Freunde des elterlichen Hauses, so wie auch die Familienfreunde meiner jungen Freunde gaben uns Festlichkeiten aller Art. Ungefähr acht Tage vor meiner Auswanderung ins Kloster zur Einkleidung hätte mein heiliger Entschluß bald einen solchen schrekklichen Stoß gekriegt, daß er gar nicht zur Ausführung gekommen wäre. Ich wurde eingeladen, das Mitglied einer sehr grossen Gesellschaft zu seyn, welche mit um meinetwillen veranstaltet war. Des Abends eröffnete sich ein Ball, an welchem die schönsten Mädchen Theil nahmen; ich wurde fast mit allen vertraut, und manche äußerte ihr Bedauren über mich, daß ich mich in ein Kloster verschliessen wollte, auf die zärtlichste Art: es sei Schade, Jammerschade u. s. w. hieß es, daß gerade auch ich, ein so schöner Jüngling, der Welt entsagen wollte. Nun fings sich an bei mir zu regen, daß ich doch wol ein hübscher Kerl seyn müßte, und diese Einbildung wurde um so mehr bestärkt, da eine der vielen Schönen, mit welcher ich ein ganzes Weilchen allein zu plaudern

kam, sogar von Liebe mit mir sprach, und mit vieler Wärme und liebevollem Händedrukk versicherte, daß das Mädchen, welches ich einmal lieben könnte, sehr glükklich seyn müßte. Dieß war ein Zunder, der bald in hohen Flammen brannte. — Noch hatte ich nichts vom Worte Liebe in dem hier vorkommenden Sinne gehört, oder für mich wenigstens etwas dabei gefühlt; aber von diesem Augenblikke an kriegte mein Herz eine gewaltige Erschütterung. Ich wollte reden, konnte aber nicht viel ans Tageslicht bringen, denn meine Schöne wurde von mir gerissen, und bald darauf war der Ball geschlossen. Ich ging zu Hause, und legte mich zu Bette; aber in den ersten Stunden war an kein Schlafen zu denken: das schöne Mädchen, was so trefflich von Liebe gesprochen hatte, schwebte mir immer vor Augen, ich wünschte einmal Regierungsrath zu werden, um dieß schöne liebe Mädchen mein nennen zu können, ich stimmte meine Wünsche herab und war zufrieden, wenn ich nur Sekretair würde, es kam nur alles darauf an, ob ein solches damals in meinen Augen überirrdisches Wesen, mit einem Worte ob ein solcher Engel mit mir die Freuden des häuslichen Lebens zu theilen sich entschliessen könnte. Tausend und abermal tausend Bilder einer jugendlichen feurigregsamen Phantasie durchkreuz-

ten sich in meiner Sele, endlich, nachdem ich den festen Entschluß gefaßt hatte, nicht ins Kloster zu gehen, sondern die fernere Gunst des lieben Mädchens zu fesseln, Bälle zu besuchen, Jura zu studiren, u. s. w. wurde ich so vergnügt und zugleich so ruhig, daß ich mich dem Gott Morpheus in die Arme werfen konnte. Dieser Entschluß war beim Erwachen derselbe, schon war ich im Begriff zu meinen Eltern zu gehen, und ihnen meine Bekehrung zu eröffnen, als eben der junge Mensch, der mit mir zugleich eingekleidet werden sollte, der junge Herr Dietmüller nämlich in meine Stube trat, und sogleich von unserm nahen Glükke Augustiner zu werden anfing. Ich sagte ihm rein heraus, daß ich heute ganz anders dächte als gestern, mit einem Worte, daß ich nicht mehr Augustiner werden wollte. Er stuzte, und hielt dieß alles anfänglich für Spaaß; wie ich ihn aber nachher wiederholend versicherte, daß es mein voller Ernst sey, so ergoß er sich in eine unaufhörliche Lobrede auf die Tugend und ewige Seligkeit, und jammerte darüber, daß ich dieses Glükks muthwillig verlustig gehen wollte. Alle diese Gründe konnten mich nicht überzeugen, daß ich zu meinem ersten Entschlusse, zu dessen Ausführung schon so viel geschehen war, zurrükkehren müßte. Noch ein

Mittel hatte Dietmüller in seiner Gewalt, dessen er sich jetzt bediente, vielleicht ohne zu wissen, daß dieß zu seinem Zwekke wirken würde. Spenn! Spenn! sagte er, was werden die Leute sagen? o Wankelmuth! o Weichlichkeit! Dieß traf bei mir den rechten Flekk, denn das Qu'en dira — t — il der Franzosen, die dieß freilich oft sehr unrichtig anwenden, flößte mir einen solchen Respekt ein, daß ich plötzlich sagte: Sey nur ruhig, Dietmüller, ich werde Augustiner, und es ist mir lieb, daß niemand als du von dieser augenblikklichen Wankelmüthigkeit etwas weiß. Und dabei bliebs denn auch wirklich. Keiner erfuhr vor der Hand weiter, was sich in meinem Liebeentzündeten Herzen kurz vorher als Veränderungsplan geregt hatte. Hast du, fragte ich Dietmüllern nun die nöthige Summe zusammen? Nein, war seine Antwort, mir fehlen noch die 120 Gulden Kostgeld. Habe Geduld, auch dazu soll Rath werden, ich werde mein Möglichstes thun. Dietmüller hatte zwar noch Eltern, aber sie waren nicht im Stande ihm alles das zu geben, was von ihm beim Eintritt ins Kloster gefordert wurde. Es gab noch eine große Gesellschaft, und noch einen Ball, diese Gelegenheiten benützte ich, und veranstaltete für meinen Freund eine Kollekte, es glükkte mir

meine Bemühung gekrönt zu sehen. Dietmüller erhielt das gewünschte Geld, ob er dieser Unterstützung würdig war, und ob er sie vorzüglich um meinentwillen verdiente, wird sich weiterhin in dieser meiner Geschichte zeigen. Hierauf trat ich nach vier Tagen meine Reise ins Noviciat zu Prugg an der Leithe, gerade am dritten November 1768 mit stiller Unzufriedenheit meiner Eltern an.

Drittes Kapitel.

Joseph Spenn als Augustiner.

Prugg ist eine kleine, aber sehr schön gelegene Stadt, an der ungarischen Grenze, das Kloster daselbst sehr hübsch. Mönche waren damals elf Priester, und sechs Laienbrüder. Wir trafen alle Viere in einem Tage zusammen, und wurden alle sehr gut aufgenommen. Der Novicenmeister, ein zwar heftiger, aber doch sehr guter Mann empfing uns äußerst freundlich. Seine Anrede war gut mönnichsch. Mich begleitete weder Vater noch Mutter, weil sie mit meiner Wahl nichts zu thun haben wollten, und sich mit der Hoffnung schmeichelten, ich würde das Klosterleben nicht vierzehn Tage

aushalten, und dann ganz gewiß wieder zu ihnen zurükkehren. Ich kann nicht leugnen, es that mir weh, daß mein Vater wenigstens nicht mitgereis't war, zumal da ich die übrigen drei von ihren Eltern oder Verwandten begleitet sah; aber was sollte ich machen? die Sache war einmal angefangen, und mußte nun durchgesezt werden. Wir vier Kandidaten mußten nun in den ersten drei Tagen die gewöhnlichen Exercitia spiritucalia machen, wir erhielten eine Geißel, und ein cilicium, und bei diesem allen leistete uns der Novicenmeister, das kann ich ihm mit gutem Gewissen nachsagen, treulichen Beistand. Wir bekamen ein Buch, die Grammatica religiosa genannt, worin nichts als der ärgste mönnichsche Unsinn anzutreffen war; am Abend des dritten Tages kam der Friseur um uns die Haare abzuschneiden. Ich hatte sehr schöne Haare, es that mir weh sie missen zu sollen; aber ich durfte mich doch nicht sperren, nur dafür konnte ich nicht, daß mich beim ersten Einschnitt eine Ohnmacht anwandelte, was freilich ein böses, sehr böses Omen war, — doch auch dieß Mißgeschikk wurde glükklich überstanden, mein Leichtsinn that mir treffliche Dienste; eine Perükke mußte bis am andern Tage zur Einkleidung die häßliche Stellvertre-

terinn der schönen mir von Gott gegebenen Haare werden.

Der feierliche Morgen brach an, und nun wurde unsere Einkleidung in der herkömmlichen Form Rechtens vollzogen. Eine ganze Menge Menschen fanden sich ein; denn das Gerücht von vier Einzukleidenden war nicht blos im Städtchen, sondern auch in der ganzen umliegenden Gegend erschollen. Unter den Zuschauern befanden sich auch viele hübsche Mädchen, die sich vorzüglich zum Altar hinzudrängten, auch hier wurde ich wieder von den Schönen aus allen Ständen gar sehr bemitleidet. Sieh einmal, Liebe, flüsterte eine in meiner Nähe ihrer Freundinn zu, um diesen schlanken Jüngling ist es doch recht Schade, daß er ein Augustiner werden soll! Ja wol, ja wol! war die Antwort. Daß gerade ich gemeint sey, konnte ich ohne Vorliebe aus den Prädicaten schliessen. Bei der rührenden Rede, welche der Novicenmeister sitzend vor dem Hochaltare hielt, flossen von vieler Zuschauer und Zuschauerinnen Augen Thränen der Wehmuth. Wenn der Habit übergeworfen wird, so wird der bisherige Vorname des Novicen mit einem neuen Ordensnamen vertauscht, ich wurde Andreas der Apostel getauft.

Der heilige Aktus dieser Feierlichkeit war vorüber, nun sollte der zweite Theil kommen, wo wir uns sämmtlich erinnern wollten, daß der Mensch auch einen Leib hat, welcher genährt und gepflegt seyn will. Wir machten uns alle auf um nun zu essen und zu trinken. Als ich eben aus der Kirche trat, erblikkte ich zu meinem, man kann denken, nicht kleinen Erstaunen meinen lieben Vater. Ich freuete mich recht sehr, und hörte gleich von ihm, daß er noch früh Morgens mit Extrapost angekommen wäre, und die ganze Feierlichkeit bis jetzt mit angesehen hätte. Er war bereits im Kloster angemeldet, und mußte mit zu Tische. Es wurde sehr hoch gelebt, und wir vier mußten noch extra (wie uns jedoch schon vorher gesagt war) 80 Gulden, folglich auf den Mann 20 Gulden dazu hergeben. Doch waren diese 80 Gulden nach der schön besetzten Tafel, nach dem vielen Weine, der darauf ging, und nach dem vielen Biere, welches von unten bis oben hinauf, kurz im ganzen Kloster vertrunken wurde, bei weitem noch nicht die Hälfte von dem, was dieß alles kostete; das übrige schoß daß Kloster aus Freude über uns vier Rekruten aus seinen eigenen Mitteln zu. Die Zahl derer, die mitaßen und mittranken, war nicht klein; ich kann ohne

Uebertreibung behaupten, daß man jetzt das, was uns zu Ehren binnen anderthalb Tagen darauf ging, nicht für dreihundert Gulden haben könnte! aber damals waren die Zeiten auch noch wohlfeil, und jetzt sind sie theuer. Dieser ganze Tag war für uns noch ein Tag der größten Freiheit, aber der andere Tag forderte bereits eine andere Ordnung der Dinge. Schon am andern Morgen, nachdem mein Vater bereits früh abgereis't war, ging mein Probejahr an. Ich will hier gleich die festgesetzte Beschäftigung des ganzen Jahrs meinen Lesern vorlegen.

Des Winters Morgens um 6 Uhr, und des Sommers um 5 Uhr mußte das Bette verlassen seyn. Die erste halbe Stunde war dem Morgengebete gewidmet, die zweite dem Anzuge, um 7 Uhr gings zur Prima ins Chor; nach dem Chore mußten wir die Messe hören, dann wurden im gemeinschaftlichen Zimmer eine ganze Stunde Betrachtungen angestellt. Hierauf folgte eine halbstündige geistliche Lesung lauter unsinniger ascetischer Bücher, das einzig vernünftige, wenigstens nach Verhältniß der übrigen beste Buch, was wir zur Hand nehmen konnten, war Thomas a Kempis. Der Titel dieses Buchs, dem selbst protestanti-

sche Gottesgelehrte nie seinen Werth pro tempore abgesprochen haben, ist: Thomae Kempisii de Christo imitando, contemnendisque Mundi vanitatibus libri tres etc. Ich muß sagen, so oft ich diesen Thomas mit gehöriger Aufmerksamkeit las, und hinterher über das Gelesene ernstlich nachdachte — was, das bekenne ich gern, leider! nur selten geschah, — eben so oft fühlte ich davon bei mir eine doppelte Wirkung. Einmal immer mehr und mehr Sinn für wahre Frömmigkeit, und daher den aufrichtigsten Vorsatz ein in aller Rükksicht guter Mensch zu werden; zweitens aber auch immer mehr Ekel gegen den übrigen Mönchskram.

Das Kapitel de mundanarum vanitatum contemptu wollte mir anfänglich nicht behagen, weil mir die Zurükkerinnerung an die letzten Bälle in Wien oft einen Querstrich dabei machten; aber noch mit größerm Widerwillen ging ich nachher an das Kapitel: de obediendo majoribus exemplo Jesu Christi, weil ich bei näherer Bekanntschaft mit meinen majoribus oder geistlichen Obern fast alle innere Hochachtung verlor, und es mir durchaus nicht in den Kopf wollte, daß da eine freimüthige äußere Achtung statt finden könnte, wo sich die

innere aller Anstrengung ungeachtet nicht finden will; desto mehr Freude machte mir die öftere Lesung der Kapitel de charitatis operibus oder von den Handlungen der Menschenliebe; mit seligem Vergnügen verweilte ich dann bei den biblischen Stellen, wo Beispiele von Jesu aufgeführt und seine Nachfolger zur Nachahmung derselben aufgefordert werden — und de tolerandis aliorum vitiis; aber bald erfuhr ich und das oft nicht auf die sanfteste Art, daß es mit der Toleranz vorzüglich in Glaubens vitiis eine sehr kitzeliche Sache sey, und daß sie nur in Thomasens Buche, nicht aber im wirklichen Leben statt finden mögte. Doch ich muß auf die Tagesordnung im Kloster zurükkommen. Um 9 Uhr gings wieder zum Chore, es folgten jezt die Tertien, Sexten und Nonen, hierauf wieder in die gemeinschaftliche Stube, um noch eine Stunde die geistliche Lesung zu üben. Um elf Uhr gings zu Tische. Wir hatten in der Regel vier Gerichte und etwas über ein Viertel Maaß Wein. Nach einem halben Jahre bekamen wir ein jeder ein halbes Maaß. Ein Maaß im Kloster dort macht ungefähr drei Viertel des vollen preußischen Maaßes. Die sogenannten Priester im Kloster hatten ein Genicht mehr und besseres Essen. Wenn ein Novice von einem Priester ein solches schönes Es-

sen, was im Ganzen nicht sehr selten der Fall war, zugeschickt bekam, so mußte er aufstehen, die Kapuze abnehmen, und sich stark verneigen. Dieß exercitium hatte auch ich zu Zeiten zu machen, und ich machte es gern; denn es brachte Mund und Magen ein behagliches Accidenz. Im übrigen mußten wir das größte Stillschweigen beobachten; nur derjenige von uns, welcher nebst einem Laienbruder bei Tische aufwartete, und deßhalb später zu Tische gehen konnte, hatte etwas mehr Freiheit zu sprechen.

Die Stunde nach Tische sollte eine Erholungsstunde seyn; aber der Himmel erbarme sich, was für eine Erholungsstunde war es für uns! Wir zankten und prügelten uns in der Regel.

Ging ja einmal diese Erholungsstunde ohne Zank und Prügel vorüber, so war dieß eine Exception, und wir thaten dann weiter nichts, als daß wir den Satz bestätigten: nulla regula sine exceptione; und waren wir gar einmal alle eines und desselben Sinns, und konnten uns einer wechselseitigen freundlichen Miene rühmen, so gehörte dieß zu den sieben Wunderwerken der Welt. Wir waren alle sehr verschiedenen Temperaments, und noch dazu aus

verschiedenen Ländern, ein Ungar, ein Wende und zwei Oestreicher. Gilt nicht schon von drei Nachbaren in einer und derselben ehr- und friedsamen Stadt tot capita tot sensus, geschweige denn bei uns einem solchen possierlichen mixtum compositum? So lebten wir ein halbes Jahr. Dem Ungar gefiel es nicht länger, und er verließ Knall und Fall das ganze Kloster. Der Wende bekam das Blutspeien, da aber Mönche theils einen guten Magen, theils eine gute Brust zum Singen, oder richtiger zum Schreien haben müssen, so wurde im hohen Rathe beschlossen diesen Schwächling bei Zeiten zu entlassen. Schon war der Tag zu seiner gänzlichen Entlassung aus dem Kloster festgesetzt; aber gerade zur selben Zeit, als er abreisen wollte, kam ein neuer Paroxysmus so daß er liegen bleiben mußte. Er wurde dießmal nicht wieder besser, sondern starb, wodurch indessen wenigstens einer seiner heißesten Wünsche erfüllt wurde, nämlich als Mönch zu sterben. Nun blieben wir beiden Oestreicher nur noch übrig. Man hätte denken sollen, daß wir als Landsleute und übriggebliebene Novizen uns noch näher als zuvor an einander geschlossen hätten, und was wäre wol natürlicher gewesen, allein dieß war nicht der Fall; ich meinte es gewiß ehrlich mit ihm, und kein Ar-

ges gegen ihn wohnte in meinem Herzen; aber er — o man denke sich! dieser Mensch, für den ich so vieles gethan hatte, den ich brüderlich liebte, schmiedete die schwärzesten Verläumdungen gegen mich. Er suchte den Novicenmeister und die übrigen Geistlichen im Kloster durch die abscheulichsten Lügen gegen mich einzunehmen; ich aber ging dabei meinen geraden Gang, zulezt wurde meine Unschuld, indem man mich wider mein Wissen im Stillen bemerkte, und dagegen Dietmüllers Bosheit entdekkt.

Wer einem andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein, sagt das Sprichwort, und so gings auch dem schlechtgesinnten Dietmüller. Das traurige Loos, was er mir zu bereiten suchte, und wovon ich schon so unschuldigerweise eine Portion gekostet hatte, fiel auf seinen Kopf zurükk. Er wurde, wie er es wol mit Recht verdiente, verachtet, wenigstens nicht mehr so geliebt, wie vorher; ich hingegen gar sehr vorgezogen. Dieß und so manches andere verdroß ihn so sehr, daß er seine gänzliche Entlassung forderte, welche ihm auch gleich zugestanden wurde. Nun war ich von den vieren nur noch der einzige, welcher blieb. Bald darauf wollte es auch mir nicht mehr so recht im Kloster gefallen,

verschiedene Vorstellungen von der Zukunft als Mönch und dagegen als Weltlicher raubten mir einen Theil meiner bisherigen Ruhe. Das Essen wollte mir nicht mehr recht schmekken, und ich wurde über alle Maaßen mißvergnügt, sah alles nur mit schwarzen Farben, hielt mich für weit eingeschränkter und unglükklicher, als ich wirklich war, und ging zum Novicenmeister, den ich übrigens, da er seit einiger Zeit vom Schlage gerührt war, zu bedienen, im Bette aufzuheben und zurechte zu legen hatte u. s. w. und sagte ihm dreist heraus, daß auch ich fest entschlossen sey das Kloster auf immer zu verlassen.

Nun schmeichelte man mir auf alle nur mögliche Art, ich erhielt so viele Freiheit, als wenn ich gar kein Novice mehr gewesen wäre; übrigens wurden mir die schrekklichsten Vorstellungen gemacht, daß mich stets das Unglükk verfolgen würde, und daß ich in Gefahr wäre mich nicht blos um alle zeitliche, sondern auch sogar um meine ewige Seligkeit zu bringen, wenn ich das Kloster verließe; ich blieb aber dennoch bei meinem Entschlusse, und wollte Gott daß ich ihn gleich auf der Stelle ausgeführt häte! aber unerbittliches Schikksal! ich ließ mich leider! überreden zu bleiben. Um ganz ehrlich zu seyn, muß ich sagen, daß meine Eitelkeit

mich mehr zum Bleiben bestimmte, als alle mir ans Herz gelegte heilige Gründe, ich schämte mich nämlich mit einer Parukke in die Welt zu treten. Ich glaubte alle Menschen würden mit Fingern auf mich weisen, und sagen: „Seht, ei seht doch, das ist ein entlaufener Probling aus dem Augustinerkloster zu Prugg an der Leithe!“ Probling, Probling! sagen hier vielleicht manche meiner Leser, was ist denn das für ein Wort? Der Selbstbiograph sprach ja vorher immer von Novice, und da verstanden wir ihn, ein Novice soll nämlich einen solchen bezeichnen, der sein Probejahr machen muß, um alsdann würdig zu seyn ein förmlicher Ordensgeistlicher zu werden; aber Probling, Probling! Nun, nun! meine Lieben, beschuldigen Sie mich nicht gleich der Ketzerei in puncto der deutschen Sprachrichtigkeit, ihrer Reinheit und Reinlichkeit, wenn Sie wollen. Sagt man doch Schutzling statt Client, so darf ich auch wol Probling statt Novice oder Novitius sagen, dann rede ich doch nicht mehr Französisch oder Lateinisch, was man, wie Sie eben so gut wissen als ich, und das mit Recht, nicht mehr haben will. Was hätte ich zu befürchten, wenn ich immer und ewig in diesem Buche von Novice spräche, da wir ein gleich bedeutendes deutsches Wort hierfür haben? Nein,

nein, ich habe mir leider! in dieser kitzeligen Welt schon so manches liebesmal die Finger verbrannt, daß ich nun wol berechtigt bin, eine gewisse Erfahrungsklugheit von mir selbst zu fordern; ich sage von jetzt an immer hübsch Probling, oder wenn man es etwas weicher das heißt feiner verlangen sollte, Pröbling, dann habe ich nicht zu erwarten, von meinen Recensenten auf die Finger geklopft zu werden; sollte sich indessen auch bei mir das alte Sprichwort: consuetudo est altera natura wahrmachen, und ich dennoch wieder einmal Novice sagen, so will ich hiermit die sämmtlichen geehrten Recensenten gleich vorweg sehr höchlich gebeten haben, daß sie in diesem Stükke einmal von der Regel der strengen An- Aus- (* und Durchsicht abgehen und aus christlicher Nachsicht und Langmuth ein Auge zuthun; sie können dafür, um doch alles wieder gehörig aufs Reine zu bringen, bei einer andern Gelegenheit desto schärfer zu Werke gehen, wobei ich mich, das will ich ihnen hiermit feierlich versprechen, ganz mäuschenstill verhalten

*) Anmerkung, welche dem Buche noch späterhin einverleibt worden ist: Alle Sichten müssen bleiben, aber die Aussicht hier ist Contrebande, (Schleichwaare) ist daher zu konfisciren oder hinwegzuradiren.

werde. Nun zurükk zu meiner Parukke, von der ich abkam. Sie war die Hauptcausa efficiens, daß ich blieb, und leider! bis zum Alter von 34 Jahren unnützer und traurigerweise mein Leben verbrachte und verjammerte. Doch nicht allein die Parukke war Schuld, daß ich blieb, sie wirkte zwar anfänglich allein, sondern es vergesellschaftete sich bald darauf mit ihr noch ein anderer sehr triftiger Grund, und dieser war die Ankunft eines neuen Probling — und dieser Probling war — mein bester Jugendfreund, der Sohn eines Tischlers, welcher mit mir nicht nur alle Jugendstreiche auf dem Boden mitgemacht, wovon ich einige bereits in diesem Buche und noch dazu in extenso treulich berichtet habe, sondern auch zur selben Zeit mit mir die Schule der Unterjesuiten besucht hatte. Ich kann die Freude, welche ich über seine Ankunft empfand, nicht lebhafter und natürlicher schildern, als wenn ich hier eine Stelle aus der schönen Fabel Catels nach Florian hersetze. Viertes Buch elfte Fabel.

Das Kaninchen und die Kriechente.

„Man denke sich, man fühle wenn man kann,
Die Freude dieses Paars. Sie schwören sich aufs neue,
Schutz, Liebe, Zärtlichkeit und Treue. u. s. w."

Das war auch der Fall mit uns beiden innigen Jugendfreunden, nachdem uns das Schikksal wieder zusammenführte; denn auch bei uns war das Refrain unserer jugendlichen Unterredung, so oft wir uns trennten, gerade wie bei dem Kanninchen und der Kriechente: ewig, ewig, uns zu lieben!

Wir theilten Lieb' und Leid, das Freuen und Betrüben,
Das Glükk und jede Pein. Wir fühlten einerlei;
Des Einen Weh war auch des Andern Schmerzen;
Und nur e i n Herz war beider Herzen.
So lebten wir als —

er, dieser erste und vorzügliche Jugendfreund die Schule der Jesuiten verließ, und in die Werkstatt seines Vaters eilte, um ein recht künstlicher Tischler zu werden, wozu er sich vorbereitet hatte, indem er ein überaus schöner Zeichner geworden war. Einige Jahre darauf hatte er, ohne daß ich weiter etwas davon wußte, den Entschluß gefaßt den Hobel mit der Mönchskutte zu vertauschen, und um mit mir wieder und zwar aufs engste verbunden zu seyn, nichts anders als Augustiner zu werden. O hätte er mir doch zuvor geschrieben, ich würde ihm gewiß anders gerathen und gemeldet haben,

daß ich lieber bei ihm seyn und das Tischlerhandwerk zu treiben Lust hätte, als daß er zu mir zu kommen und Mönch werden sollte. Er hatte mich überraschen wollen, und dieser sein Wunsch war erfüllt. Er wurde mit Freuden aufgenommen, weil er von Wien aus, wo er sich schon bei den Augustinern im Kloster auf der Landstraße genannt, seit Jahr und Tag gemeldet hatte, auf das nachdrükklichste empfohlen war. Des Fragens von meiner Seite war kein Ende, und wir plauderten in den ersten Tagen unaufhörlich über alle Geschichten der Zwischenzeit. Als er mich darauf heilig versicherte, daß es so ganz innerer Herzensdrang bei ihm sey, Mönch zu werden, so hegte ich wirklich so viele freundschaftliche Schonung gegen ihn, ihn nicht auf andere Gedanken zu bringen, doch konnte ich mich nicht entschließen ihm seinen Stand als etwas Reizendes zu schildern. Ich fragte ihn nach dem jetzigen Schikksale mancher von mir gekannten Schönen in Wien, und er wußte mir dagegen so viele Liebesavantüren zu erzählen, daß wir auf lange Zeit hinlänglichen Stoff zur Erholung von den gewöhnlichen geistlichen Uebungen hatten. Ich unterrichtete ihn in allem, was ich bereits im Kloster als Pflicht und Gebräuche eines Problings gelernt hatte. Er

ließ sich gern alles gefallen, was von ihm gefordert wurde, wenn er nur Mönch werden, und als ein solcher leben und sterben könnte, meinte er. Er mußte anfänglich Gänge und Chor scheuren u. s. w., ja sogar die Abtritte reinigen, welches alles darum von den Novicen gefordert wird, um sie im blinden Gehorsam zu üben. Da der bisherige Novicenmeister, wie schon gesagt, vom Schlage gerührt war, und gewöhnlich zu Bette lag, folglich sein Amt gar nicht verwalten konnte: so erhielten wir statt seiner einen andern sehr dummfrommen und dabei äußerst strengen Mann, der uns immer im Stillen belauschte, und als Horcher seinen Zwekk im Ofenloche zu erreichen suchte. Uns konnte seine Absicht nicht lange verborgen bleiben, und wir nahmen uns vor, diesem alten siebenzigjährigen Mann einen derben Streich zu spielen. Wir beschlossen, sobald wir bei unsern anzustellenden Betrachtungen den alten Horcher witterten, den so nicht glaubenfesten alten Ofen, in welchem er sich mit seiner halben Korpulenz verborgen hielt, wie von ungefähr einzuschmeissen und einzustossen.

Wie beschlossen, so ausgeführt: während einer von uns die Betrachtung las, nahm der andere eine Bibel, welche eine ziemliche

Schwere hatte, denn sie war in Folio und mit einem dikken Einbande versehen, und schmiß sie mit einer solchen Heftigkeit an den alten Ofen, daß dieser sogleich einstürzte. Der alte Mann, welcher vor Schrekk beinahe auf der Stelle ums Leben kam, war über und über mit Staub und Ruß bedekkt, daß sein weißes Habit kaum noch an einigen Stellen kenntlich war, und daß unser lieber Horcher, um mich kurz auszudrükken, salva venia wie ein Schwein aussah, welches sich im Kothe gewälzt hat. Es wurde bald darauf eine sehr strenge Untersuchung angestellt, und wir wurden, so sehr wir uns auch aufs Lügen legten, und der Himmel weiß, was alles zum Beweise unsrer gänzlichen Schuldlosigkeit an dem ganzen Vorfalle ans Tageslicht schleppten, dennoch mit einer wiewol der Versichrung nach sehr gnädigen Strafe belegt. Wir mußten beide im Refektorium, während die Mönche assen und tranken, auf der Erde sitzend zusehen, und dabei für uns mit Brot und Wasser vorlieb uehmen. Dieß alles ging noch an, aber wollte Gott, daß ich nach diesem Auftritte das Kloster verlassen hätte, wie ich anfänglich willens war, dann hätte keine so unglükkliche Periode meines Lebens eintreten können, als die war, von der ich nun zu reden mich gezwungen sehe. Am Ende meines Probejahrs, im Alter vom

sechzehnten bis zum siebenzehnten Jahre, trat der schrekklichste, ja scheuslichste Umstand für meine Unschuld und für die Gesundheit meines Lebens und meiner Sele ein. Ich kann noch jetzt nicht ohne Abscheu, ohne Grausen, ohne Unmuth, Mißmuth und wie das ganze Heer der unangenehmen Empfindungen weiter heißt, daran denken, und würde gern davon schweigen, wenn ich es nicht für heilige Pflicht hielte der Warnung wegen davon zu reden, zumal als Arzt, der billigerweise am gegründetsten davon muß sprechen können. Viele meine Leser merken gewiß schon zum voraus, was kommen wird; aber Gott gebe, daß keiner darunter ist, der es aus eigener Erfahrung merken sollte! Nun zur Sache selbst. Ein junger Mensch als Laienbruder im Kloster, der die Stelle eines Kochs bekleidete, erdreistete sich, wenn er das unter mehreren Laienbrüdern abwechselnde Geschäft hatte, früh aufzuwekken, wenn er zum Wekken in die Zelle trat sich meinem Bette zu nähern, und anfänglich einen dem Scheine nach unschuldigen, bald nachher aber höchst unanständigen Spaaß mit mir zu treiben. Um mich kurz zu fassen, er verleitete mich zur Onanie oder Selbstschwächung und Selbstbeflekkung. Ich trieb dieß Laster, welches ich bis dahin so wenig dem Namen noch der That nach kannte,

nach einiger Zeit in einem solchen Grade, daß meine blühende Aussicht und mit mir meine gute Gesundheit gänzlich verloren ging. So ausgemergelt und an Leib und Seele geschwächt durchlebte ich die beiden letzten Monate meines Noviciats. O wie traurig ist es, wenn man nur mit einem einzigen ernsten Gedanken dabei verweilt, daß es unter Menschen ein solches heimliches Laster gibt. Wie können doch noch jetzt Männer auftreten und behaupten, es sey nicht rathsam, die Jugend bei Zeiten über dieß Laster zu belehren? Ich versichre bei allem, was heilig ist, wäre ich gleich frühzeitig darüber belehrt worden, ich würde mich gewiß nicht zur Ausübung dieser heimlichen Sünde haben verleiten lassen. Eltern und Lehrer, ich rathe Ihnen, ich bitte, ich beschwöre Sie, tragen Sie kein Bedenken Ihren heranwachsenden Söhnen und Zöglingen die traurigen, schrecklichen, unausbleiblichen Folgen dieses Lasters zu zeigen. Daß Sie mit Ernst und Würde, wie ein so wichtiger Gegenstand und eine so delikate mit großer Schamhaftigkeit verbundene Sache es fordert, darüber sprechen werden, läßt sich gar nicht anders erwarten, und ich darf deßhalb hier nicht erst noch daran erinnern. Tissot und Salzmann wie richtig und wahr, wie nothwendig und nachdrükklich habt ihr dar-

über gesprochen. Man lese und höre euch! Die Erfahrung hat mich gelehrt, das guterzogene und über dieß Laster frühzeitig unterrichtete Söhne sich unbeflekkt erhalten haben, und andere hingegen, welche sich diesem Laster ergeben hatten, mir sagten: sie hätten sich aus gänzlicher Unbekanntschaft mit demselben dazu hinreissen lassen.

Der Zeitpunkt war in der Nähe, wo ich Profeß thun sollte; aber noch in den letzten Augenblikken wäre ich entflohen, wenn mich nicht leider! so manche blos grobsinnliche, folglich gänzlich verwerfliche Gründe zurükkgehalten hätten. Dahin gehört gutes Essen und Trinken, dem ich nun als Priester entgegen sehen konnte, das böse Beispiel der Pfaffen, ihre Ausgelassenheit und Bekanntschaft mit dem schönen Geschlechte, welches alles ich nach einigen Tagen, sobald nur der lezte Hügel erklettert war, eben so gut genießen konnte wie sie. Am meisten reizte mich ein überaus gnädiges Schreiben des P. Provincialis, in welchem ich bestimmt wurde, sogleich nach abgelegter Profession die Reise nach Wien zu machen, um daselbst in dem Kloster in der Vorstadt auf der Landstrasse genannt meine philosophischen Studien anzufangen. Die Zeit kam heran um

mein förmliches Gelübde des lebenslänglichen Klosterlebens, der Enthaltsamkeit, der Keuschheit mit einem Worte der gesammten mönnischen Heiligkeit abzulegen oder Profeß zu thun, wie es kürzer heißt. Ich sollte vorher oder richtiger meine Eltern sollten dem Kloster für mich testiren, oder mein künftiges Erbtheil per testamentum dem Kloster verschreiben, allein sie ließen sich auf nichts ein, sondern erklärten, was nach ihrem Tode übrig bliebe, das gehöre erst mir und nur durch mich einst dem Kloster, dem ich es vermachen wollte. Dieß alles erfuhr ich erst lange nachher, da die ganze Unterhandlung ohne mein Wissen vorging. So unlieb diese Erklärung auch den guten Mönchen seyn mogte, so ließen sie sich doch davon nichts merken. Nun wurde der Tag zu meiner Profession bestimmt, und ich erhielt von meinem Prior die Erlaubniß meine Eltern zu dieser Feierlichkeit schriftlich einzuladen. Dieß geschah, und ich hatte die Freude meine beiden lieben Eltern den Abend vorher bei mir im Kloster zu sehen. Die Mutter, welche das einmal ausgesprochene Wort! mich schlechterdings mein ganzes Probejahr hindurch auch nicht eine Minute zu sehen, wirklich gehalten hatte, war, wie man mir nachher sagte, jetzt in ihrer Forderung mich sogleich zu

sehen, fast stürmisch gewesen. Ich wurde in das Sprachzimmer gefordert, nachdem meine Eltern in demselben zuvor das Abendbrot hatten essen müssen. Ich erschien und zwar mit einer förmlichen Mönchsdevotion. Meine Mutter erschrak, als sie mich zu sehen kriegte, dieß konnte ich deutlich bemerken, und wie hätte dieß auch anders seyn können; denn was zeigte ich ihr in mir? Einen blassen, magern gänzlich entnervten Jüngling. Meine muntre Gesichtsfarbe war dahin, ich verrieth die stärkste Anlage zur Schwindsucht. Meine Eltern, vorzüglich meine Mutter versicherte, sie hätten mich anfänglch kaum wieder erkannt, meiner Mutter sagte ich darauf zu ihrem Troste, daß ich nur seit einiger Zeit so kränklich gewesen und mager geworden wäre; aber daß ich mich nun bald wieder erholen würde, indem ich selbst fühlte, daß meine Unpäßlichkeit vorüber wäre. Die liebe gute Mutter stand in dem Wahn, daß ich durchs Noviciat so viel gelitten hätte, bedauerte mich unendlich, und äußerte nicht undeutlich den Wunsch, daß ich noch zurücktreten mögte; noch war's Zeit, noch war so zu sagen nichts geschehen, wenigstens noch nichts was mich binden konnte; allein das Loos schien geworfen zu seyn, ich sollte nun einmal Augustiner werden,

es fehlte mir an einem festen Entschlusse, ich überließ mich weit mehr den äußern Umständen, welche denn entschieden nur für meine Einweihung sprachen. Am andern Tage Morgens um zehn Uhr begann die Feierlichkeit selbst, und ich legte kurz vor dem Schlusse meines siebenzehnten Jahrs Gelübde ab, die ich im Grunde weiter nicht als dem Namen nach kannte. Sollten nicht die Vorgesetzten der Klöster von jeher und jetzt, so lange die Sachen noch so bleiben, wenigstens in diesem Stükke so gewissenhaft handeln, daß sie die jungen Menschen, welche einer so zwekkwidrigen Lebensart, als die in einem Kloster ist, nun einmal geweiht werden sollen, über ihr gesammtes künftiges Verhältniß, und über alle die Siebensachen, welche das abzulegende Gelübde besagt, gehörig unterrichten, ehe sie dieselben einen solchen Schritt thun ließen?

Nachdem die große Messe geendigt war, wurde ich vor den Hochaltar geführt. Sehr viele Menschen standen um diesen Hochaltar herum. Es wurde eine kurze Rede gehalten, worauf ich meine Gelübde ablegen mußte. Nachdem dieß geschehen war, erhielt ich die Sterbekerzen, und alle Klokken wurden geläutet nicht anders als wenn ein hochfeierliches Be-

gräbniß statt fände. Mitten in dieser ganzen feierlichen Verhandlung entstand ein großer Auflauf in der Kirche, ich wußte nicht was vorging, und war auch mit meinem ganzen heiligen Zustande zu beschäftigt und darin zu vertieft, als daß ich mich nach irgend einem andern Dinge hätte umsehen können. Als alles vorbei war, hörte ich zu meinem großen Erstaunen, daß meine Mutter ohnmächtig geworden und erst eine ganze Weile darauf durch verschiedene Mittel ins Leben zurükgebracht worden wäre. Der übrige Theil dieses Tages wurde in Sausen und Brausen verlebt. Am andern Morgen reis'ten meine Eltern wieder ab, und ungefähr drei Wochen darauf verließ auch ich dieß Kloster um nun als förmlicher Ordensgeistlicher im benannten Kloster zu Wien die Philosophie zu studiren.

Viertes Kapitel.

Joseph Spenn als Augustiner in Wien.

Mein Reisetag nach Wien, der im späten Herbste fiel, hatte einen starken Sturm mit

Regenwetter verbunden in seinem Gefolge, ich saß auf einem offnen Wagen, hatte mich gar nicht gehörig mit warmer Kleidung versorgt, und glaubte schon dem gänzlichen Erfrieren nahe zu seyn. Doch entging ich dießmal noch dem Tode, indem ich Abends um 6 Uhr im Kloster ankam, wo mich ein gewisser Doktor der Theologie mit einer eben so stolzen als würdevollen Miene in Empfang nahm.

Knieend vor ihm mußte ich seine Anrede vernehmen, so war es mir befohlen. Da dachte ich, welche Herabwürdigung des Menschen ist dieß! Nur den Herrn, deinen Gott allein sollst du anbeten, sagt der große Stifter der Religion, welche Menschenwerth, und Menschenliebe lehrt; aber durchaus nicht haben will, daß ein Mensch vor dem andern προςκυνεω oder niederfallen soll. Der große Engländer Howard ist in dieser Rükksicht ein Mann der meinen ganzen Beifall hat, und der gewiß auf den Beifall aller rechnen kann, welche ihn näher kennen, und vorzüglich ausser den großen Verdiensten, welche er sich hauptsächlich um die in Hospitälern lebenden und noch künftig leben müssenden Unglükklichen erworben hat, folgendes von ihm wissen. Als er auf seinen wohlthätigen Reisen unter andern auch nach Wien kam, unterließ er es absichtlich

dem Kaiser seine persönliche Aufwartung zu machen. Der Kaiser, welcher von seiner Anwesenheit unterrichtet wurde, wünschte eine Unterredung mit ihm, und ließ sich erkundigen, warum er denn nicht auch ihn von selbst zu sehen gesucht hätte, da er doch andere Landesherrn besucht habe? Howard erklärte sich sehr ehrlich darüber, und versicherte dabei, daß er den menschenfreundlichen Joseph gar sehr liebe und schätze, und gewiß Audienz bei ihm gesucht haben würde, wenn ihn nicht die Sitte, vor dem Kaiser niederfallen zu müssen, davon zurükgehalten hätte, wozu er sich als ein freier Engländer nicht entschliessen könnte, und lieber die Ehre, den Kaiser selbst gesprochen zu haben, entbehren wolle. Joseph, der eben so kluge als menschenfreundliche Joseph, freuete sich über diese Aeußerung statt darüber zu zürnen, sprach den Engländer von diesem Ceremoniel frei, und ließ um seinen Besuch bitten, welcher denn, des englischen Arztes Nachricht zu Folge, beiden sehr vieles Vergnügen gewährte. Wir leben in einer Welt, wo weder die vor zehn Jahren geträumte Gleichheit von französischem Schlage, noch die wirklich gehandhabte Gleichheit der Quäker im Ganzen wohlgedeihen kann; aber weder dem Pabste den Pantoffel zu küssen, noch vor einem Monarchen ganz niederzufallen,

und ihm also göttliche Ehre erweisen, wird vernünftigerweise zur Beobachtung des Verhältnisses in verschiedenen Ständen des menschlichen Lebens erfordert. Artet die Vertraulichkeit nicht in Vergessenheit und Grobheit aus, so ist sie allerdings das Wünschenswürdigste im gesammten Umgange der Menschen. Es mißfällt gewiß nicht ganz, von einem Voltaire das Betragen eines Quäkers schildern zu hören, und da ich diese Schilderung gerade bei der Hand habe, so ist es meinen Lesern vielleicht nicht unangenehm, wenn ich ihnen hier einen kleinen Auszug davon mitheile:

Die Religion der Quäker von Voltaire.

„Ich hielt mich fest überzeugt, daß die Glaubenslehre und die Geschichte eines so ausserordentlichen Volks, als die Quäker sind, der Wißbegierde eines Menschen vollkommen würdig wären. Um daher mit ihnen gehörig bekannt zu werden, machte ich mich auf, einen der berühmtesten Quäker Englands selbst zu sehen und zu sprechen. Dieser hatte dreißig Jahre im Handel verlebt, aber dann seinem Vermögen und Wünschen Schranken zu setzen gewußt, und sich auf ein Landgut in der Nähe von London zurükgezogen.

Ich besuchte ihn in dieser seiner Einsamkeit, ich fand ein kleines aber hübsch gebauetes Haus, dessen Schmukk allein in Reinlichkeit bestand. Der Quäker war ein Greis mit jugendlicher Gesundheit. Er war nie krank gewesen, weil er nie Leidenschaften, noch Unmäßigkeit gekannt hatte. Ich habe in meinem ganzen Leben keine edlere, noch einnehmendere Miene gesehen, als die seinige war. Er war wie alle seine Religionsbrüder gekleidet, das heißt, er ging in einem Rokke, welcher keine Falten, und auf den Taschen, so wie auf den Ermeln keine Knöpfe hatte, dabei trug er einen großen Huth mit unaufgeschlagenen Krempen, gerade wie unsre Geistlichen.

Er empfing mich mit seinem Huthe auf dem Kopfe, und kam auf mich zu, ohne dabei seinen Körper im geringsten zu beugen; aber es lag in der offnen und menschenfreundlichen Miene seines Gesichts mehr Feinheit, als in dem Gebrauche, ein Bein hinter das andere zurükkzuziehen, und das in der Hand zu halten, was doch eigentlich da ist, um den Kopf zu bedekken.

Freund, sprach er zu mir, ich sehe, du bist ein Ausländer, kann ich dir irgend worin behülflich seyn, so darfst du es nur sagen.

Mein Herr, sagte ich zu ihm, wobei ich mich gegen ihn verneigte, und dann unsrer Gewohnheit nach einen Schritt näher zu ihm hintrat, ich schmeichle mir, daß meine gerechte Wißbegierde Ihnen nicht mißfallen wird, ich wünschte, daß Sie die Güte hätten, mir die Ehre zu erzeigen, und mich über Ihre Religion zu belehren. Deine Landsleute, gab er mir zur Antwort, machen zu viele Verbeugungen und Höflichkeitsbezeigungen; aber noch habe ich keinen darunter gefunden, der dieselbe Wißbegierde gehabt hätte, die du hast. Komm herein, und laß uns erst zusammen essen. Ich machte noch einige unpassende Komplimente, weil man seine Gewohnheiten nicht mit einemmale abzulegen im Stande ist; nach einem gesunden und einfachen Mahle, welches sich mit einem Gebete anfing, und auch so beschloß, machte ich den Anfang, meinem Manne in der bewußten Sache Fragen vorzulegen.

Mit wenigen Worten gab er mir Auskunft über einige Sonderbarkeiten, welche diese Sekte in den Augen Anderer verächtlich machen. Gesteh selbst, setzte er hinzu, es ist dir gewiß recht sauer geworden, dich des Lachens zu enthalten, als ich alle deine Höflichkeiten mit dem Huthe auf dem Kopfe und mit Dunennen erwiederte.

Doch scheinst du mir zu unterrichtet zu seyn, als daß du nicht wissen solltest, daß sich zu Christi Zeit keine Nation so lächerlich machte, und die mehrfache Zahl brauchte, wo nur die einfache hingehört. Man sagte zum Kaiser August: ich liebe dich, ich bitte dich, ich danke dir; er litt' es nicht einmal, daß ihn einer Dominus oder Herr nannte. Erst lange nach ihm kamen die Menschen auf den Einfall, sich Ihr (im Deutschen Sie) nennen zu lassen, als wenn sie doppelt wären, und die gänzlich unschikklichen Titel: Magnificenz, Eminenz (Exellenz) Heiligkeit, ja so gar Gottheit, zu brauchen, welche Erdenwürmer Erdenwürmern beilegen, und sie dabei versichern, daß sie mit tiefer Hochachtung (und mit ehrloser Falschheit) ihre ganz gehorsamsten und unterthänigsten Diener und Knechte sind. Wir sind gegen diesen unwürdigen Gebrauch der Lügen und der Schmeicheleien dadurch um destomehr auf unsrer Hut, daß wir Könige so gut als Kohlenbrenner mit Du anreden, und daß wir gegen Menschen nur Menschenliebe, Hochachtung aber nur gegen Gesetze haben. Wir tragen auch darum Kleider, welche von der Kleidung anderer etwas abweichen, damit uns dieß immer daran erinnern soll, daß wir ihnen nicht glei-

chen müssen. Andere tragen die Kennzeichen ihrer Würden, wir hingegen tragen das Kennzeichen der christlichen Demuth. Wir fliehen die Versammlungen des Vergnügens, die Schauplätze und Spiele; denn wir würden sehr beklagenswerth seyn, wenn wir Herzen, in welchen Gott wohnen muß, mit solchen Geringfügigkeiten beschäftigen sollten. Wir schwören nie, selbst vor Gericht nicht; wir glauben, daß der Name des Höchsten bei elenden Streitsachen der Menschen nicht darf entweiht werden. Müssen wir in fremden Angelegenheiten vor Gericht erscheinen, (denn wir selbst haben keinen Prozeß) so behaupten wir die Wahrheit durch ein Ja, oder Nein und die Richter glauben es uns auf unser bloßes Wort, während so viele andere Christen aufs Evangelium schwören, und doch einen Meineid begehen. Wir gehen nie in den Krieg; nicht als fürchteten wir den Tod, im Gegentheil wir segnen den Augenblikk, welcher uns mit dem Wesen der Wesen vereinigt! aber wir sind keine Wölfe, Tieger oder Bullenbeißer, sondern Menschen, Christen, und deßhalb nehmen wir keinen Theil an irgend einem Kriege. Unser Gott, der uns geboten hat, unsre Feinde zu lieben, und ohne Murren zu dulden, will gewiß nicht, daß wir

über das Meer gehen, und dort unsre Brüder erwürgen sollen. Und wenn nach gewonnenen Schlachten ganz London von Erleuchtungen strahlt, wenn der Himmel von Raketen flammt, wenn die Luft vom Lerm der Danksagungen, der Klokken, Orgeln und Kanonen wiederhallt, so seufzen wir im Stillen über Ermordungen, welche diese rauschende Freude des großen Haufens bewirken."

Ein solcher Quäker kann wol gefallen; aber wie würde dieß seyn, wenn ein Bürger bei uns so vor seinem Magistrate, ein Bauer vor seinem Gerichtsherrn ꝛc. ꝛc. erschiene? Wir wollen lieber mit unserm deutschen hiesigen Zuschnitte zufrieden seyn, wo wir zwar nicht so mit Du und Du, und mit dem Huthe auf dem Kopfe durchkommen können; aber auch unserm lieben guten vortrefflichen Könige nicht zu Füßen fallen, und uns ganz auf die Erde vor ihm niederwerfen dürfen. Doch wo gerathe ich hin? Geschwind wieder zu meinem Doktor Theologiä zurükk, vor dem ich προςκυνειν mußte. Mit spanischer Grandezza gebot er mir, nachdem die Ehrfurcht einflößende Rede geendigt war, wieder aufzustehen. Nun wurde ich in den Speisesaal zum Abendbrote abgeführt, wo ich mir denn treff=

lich bene that nach einem so sauren Tage. Die jungen Mönche drängten sich zu mir, weil ich nun künftig mit ihnen leben sollte. Man erlaubte sich schon gleich am ersten Abend viele leichtsinnige Reden, vorzüglich Worte, die nur zu sichtlich von Ausschweifungen aller Art zeugten. Ach! dachte ich, das scheint hier wunderlich herzugehen. Wenn das am grünen Holze geschieht, was wird am dürren werden? Ich erhielt in einem Gange, welcher immer verschlossen gehalten wurde, und in welchem unsrer achte wohnten, eine Stube ohne Ofen. Auch unser Professor, der im Kloster aber nicht Professor, sondern P. Lector hieß, wohnte mit in diesem Gange. Dieser hatte über zwei Stuben, und versteht sich mit Ofen zu gebieten. Ich schlief die erste Nacht sehr ruhig, und am andern Tage, so war es im Klosterrathe beschlossen, sollte diese meine Stube gehörig in Ordnung gebracht werden. Vier von diesen Stuben gingen nach der Straße, die vier andern hingegen nach dem Klostergarten heraus, mir wurde die äußerste von den vier letzten angewiesen. Der jüngste bewohnte anfänglich N. 4., dann N. 3. N. 2. N. 1., dann wieder N. 4. von denen, welche nach der Straße herausgingen, N. 3. u. s. w. Wollte ich nun,

so lange ich eine der vier ersten Stuben bewohnte, einmal andere als Klostermenschen sehen, so mußte ich einen von den ältern Brüdern besuchen, um aus dessen Fenstern auf die Straße kukken zu können. Nur alle drei Wochen, oder höchstens alle vierzehn Tage durfte man um Erlaubniß bitten, einmal ausgehen zu dürfen, entweder um gute Freunde zu besuchen, oder auch nur um einen mehrstündigen Spaziergang zu machen. Ein jeder von uns erhielt dann einen Aufseher als Socius mit: daß dieß ein älterer leidenschaftsloser Mönch seyn mußte, versteht sich von selbst; denn wie hätte er anders einen treuen und strengen Wächter abgeben können? Anfänglich störte mich ein solcher Argus nicht, weil ich dieß doch nicht, wol aber einen angenehmen Gesellschafter in ihm erkannte! als ich aber nachher in meinem Herzen Gründe fühlte, warum ich unbemerkt bei meinen Ausgängen zu bleiben wünschte, so wurde mir ein solcher Argus verhaßt. O was ist es doch mit dem Herzen eines Jünglings für eine vortreffliche Sache, so lange es noch schuldlos ist! Unschuld, bist du dahin, dann ist auch mit dir das süßeste Lebensglükk Ruhe und Frohsinn verschwunden!

Wir hörten eine aristotelische Philosophie, welche der Lektor aus andern Autoren zusammengeschmiert hatte, und wovon er selbst nicht vielmehr zu verstehen schien, als der Blinde von der Farbe. Es waren gerade jetzt unserer vier, welche volentes und nolentes Philosophen werden sollten; aber der Himmel erbarme sich, was für Philosophen! So oft es dem Lektor nach Tische beliebte zu schlafen, schikkte er uns zuvor ein Stükk seines Manuscripts zu, was wir dann abschreiben mußten. Daß ich zu einem solchen verrükkten Studium gar keine Lust haben konnte, brauche ich wol nicht erst zu versichern. Mein Lieblingsfach waren und blieben die alten Autoren, und nächst diesen liebte ich auch die Lesung der Romane, wenn ich welche in die Hände kriegen konnte, welches freilich nur sehr heimlich und verstohlnerweise geschehen durfte. Bald entspann sich eine förmliche Liebschaft, und man kann denken, wie verhaßt mir nun das Kloster wurde, wenn ich nicht oft zu meiner Geliebten kommen konnte, und was hierbei noch das größte Uebel war, meine Liebschaft wurde verrathen, und blieb dem ganzen Kloster kein Geheimniß. Es war Klostergebrauch, daß die Novizen und jungen Geistlichen wöchentlich mit den Laienbrüdern in manchen Ge-

schäften abwechseln mußten, unter andern die Bälge zu treten, wenn die Orgel gespielt wurde. Dieß war mir ein höchst abscheuliches Geschäft, am Tage gings indessen noch, da konnte man für Geld und gute Worte einen Stellvertreter für sich kriegen; aber beim Nachtchor mußte jeder sein Amt selbst verwalten, hier fand durchaus kein Abkaufen statt, hier erlös'te weiter nichts als förmliches Kranksein. Es gehörte mit zu den ersten Wünschen meines Herzens, mich von diesem mir ganz unausstehlichen Geschäfte frei zu machen. Wie wärs, dachte ich, wenn du die Orgel selbst spielen könntest! halt das mußt du lernen. Dictum, factum. Ich bat einen der vorzüglichsten Orgelspieler mich in dieser Kunst zu unterrichten. Ein Schlesier, mit Namen P. Posidius Ernst, mein bis auf diese Stunde unvergeßlicher Freund, gab sich mit mir alle Mühe. Ich wandte allen nur möglichen Fleiß an, und da ich nach der Versicherung meines Lehrers viele natürliche Anlage zur Musik hatte, so konnte ich schon nach einem Vierteljahre die Orgel beim öffentlichen Gottesdienste spielen, worauf ich denn vom Bälgetreten gänzlich freygiesprochen wurde. Ich bin zwar nie ein Virtuose auf der Orgel gewesen, aber es ging doch so weit recht gut,

und man verwechselte mich sogar nicht selten im Kloster mit jedem andern mittelmäßigen Orgelspieler daselbst. Ob ich gleich schon funfzehn Jahre ganz aus der Uebung gekommen bin, so kann ich dennoch, wenn Noth an Mann geht, den General-Baß spielen. Ich kann und will mich zwar mit keinem Bach, Müller, Zachariä und wie die großen Meister weiter heißen, messen; aber manchen Dorfkantor bin ich noch jetzt immer auf der Orgel zu ersetzen im Stande.

Ob ich nun gleich die Orgel spielen konnte, so war deßhalb meine Zufriedenheit im Kloster nicht viel größer; denn theils schwebte mir immer mein liebes Mädchen vor Augen, theils machte ich auch in meinen Studien nur äußerst dürftige Fortschritte, wobei ich nur zu sehr fühlte, daß dieß alles nur höchstnöthige Kenntnisse eines Mönchs, aber nicht eines vernünftigen Menschen und eines verständigen Christen waren.

Meine Obern hier behandelten mich im Grunde äußerst gütig und nachsichtsvoll, und wünschten nichts mehr, als daß ich mich bei meinen Talenten, wovon sie sich wirklich große Begriffe machten, durch Fleiß im Stu-

diren zu einem würdigen Subjecte, und zwar zum Professor, bilden sollte. Ich habe oft Mönchsstrafen erlitten, aber sie auch immer verdient, weil ich als ein stets Mißvergnügter in der Regel nur nach meinen eigensinnigen Launen handelte. Ich mußte oft, wenn vom Verdienen nun einmal die Rede ist, weit nachdrükklicher gestraft werden, ich habe also Ursach, die mir damals erwiesene Güte und Nachsicht hier noch öffentlich zu erkennen. Ferner muß ich hier einen Klostergebrauch anführen, nämlich den, daß jeder Lektor sich einen jungen Geistlichen zu seiner Bedienung wählen kann. Auch ich hatte das Glükk bald von einem Lektor zu diesem Ende gewählt zu werden. Dieß war ein äußerst würdiger Mann, mit Namen P. Antonin Ostinger, Doktor der Theologie, Magister regens oder besser Direktor des ganzen Mönchsstudiums im Kloster. Er wählte mich aus grossem Vertrauen und um mir mehr Freiheit zu verschaffen. Er behandelte mich über alle Maassen gütig, was ich gewiß auch nicht verkannte, sondern ihm dafür immer von ganzem Herzen dankbar war. Er wünschte nichts so sehnlich, als es noch zu erleben, daß auch ich, wie er, durch Anstrengung, Fleiß und Neigung einst Doctor theologiae werden mögte. Mein

Amt bei ihm bestand darin, daß ich alle Morgen Chokolade kochen, die Betten machen, die Stuben ausfegen, kurz alles das thun mußte, was man wol von einem förmlichen Bedienten zu fordern pflegt, ja noch mehr als dieß; denn wol die wenigsten Bedienten fegen die Stuben aus und machen die Betten. Ein solches Aemtchen zu erlangen mußte noch überdieß jeder junge Geistlicher als eine große Gnadenbezeigung betrachten. So väterlich mich auch dieser vortreffliche Mann behandelte, und so sehr ich dieß auch im Herzen erkannte, so mißbrauchte ich gleichwol seine Güte im Aeußern mehr als zu oft, weil mir überhaupt das ganze Klosterleben, folglich auch mein jetziges Amt ganz und gar nicht gefiel.

Der Aufenthalt der jungen Mönche, die noch keine Priester sind, ist in einem von beiden Seiten verschlossenen Gange. Zu diesem Gange hatte nicht jeder Famulus der Professoren einen Schlüssel, damals führte nur ich und der Famulus des verstorbenen Herrn Professor Cortivo einen, von welchem wir zu jeder Zeit Gebrauch machen konnten. Meine Leser wissen schon, was ich hier unter dem Worte Famulus verstehe, nämlich solch ein Ding,

als ich damals war. Die Professoren im Kloster wählten sich, wie schon gesagt, junge Geistliche zu ihrer Bedienung, und auch ich hatte die Ehre zu einem solchen Aemtchen ernannt zu werden. Was war billiger, als daß ich und mein Herr Kollege von unsrer Freiheit manches Tröpfchen mit auf unsre übrigen Brüder herabtröpfeln ließen? Wollte einer einmal heimlich auf kurze Zeit von dannen, so hatte er sich nur an uns zu wenden, wir machten stets die barmherzigen Pförtner, und ließen aus und eingehen, ohne daß ein dritter etwas davon erfuhr. Petrus, so hörten wir damals mehr als zu oft, soll nicht so nachsichtsvoll, so gütig, und so barmherzig mit dem Aufschließen der Himmelspforte bei der Hand seyn, als wir es waren; aber es waren ja keine Ketzer, dachten wir, welche eingelassen seyn wollten, und solche läßt ja Petrus auch ein- und auspassiren, eine hinlängliche Rechtfertigung für unser Gewissen. Wir liessen es hierbei noch nicht bewenden, sondern gingen einen Schritt weiter, ja wol zwei, drei und vier Schritte, je nachdem wie es kam, und wie es die Umstände gerade mit sich brachten. Wir schleppten den Uebrigen alle Lebensmittel zu, welche sie verlangten, und welche nur aufzutreiben waren, ohne daß deßhalb auch nur der gering-

ste Verdacht auf uns fiel. Wir sorgten unter andern dafür, daß jeden Abend ein hübscher Vorrath von Bier da war, damit die eingeschlossenen Brüder die ganze Nacht hindurch beim Spiele trinken konnten. Dieß wurde auf folgende Art veranstaltet: So oft einer der Mönche des Abends Wasser zum Fußbade verlangte, mußte dieß vom Hausknechte heraufgeschafft werden, statt mit Wasser nun wurde das Gefäß zum erstenmale mit Bier gefüllt, und unter der Aussenseite, es sey Wasser, immer glükklich hinaufgeschafft. Auch wenn keiner im Kloster Lust zu Baden hatte; so mußte doch einer oder der andere vermeintliches Fußbadswasser bekommen. Das so heraufgeschaffte Bier wurde immer feliciter ausgetrunken, und dieß Labsal erhielt den Titel: Schlaftrunk. Dieser Schlaftrunk hatte manche Wirkung, bei einigen Brüdern vertrieb er den Schlaf, war also ein Remedium gegen den sonst so willkommnen Gott Morpheus; andere wieder machte er so korpulent, daß sie dem Behältnisse der Ingredienzien, oder dem Fasse selbst glichen, ja den Bachus selbst mit seiner Tonne in optima forma repräsentirten.

An diesen nächtlichen Spiel- und Trinkgelagen nahmen auch junge Mönche, welche

bereits zu Priestern geweiht waren, rechten herzlichen brüderlichen Antheil, und was konnte man da nicht alles zu sehen kriegen! Der junge Clericus, welcher bereits seine Gelübde abgelegt hatte, mußte auch schon täglich die Tagzeiten beobachten, oder das Brevir beten. Dieß Brevirbeten mußte jedesmal um 12 Uhr Mitternachts ganz vollendet seyn, da durfte nichts übergangen, und nichts ausgelassen seyn. Eine Todsünde war es, nicht um 12 Uhr in der Nacht mit dem Brevir fertig zu seyn. Da gab es nun oft possierliche Auftritte. Manche der Herrn Patres hatten über das Spiel und über das Trinken manches Gebet oder manche Tagszeit vernachlässigt. So lustig sie sich nun auch über die Sache selbst immerhin zu machen und zu behaupten pflegten, daß ein erzwungenes und gedankenloses Gebet keinen Nutzen hervorbringen könnte, worin sie, das versteht sich von selbst, vollkommen Recht hatten, so waren sie dennoch, je näher die fürchterliche Mitternachtsstunde 12 heranrükkte, desto ängstlicher und unruhiger, jeder legte seine Uhr auf den Tisch, wornach er sich berechnete, wie lange er noch zu spielen und zu trinken, und wannehr er als im äußersten Termine zu endigen hätte, um noch mit seinem Brevir, ehe die Klokke 12 brummte, ganz fertig zu seyn. Der

eine brauchte mehr, der andere wenigere Zeit, je nachdem wie viel jeder noch nachzuholen hatte. Nie habe ich es erlebt, daß sich nicht jeder, so sehr er auch über die Sache selbst zu spotten pflegte, so eingerichtet hätte, noch vor dem Schlage 12 ganz fertig zu werden. Eben so verfuhren die jungen Priester im umgekehrten Falle, die nach 12 Uhr Mitternachts wegen des Messelesens, was sie zu besorgen hatten, nicht mehr trinken durften, auch diese hatten ihre Uhren bei der Hand, und sahen dahin, daß sie noch in der letzten Minute vor und mit 12 Uhr ihre volle Ladung kriegten. Daß sich der katholische Geistliche beim Abplappern des Brevirs nichts denkt, und das unsinnige Zeug, was er herplaudert, mit vielen Zerstreuungen herbetet, brauche ich gewiß nicht erst zu versichern, dieß sieht jeder verständige und über die Sache selbst nur einigermaaßen nachdenkende Mann von selbst ein; aber eines Refugiums oder eines Zufluchtsmittels, was ein solcher für sein ihn zu Zeiten quälendes Gewissen hat, muß ich hier noch erwähnen: Er hält sich nämlich fest überzeugt, daß ein einziges Gebet, welches ganz zuletzt auf den Knieen gebetet werden muß, und so anfängt: Sacrosancte etc. von allen vorhergehenden Versündigungen der Nachlässigkeit, Vergessenheit und Gedankenlo-

sigkeit völlig frei spricht. Dieß ganze Verhalten, die schwankende Meinung vom Recht und Unrecht in Glaubenssachen, wie ich sie zu meiner Zeit in Klöstern gefunden habe, mahnt mich an folgende lustige Gespenstergeschichte, wo starker Glaube und Aberglaube eben solche Wirkung hervorbrachte, als bei meinen ehemaligen Ordensbrüdern ihre Aufklärung und ihre Finsterniß. / Ich muß doch das englische Anekdötchen hier mittheilen. Es ist überschrieben.

Gespensterfurcht.

„Drei junge Leute von Stande tranken zusammen in einem Weinhause, und da ereignete es sich, daß sie unter andern Dingen auch auf Geistererscheinungen zu sprechen kamen; der eine von ihnen läugnete die Gespenster gerade zu; und zum Beweise seiner Furchtlosigkeit gegen Dinge dieser Art, unternahm er es, vermöge einer Wette, aus einem benachbarten Knochenhause in der schrekklichen Stunde um zwölf Uhr des Nachts einen Todtenkopf herzuholen. Der Todtengräber ließ sichs für eine hübsche Erkenntlichkeit gefallen, die Thür aufstehen zu lassen, damit alle Hindernisse aus dem Wege geräumt wären. Unser Held kam an den düstern Ort, (er wußte im geringsten nichts davon, daß einer seiner Gefährten sich

schon vor ihm dahin begeben hatte) tappte unter den Knochen herum, nahm einen Schädel auf, und war eben im Begriff wieder wegzugehen, als eine dumpfe Stimme hinter ihm her rief: „Das ist mein Schädel.“ — „Gut, gut,“ sagte unser Held, „dann muß ich einen andern nehmen.“ Der zweite und noch drei andere wurden gleichfalls von der Stimme zurükk gefordert, als solche, die diesem oder jenem Verwandten gehörten. Zuletzt, da er wieder einen andern aufgenommen hatte, sagte er: „Ich muß einen haben, er mag auch gehören, wem er will,“ und damit lief er fort. Als er wieder zu seiner Gesellschaft zurükk kam, sagte er:

„Da, indem er den Schädel auf den Tisch warf, da ist ein Kopf; aber ich will mich todt schießen lassen; wenn ihn nicht der Eigenthümer wieder holt.“

In einer solchen Lebensart verstrichen die schönsten Jahre meines Lebens; Unruhe, Verstekktheit, Furcht und dergleichen machten die Hauptbestandtheile meines Aufenthalts im Kloster aus. Ich war nun 21 Jahre alt, und daher nach den Klostergesetzen in Rükksicht des Alters zur ersten Priesterweihe fähig. Vor der eigentlichen vollen Priesterweihe gehen noch vier klei-

nere Weihen vorher. Ich sollte nun zum Subdiaconus eingeweiht werden. Hierbei findet folgende Procedur statt. Das ganze Kapitel wird zusammen berufen, nachher muß der Einzuweihende zu allen Kapitularen herumgehen, und in der hergebrachten Form die Stimmen des Würdig- oder Unwürdigseyns sammeln. Wieviel, man glaubt es kaum, muß sich bei einer solchen Gelegenheit der arme Schelm, der geweiht seyn will oder geweiht werden soll, von den richtenden ganz heiligen Oberngeistlichen gefallen lassen! Nimmt man alles zusammen, was ihm in seiner weh- und demüthigen Stellung aufgetischt wird, so sollte man nicht ein menschliches Wesen, sondern vielmehr einen lebendigen Teufel in ihm erkennen. Mancher hat freilich viele der Ausstellungen, welche ihm gemacht werden, verdient, aber gewiß nicht alle. Sie sind gewöhnlich mit den schwärzesten Farben aufgetragen, mich traf manche Ausstellung mit Recht, aber manches wurde mir zur Last gelegt, woran meine Sede noch nicht gedacht hatte. Der Ordinandus oder der, welcher die Weihe sucht, muß sich mit seinem Gesuch zuerst an den Klostervorsteher wenden, und dabei knieend erwarten, was ihm dieser Rühmliches und Löbliches herdemonstrirt. Er muß alles geduldig anhören, und darf jetzt nicht

im Mindesten Miene machen sich vertheidigen zu wollen, und wenn ihm auch das schwärzeste Verbrechen, woran er nie gedacht hat, vorgeworfen wird. Endlich wird er vom ersten entlassen, dann nähert er sich dem zweiten, dritten u. s. w. bis er ganz Reihe herum ist. Ich wurde, so viel erinnere ich mich noch sehr deutlich, hauptsächlich damit gemartert, daß ich mit einem Mädchen vertrauten Umgang gehabt hätte.

Die meisten Obern, welche ich während meines ganzen Klosterlebens von 1768 bis 1789 kennen zu lernen die Gelegenheit, oder besser, das Unglükk gehabt habe, waren die größten Despoten. Bei näherer Untersuchung erfuhr ich immer, daß sie aus den niedrigsten Ständen gebürtig, und so ohne alle Bildung Mönche geworden waren, was soll man dazu sagen? Der Mensch, dessen Herz und ich setze hinzu auch dessen ganzes Aeußere mit seinem Verstande nicht im gleichen Grade gebildet wird, kann weder sich selbst, noch andern das werden, was man in jedem höhern Stande wol von ihm zu erwarten berechtigt ist. Wie weit die Bildung des Aeußern in den meisten Klöstern geht, wie sehr das Herz größtentheils verkrüppelt, und mit welchem Unsinn, mit welchen Widersprüchen und mit welchen Armselig-

keiten der Verstand in der Regel beschäftigt und genährt wird, brauche ich hier nicht weitläuftig auseinanderzusetzen, das kann man sich schon hinlänglich aus dieser der Wahrheit ganz gemäßen Erzählung meines Klosterlebens denken und abziehen, wenn man es auch sonst noch nicht wüßte. Nur zwei Obern habe ich als wirklich äußerst gute und würdige Menschen kennen gelernt, ich kann ihre Namen nicht ohne Ehrfurcht nennen. Sie heißen Magister Ernst Schober, und Magister Engelbertus Bertold, beide Doktoren der Theologie auf der Universität in Wien. Dieß waren Männer, wie sie alle seyn sollten, zwar glänzten sie nicht durch ausgebreitete Kenntnisse, aber sie zeigten in sich die feinste Bildung und immer das menschenfreundlichste Herz, und behandelten alle ihre Untergebene mit der größten Güte und mit wahrchristlicher Sanftmuth. Der Magister Engelbert Bertold war mein letzter Klosteroberer, und von ihm, diesem so würdigen Manne, werde ich künftighin noch etwas mehr zu sagen haben. Jetzt auf meine Weihungsgeschichte zurükk. Nachdem ich durch einige dreißig, theils niedrigstolze, theils äußerst unwissende und zugleich äußerst grobe Mönche die Musterung erlitten hatte, so wurde die Klokke gezogen, damit alles, was Kopf und Beine, und

mitzusprechen hatte, oder alle Conventualen, zusammen kommen mußten. Nun erfolgte das Ballotement, und hierauf wurde, nachdem vorher von allen Seiten gar mächtig pro et contra disputirt war, ob ich der Weihe würdig sey oder nicht, endlich hochfeierlich beschlossen mich zuerst ganz im Fuhrmannstone — im Mönchstone wollte ich sagen, ich bitte sehr um Verzeihung, daß ich mich so versprochen habe, dieß ist wieder ein Produkt der combinatio idearum, man sieht ich komme wieder ganz unwillkührlich auf meine altfränkische Meinung zurükk, daß es noch immer Synonima gibt! Fuhrmannston und Mönchston macht bei mir eine Verwechselung der Vorstellung, ich glaube aus dem ganz einfachen Grunde, weil der eine dem andern im Punkt der Grob- und Feinheit nichts, gar nichts vorzuwerfen hat — wie einen Betteljungen herunter zu machen, und mich nachher doch der Weihe fähig zu erklären, so daß ich vom Weihbischof wirklich als ein künftiger Subdiaconus geweiht werden könnte und sollte. Wie sehr habe ich nachher immer gewünscht, daß ich von dieser Weihe zurükkgewiesen seyn mögte, dann wäre ich weit weniger unglükklich geworden, und würde nachher vom Papste in Rom weit leichter ohne diese unglükkliche Weihung meine nachgesuchte Dispensation

erhalten haben. — doch es schien nun einmal nach dem Willen des unerbittlichen Schicksals so und nicht anders beschlossen zu seyn. Ich wurde leider! nachdem ich zuvor, wie schon gesagt, aufs schändlichste heruntergemacht war, so daß ich mich vor mir selbst schämen mußte, bei der ersten Quatemberweihe wirklich zum Subdiaconus geweiht. Ich blieb noch einige Zeit im Kloster zu Wien; aber im nächsten großen Kapitel, bei welchem alle Obern aus der ganzen Provinz zugegen seyn mußten, wurde unter vielen andern merkwürdigen Dingen beschlossen, daß ich ins Kloster zu Grätz, der Hauptstadt in der Steiermark versetzt werden sollte.

Diese Versetzung, nämlich daß ich gerade nach Grätz und in kein anderes Kloster versetzt wurde, bewirkte hauptsächlich einer meiner Lehrer, den ich einige Jahre im Kloster auf die schon beschriebene Art bedient hatte, indem er selbst als Prior nach Grätz gegangen war. Er meinte es mit mir sehr gut, und hoffte mich durch diese Veränderung theils mehr zum Studiren anzufeuern, theils aber auch dadurch meiner Bekanntschaft mit einem innigst von mir geliebten Mädchen ein Ende zu machen. Ich erhielt meine Anweisung, in der Klostersprache

Obedenz, zum Reisen, und zwar in Gesellschaft mit einem meiner jetzt noch lebenden Freunde, dessen Andenken mir stets unvergeßlich bleiben wird, dem Pater Anselmus Burgemeister. Ehe wir unsre Reise antraten, war zuvor noch so manches in Ordnung zu bringen, hauptsächlich mußte von den Eltern Abschied genommen, und was leider! damals meinem liebekranken Herzen noch wichtiger war, der unbegränzt geliebten Lisette das zärtlichste Lebewohl gesagt werden. Dieß alles geschah denn auch, und zwar mit der allergrößten Genauigkeit.

Ich muß wol hier auf diese meine erste eigentliche Liebschaft noch einmal zurükkommen, und etwas weitläuftiger darüber werden, um den Zusammenhang der ganzen Geschichte zu zeigen. Den ersten regen Antrieb, mir auch eine Schöne zu wählen, führte folgender Umstand, da ich achtzehn Jahre zählte, meinem Herzen zu. Einmal erfuhr ich bald im Kloster zu Wien, daß es nicht Ausnahme von der Regel, sondern recht eigentlich in der Regel wäre bestimmt vorauszusetzen: jeder Pater habe seine Geliebte. Legte man sich auf nähere Kundschaft und fand, daß man sich bei irgend einem irrte, welcher wirklich von keinem Mädchen

wußte, so war dieß ausser der Regel oder eine Ausnahme von der Regel. Früh wiegte ich mich daher schon in den Gedanken ein: auch du mußt dich ein weibliches Herz anschaffen, an welches du dich anschließen, dem du dich ganz hingeben, und auf welches du dich ganz verlassen kannst. Zweitens wurde dieser Vorsatz eines Abends so stark bei mir, daß ich der Ausführung desselben nicht länger widerstehen konnte. Ein junger Clericus nämlich versprach uns Uebrigen, nachdem unsrer aller Köpfe durch Wein und Bier in hellen Flammen glüthen, sogleich aus dem Stegereife eine Rede über die Liebe zu halten, die sich sollte gewaschen haben. Er thats, er bestieg förmlich den Lehrstuhl, und sprach mit einer solchen Begeisterung, daß vorzüglich ich ganz und unaufhaltsam hingerissen wurde. Ich wurde über und über verliebt, es ging mir wie dem Pamphilus beim Terenz captus, ja captus eram vom Zeh bis zum Kopfe durch und durch.

Du mußt ein hübsches Mädchen haben, dachte ich, es komme auch wie es wolle. Dieß war mein Tag-, dieß war mein Nachtgedanke. Zum Glükk war ich lange nicht aus dem Kloster gewesen, ich bat am andern Tage um die

Erlaubniß ausgehen zu dürfen, und erhielt sie auch. Mir war bereits schon oft ein Haus gerühmt, und in demselben ein Engel von Mädchen, dessen Schwester die Geliebte eines meiner Ordensbrüder war. Ein ältlicher Priester als Socius begleitete mich heute, wir gingen von Straße zu Straße, endlich eröffnete ich ihm den Wunsch meines Herzens! in dem und dem Hause meinen ersten Besuch machen zu wollen; er war so gütig ihn zu erfüllen. Wir traten ein, wurden sehr freundlich aufgenommen, und ich fand bald Gelegenheit mit dem noch freien Kinde eine kleine Unterredung anzufangen. Ja sie ist's, rief mir mein Herz beim ersten Anblikk zu, sie ist's und keine andere, welche das gütige Geschikk dir anweis't. Um es kurz zu machen, ich war hier ein Cäsar veni vidi, vici. Wir avancirten bereits am ersten Tage bis zu verliebten — es versteht sich dabei zugleich verstohlnen, denn sonst wäre es ja keine verliebte — Blikken und zärtlichem Händedrukk. Es war nicht Täuschung, sondern Wahrheit, wenn ich bemerkte, daß meine angebetete Lisette eben so sehr capta als ich captus war. Sollte irgend einer meiner Leser oder irgend eine meiner Leserinnen so ungläubig seyn, und mir hier den geschilderten Sieg absprechen wollen, dem führe ich noch zu Gemüthe, daß

mein Sieg um desto größer war, je größer und vornehmer der Gegenstand war. Meine angebetete Lisette war — war die Tochter — die Tochter eines — eines Probsteiraths — ei was Probsteiraths! — sie war die jüngste Tochter eines weit vornehmern Mannes — eines Fleischers. Sie selbst schön gewachsen, mit himmelblauen Augen, rosenrothen Wangen, hübschen runden Armen (nicht Aermchen, das will ich mir ausgebeten haben) und, Leser leiht mir Vossens Sprache, dann will ich sie noch jetzt vom Kopfe bis zu den Füßen schildern, so aber schweige ich von allen andern übrigen Schönheiten und helfe mir mit dem Allgemeinspruche: Dieß alles will nur gesehen, gefühlt, geliebt, und nicht gesagt, nicht beschrieben, nicht geschildert seyn. Lustig sind oft die Qui pro quos (man spreche quohs, nämlich os hübsch lang, denn dieß quos soll nicht der lateinische Accusativus, sondern der deutsche Nominativus Pluralis seyn — nicht wahr ich bin verstanden, nun weiter) in der Welt, wird nicht bisweilen sogar ein General mit einem Corporal verwechselt? Mein Sohn ist was geworden, sprach jenes Mütterchen, er ist ein General geworden, oder wol gar ein Corporal, ich weiß es selbst nicht recht. Lisette war mein, so viel ist gewiß; aber von dem Augen-

blikke an, wo ich sie ganz mein nennen konnte, war auch meine Ruhe und meine Zufriedenheit dahin. Wir liebten uns, und dieß mußte verborgen bleiben. Sehen konnten wir uns oft genug; aber sprechen, das war ein anderer casus, dieß geschah höchstens nur alle drei oder vier Wochen. Welcher Ausweg war da zu treffen? Der ganz gewöhnliche, daß wir zu Billetdoux unsre Zuflucht nahmen. Was vermag die Liebe nicht? sagt Ovid in der so wunderschönen Geschichte Pyramus und Thisbe. Glaubt man denn, daß ich die lieben Alten ganz umsonst sollte gelesen haben? Wir kamen zwar unter keinem Maulbeerbaume zusammen; denn das ist zu gefährlich, aber dafür so oft es sich nur thun lassen wollte, beim Schlachtblokke, wovon die Vorstellung nur so etwas Grausiges mit sich führt, was die wirkliche Gesellschaft gar nicht einflößt. Meine Lisette und ich bedurften eines sichern Briefträgers, auch dieses Glükk wurde uns zu Theil, und nun gings Schreiben dermaaßen von statten, daß wir uns täglich so viel Liebes und Schönes sagten, wie man sich nur je in der Welt zu sagen vermag.

Ein Sprichwort sagt: Für Geld ist alles feil, und so gings denn auch mir und meiner

angebeteten Lisette. Ich erkaufte mir unsern Küchenträger, der täglich wol zwei bis viermal in das Haus kam um Fleisch zu holen. Dieser nun war unser treuer Briefträger. Er hatte täglich Billets doux hin- und herzubringen; aber mit dem bloßen Briefwechsel konnten und wollten wir uns nicht begnügen lassen, wir wünschten uns öfter zu sprechen. Anfänglich glaubten wir zwar glükklich genug zu seyn, wenn wir uns nur einander schreiben könnten; aber wie es denn überhaupt in der Welt geht, ist ein Wunsch befriedigt, gleich stellt sich wieder ein neuer ein, und man ist nicht ehr zufrieden, als bis auch dieser erfüllt ist, und so gehts immer weiter bis der Sichelmann kommt, der allen irrdischen Wünschen ein Ziel setzt: die Wünsche der Sterblichen verlängern sich wie die Schatten, wenn die Sonne des Lebens untergeht. Nicht ehr endigen sich unsre Wünsche, als bis uns der Postillon Tod zum letzten Gasthof der Ruhe gebracht hat, dieß gilt nicht blos von der Liebesgeschichte meiner Jugend, sondern auch ohne Ausnahme von allen Wünschen der gewöhnlichen Sterblichen; — über die ungewöhnlichen Sterblichen vermag ich nicht zu urtheilen, und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil ich nicht die Ehre habe sie zu kennen. —

Ich komme auf meine Lisette zurükk. Wie gesagt, wir wünschten uns öfter zu sprechen, und auch hierzu mußte Rath werden. Wie? — Auf dem ganz natürlichen Wege durch Geld. Soll doch schon so manche Festung blos durch klingende Münze erstürmt, und manche Armee dadurch aus dem Felde geschlagen worden seyn — ist dieß alles wahr oder nicht, das lasse ich dahin gestellt seyn, kurz und gut, man sagts, man hats mehr als einmal gesagt, und ich bin nun so ein dummer Teufel, daß ich es nachsage. — Ich gewann mit Geld und durch Geld als den stärksten nervus rerum zwei sehr ehrliche Schelme, welche dem Ansehen nach noch kein Wasser in der Welt getrübt hatten, den geistlichen Kirchendiener und den weltlichen Pförtner des Klosters, ein schöner Beweis, daß sich doch manches in der Welt in größre Harmonie bringen läßt, als man bei der ersten Verschiedenheit der äußern und innern Beschaffenheit der Einzelwesen denken sollte. Nun hatten wir Gelegenheit uns alle Tage, am leichtesten aber im Winter, wenigstens auf eine Viertelstunde zu sprechen.

Wol ein ganzes Jahr hindurch wurden diese freundschaftlichen Zusammenkünfte fortgesetzt, und wir Pyramus und Thisbe, denn wir

glaubten uns nicht weniger feurig zu lieben, ließen es uns nicht einmal mehr von fern träumen, daß wir entdekkt werden könnten, und dennoch war die Stunde der Verrätherei und der Ueberraschung weit früher da, als wir's dachten. Nun waren die Augen aller, die im Kloster oder selbst in der Nähe desselben lebten, verwunderungsvoll auf uns beiden Opfer der Liebe gerichtet. Es wurden mir seltsame Dinge erzählt, die man von mir und meiner lieben Lisette verbreitet hatte, — ich war gebeugt genug, denn ich wurde nun stets beobachtet, und wieder zum bloßen Briefwechsel zurükkgebracht. Die alten Geistlichen wollten mich ohne Gnade und Barmherzigkeit auf alle nur mögliche Art gekreuzigt wissen, und doch sollten, wenn man der Fama trauen will, die meisten der jetzigen so strengen Herrn es zu ihrer Zeit noch viel ärger gemacht haben; aber die Sünde hatte sie verlassen, und sie behielten dafür kein anderes Ersatzmittel, als durch Toben und Wüthen wegen dieses verlassenen Zustandes sich an der Untreuen zu rächen; die jungen Geistlichen hingegen schienen nur darüber ihr Herzeleid zu haben, daß gerade ich als der Jüngste von allen mit einem solchen schönen Mädchen den Sieg davon getragen, und keiner von ihnen mir diese Beute weggekapert hätte.

Wie verschieden doch die eigentlichen individuellen Bewegungsgründen des heiligen Eifers, des Zorns, der Wuth u. s. w. sind, wenn man der Sache selbst tiefer auf den Grund kommt!

Die Ehre der Züchtigung, welche oft ein Mensch dem andern zu erweisen so bereitwillig und eilfertig ist, ist nicht selten die Frucht des Kantischen kathegorischen Imperativs, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß sich dieß alles hier im umgekehrten Falle befindet.

Ich wurde krank, aber meine Kankheit war mehr Einbildung als Wirklichkeit, mit unter auch Verstellung; denn da ich nicht mehr mit meiner Lisette zusammen kommen konnte, so gefiel mir die Krankenstube besser, als des Morgens um 4 Uhr schon im Chore zu seyn, was ich doch als ein Gesunder mußte; ich war und blieb lieber immer krank, und durchlebte zwei ganze Jahre in der Krankenstube. Das Kloster gab sich alle Mühe mich wieder hergestellt zu sehen. Der jetzige Leibmedikus, Herr Baron von Quarin war damals unser Klosterarzt. Er war nicht nur ein äußerst philosophischer, sondern auch ein sehr trefflicher praktischer Arzt; allein das Leben und die Gesundheit eines Mönchs lagen ihm nicht am Herzen,

sondern schienen ihm ganz gleichgültig zu seyn. Er besuchte mich, verrieth aber durch sein ganzes Benehmen, daß er meine Krankheit für sehr unbedeutend hielt. Er untersuchte blos meinen Puls, und verließ mich gleich darauf wieder mit der Versicherung: es sollte für mich gesorgt werden, und hiermit wurde meine ganze Cur einem Abschaume vom Menschen, nämlich unserm Klosterapotheker anvertraut. Recht lebhaft wurde ich im verflossenen Sommer wieder an diesen nichtswürdigen Menschen, der eben so schlecht als unwissend war, erinnert, da ich die Oper: der Apotheker und der Doktor von Stephanie dem Jüngern aufführen sah. Gerade so ein Stößel war auch unser Klosterapotheker, wo er nicht noch schlechter war. Es war der Laienbruder Friedrich Ezechiel, der sich bei aller seiner Dummheit für ein lumen mundi hielt, und dabei so stolz war, alle andere Apotheker, Chirurgen und Doktoren gegen sich für wahre Stümper zu erklären. Auch er war im Stande wie Stößel zu singen:

Galenus und Hippokrates
Sind gegen mich nur Stümper,
Und alle Herrn in us und es
Führ'n einerlei Geklimper.

Nur Paracelsus ist mein Mann!
Und wenn ich den erreichen kann,
Dann gute Nacht, Doktores.

So oft Stößel sagte: ich bin ein Laborant, eben so oft dachte ich mir den verwünschten Ezechiel, dem man auch, so oft man ihn sah, zurufen mußte: Er ist ein Ignorant. Unser Laienbruder Apotheker führte das beste Leben von der Welt, nämlich als ein grobsinnlicher Mensch, der Kerl schämte und grämte sich nicht, sondern fraß und soff nach Herzenslust den ganzen Tag.

Diesem Ignoranten war das ganze Kloster anvertraut, und der Schlingel kurirte denn auch darauf los, es mußte nur so seyn. Er ließ sans rime et sans raison vomiren, purgiren, verordnete Aderlaß u. s. w. alles pelêmêle unter einander; er hatte überdieß ein Universalmittel, wovon er, seine Patienten mogten alt oder jung seyn, das hitzige oder kalte Fieber haben, immer Gebrauch machte.

R. Sal. med. aq. α oxymel Simpl. Dieß war eine Panacee für alle Krankheiten. Mit Nicolaibrot, mit einem schwarzen ledernen Gürtel, und mit Lukaszetteln trieb er in

und ausser dem Kloster einen förmlichen Handel. Den Gürtel empfahl er den Schwangern zur leichten und glükklichen Niederkunft, und wußte nicht genug von Wundern zu erzählen, welche ein solcher Gürtel bewirken könnte, und bereits bewirkt hätte; die Lukaszettel, welche gegen Hexereien und so weiter verwahrten, schnitt er aus einem alten Klosterdirektorium. Nicolaibrot wird aus Wasser und Mehl, und aus einigen Ingredienzen des größern Wurmkuchens verfertigt, und dann ein Stern darauf gedrukkt. Dieß Nicolaibrot soll das kalte Fieber kuriren, scheint aber dasselbe mehr zu befördern als zu vertreiben, ich habe wenigstens diese Erfahrung damals leider! einmal selbst an mir gemacht.

Was er an wirklicher Medicin für seine Kranken in und ausser dem Kloster gebrauchte, mußte das Kloster bezahlen, er allein genoß die Vortheile davon, denn er machte sich überall gute Freunde. Mit seiner Würde als Apotheker und Arzt verband dieser Laienbruder Friedrich Ezechiel auch noch die, daß er Stadtsammler für's Kloster war.

Die Erhohlungen im Kloster waren sehr mannigfaltig. Wir hatten einen äußerst schö-

nen Garten, und in demselben zwei schöne Kegelbahnen, auf welchen fast alle Tage gekegelt wurde. Wir Klosterbrüder hatten uns alle recht eingeschoben, und kein Fremder, und kein Besuchender aus der Stadt konnte uns leicht den Vorzug abgewinnen; ich wenigstens habe in der Regel gewonnen; aber noch mehr Geld gewann ich auf dem Billard, welches im Kapitelhause stand, wie ich es denn durch die tägliche Uebung in diesem Spiele sehr weit gebracht habe. Der schöne Garten ist von Joseph dem Zweiten in drei Straßen und 21 Häuser verwandelt worden. Die Kastanienbäume sind im Winter ausgegraben, und in den Augarten versetzt worden, wo sie noch heute im Tage eine sehr schöne Allee bilden, welche noch die Augustinerallee heißt. Des Abends, vorzüglich an den kürzern Tagen wurde in der Regel verstohlnerweise Karte gespielt, öffentlich zu spielen war nur selten erlaubt. Die Spiele waren theils Hazardspiele, theils ein freundschaftliches Solo, am häufigsten aber wurde gewürfelt. Wir jungen Geistlichen mußten der Klosterordnung nach Abends um neun Uhr bereits zu Bette seyn, zu welchem Ende der P. Lektor oder Professor gleich nach 9 Uhr die Stuben visitirte, und sich davon überzeugte, daß jeder zu Bette lag. Aber kaum war dieser

ehrliche Mann wieder zur Thür hinaus, so waren auch wir wieder zum Bette heraus, und hin auf die besprochene Stube, wo alles zum Spiel und Saufen (denn beim Trinken bliebs nicht) zusammen kam. Wie alles hierbei zuging, und durch welche Kunstgriffe das Bier hinaufgeschafft wurde, ist schon vorher gezeigt worden, und es bedarf keiner Wiederhohlung. Durch eine ähnliche List wurden auch verschiedene Eßwaaren und Lekkerbissen hinaufgeschafft. Der Koch und der Kellermeister standen sich sehr gut dabei; denn wir errichteten unter uns eine gemeinschaftliche Kasse, aus der alle diese Unkosten bestritten werden mußten. Die guten Eltern und Verwandten mußten das Geld hergeben, und alle diese Ausgaben waren nicht nur ganz unnöthig, sondern auch für unsern physischen und moralischen Zustand höchst verderblich.

Ich muß auf mein Studium zurükkommen. Daß mir die aristotelische Philosophie, wie sie im Kloster gelehrt wurde, nicht gefiel, habe ich schon gesagt. Die Alten, das heißt aber nur die lateinischen Klassiker waren meine Lieblingslektüre, und ausserdem leider! Romane, denen ich freilich auf der einen Seite manche Aufklärung in weltlichen Dingen; aber auch auf der andern Seite manche Wünsche des Her-

zens, die mich unglükklich machten, oder mich wenigstens in meinen Augen damals für äußerst unglükklich erklärten, verdankte. Griechisch wurde damals bei den Jesuiten nur äußerst dürftig gelehrt, und ans Hebräische wurde gar nicht gedacht; wenn ja einer und der andere unter den jungen Geistlichen der griechischen Sprache Geschmakk abgewann, so kriegte er zur Belohnung für seinen Privatfleiß in dieser an und für sich selbst so schönen, so feinen und vortrefflichen Sprache am Ende was zu lesen? — Blos castrirte Werke. Das Hauptbuch, was zu meiner Zeit im Kloster gelesen wurde, war der Xenophon, aber nur ein grausam castrirter Xenophon; denn auf diese Kunst verstanden sich die Jesuiten sehr gut, indem sie in den Klöstern ihre eigenen Buchdrukkereien hielten, wo sie denn alle alte Auctoren so unbarmherzig castriren konnten, als ihnen dieß nur immer gefiel.

Der Orden des heiligen Augustinus zählte viele Doctores Teologiae, und es fehlte auch damals nie an solchen, die dieß zu werden wünschten. Es ist wol nicht am ganz unrechten Orte, wenn ich hier die Art und Weise erzähle, wie ein solcher Doctor Theologiae creirt oder wenn man lieber will, fa-

bricirt wird. Der Kandidat mußte eine Probe seines Unterrichts im Hebräischen und Griechischen ablegen, hierzu wurde erfordert, daß er dürftig lesen, und mit Hülfe der Wörterbücher übersetzen konnte. Es durfte sich dabei der Kandidat selbst einige Kapitel aus dem neuen Testamente wählen, die zuvor gehörig einstudiren, und dann sein Tentamen beginnen. Ging dieß, so war man vollkommen zufrieden. Ein Secundaner auf einer protestantischen Schule, der sich zur Universität vorbereitet, hat gewiß schon weit gründlichere Sprachkenntnisse inne, als ein solcher Doctor Theologiae je besaß, noch in Ewigkeit sich erwerben wird. Wo vernünftiger Unterricht fehlt, da bleibt auch der beste Kopf zurükk, wenn sich auch hin und wieder ein guter Kopf in einen solchen Orden verliert. Hat nun ein solcher Kandidat diese Beweise seiner Geschikklichkeit glükklich abgelegt, so folgt das zweite Hauptstükk, welches als terminus technicus oder als Kunstausdrukk den Namen actus parvus führt. Dieser actus parvus besteht darin, daß der Kandidat einige Theses aufsetzt, welche auf der Universität förmlich vertheidigt werden müssen. Zwei Tage vor der Disputation bei der feierlichen Einladung der Opponenten u. s. w. erfährt der Kandidat, welche Thesis, oder welche Theses die-

ser und jener Opponent ventiliren, opponiren und was soll ich mehr sagen, attakkiren, offendiren, prostituiren, ad absurdum bringen, und am Ende nach allen Katzebalgereien concediren will, wornach er seine Maaßregeln einrichten kann. Nach der Disputazion oder dem kleinen Actus ist der Kandidat in einen Baccalaureus Theologiae verwandelt. Bald darauf folgt der actus magnus, der darin besteht, daß wieder Theses aufgesetzt werden, die gleichfalls unter dem Vorsitze eines Professors der Theologie opponirt, gehandhabt und ins Reine gebracht werden, und nun ist der Doktor da, wie er leibt und lebt.

Zu einem solchen Doctor wollte man auch mich befördern, und ich kann sagen, daß mir meine Klosterobern äußerst günstig waren; allein da mir im Grunde mein ganzes Mönchsleben zuwider war, mein Mißvergnügen täglich zunahm, wobei nur noch die immer herzlicher werdende Liebe zu dem bereits der Länge und Breite nach geschilderten Mädchen mich aufrechts hielt, so wurden dadurch meine Studien gänzlich vernachlässigt, und der Wunsch meiner Obern, mich als Doctor und Professor zu sehen, ganz vereitelt. Ausser dem in vieler Hinsicht sehr angenehmen Klosterleben, welches

vorzüglich viele Muße gewährt, hat man in demselben noch extra jährlich die nicht wenig angenehmen Unterhaltungen der Fastnachtszeit: in der Regel sind die vier letzten Tage eigentliche Tage des Wohllebens. In dieser Zeit wurden gewöhnlich auch einige Comedien aufgeführt, so erinnre ich mich, daß unter andern im zweiten Jahre meiner klösterlichen Existenz mutatis mutandis ein Stükk von Haffner: Burlin oder etwas zu lachen in Fasching aufgeführt wurde. Ich mußte die erste Rolle übernehmen, also den Burlin machen. Ich spielte meine Rolle so sehr zur Zufriedenheit der Zuschauer, daß man mir lauten Beifall klatschte, mich nach vollendetem Stükke vorrief, und durchaus nicht glauben wollte, daß ich Mönch wäre. Ich mußte auf Befehl meiner Obern meine Perükke abnehmen, und der ganzen Gesellschaft ad oculos demonstriren, daß mein Kopf geschoren und mit einem Kranze bedekkt sey. Schon damals stieg bei mir der Wunsch auf, mich Knall und Fall davon zu machen, und zu einer Schauspielergesellschaft meine Zuflucht zu nehmen, die mich höchst wahrscheinlich, wie mich jener Beifall zu vermuthen berechtigte, nicht zurükkweisen würde; allein dieß Herzeleid wollte ich meinen guten Eltern, die nichts anderes als einen Priester in mir zu sehen wünschten, nicht

machen, da man überdieß in jenen Zeiten einen Schauspieler wenigstens für ein Teufelskind, wo nicht für den Teufel selbst hielt. Ich blieb also nach wie vor im Kloster. So verging ein Jahr nach dem andern, bis ich zum Subdiaconus geweiht wurde, welches allemal erst nach dem ein und zwanzigsten Jahre geschehen kann. Einer harten Büßung erinne ich mich noch sehr lebhaft zur Zeit als für mich unter den Kapitularen die vota zur Würdigung der Weihung gesammelt wurden. Da sich nun einige schwarze Kugeln im Kelche befanden, so wurde der Grund hiervon näher untersucht, worauf sich denn am Ende ergab, daß dieß wegen meiner Liebschaft geschehen wäre. Nach einem Vierteljahre, hieß es, sollte von neuem votirt werden, jetzt sollte ich mit einer kleinen Strafe davon kommen. Diese bestand darin, daß ich im Refektorium bei Brot und Wasser auf der Erde sitzen mußte. — Doch auch dieser harte Tag ging vorüber. Nach Verlauf dieses Vierteljahrs wurde wieder votirt, und siehe da! lauter weiße Kugeln, ob ich gleich nicht weiß, worin ich besser geworden war, so wie denn mein Umgang mit dem lieben Mädchen noch immer derselbe blieb, kurz und gut, ich wurde zum Subdiakonus geweiht. Hätte ich diese Weihe doch nie an mir vollziehen lassen; denn nun konnte

ich nicht mehr zurükk. Unabänderliches und unerbittliches Schikksal. Immer schwebt mir bei diesem meinem Schikksale die Lectüre von Voltaire's Zadig ou la destinée vor Augen. Wem machte sie wol nicht viel Vergnügen? Wenn ich gleich von den Klostergelübden, die ich noch streitig machen konnte, vom Pabste hätte dispensirt werden können, so war dieß von dem Augenblikke an, wo ich zum Subdiakonus geweiht war, eine ganz andere Sache. So gram mir in der Folge meine Obern wurden, so war und blieb ich doch unter meinen Mitgeistlichen und den jungen Priestern immer beliebt; denn meiner verzweiflungsvollen Lage ungeachtet war ich doch immer in Gesellschaft heitern Muths, und munterte durch meine Späße manchen auf, der in seinem Herzen vielleicht zehnmal weniger geschlagen war als ich. Zu meiner Zeit herrschte in den Bettelorden die böse Gewohnheit entweder alle drei oder alle anderthalb Jahre von einem Kloster ins andere versetzt zu werden. Wer nun einmal das Unglükk hatte in casu damnationis zu seyn mußte gewiß alle anderthalb Jahre seinen Wanderstab weiter setzen, und nicht selten vierzig bis sechzig Meilen, wozu er aus dem Kloster selbst, was er verlassen mußte, ein sehr winziges viaticum erhielt. Die Hauptkosten

solcher unnützen Reisen mußten aus eigenen Mitteln bestritten werden, daher kam's, daß man sein erspartes Geld so zwekkwidrig blos nach der Laune des Provincialis verschleudern mußte, und wie oft klopfte der arme reisende Bruder seinen Eltern oder Verwandten auf die Tasche, um sich nicht ganz elend auf einer solchen geistlichen Pilgrimmschaft behelfen zu müssen, wie ich solches nachher leider genug erfahren habe. Gottlob daß diese seltsamen Reisen von dem angebeteten Kaiser Joseph dem zweiten aufgehoben wurden! überhaupt wurde unter Josephs Regierung alles hell und gut, darf man den Privatnachrichten so wie auch den öffentlichen Blättern Glauben beimessen, so sieht es in den österreichischen Staaten jezt wieder ganz finster aus. Bei meinem vierwöchentlichen Aufenthalte im Karlsbade 1802 sah ich Wunder der Mißbräuche, welche zu Josephs Zeiten schon vergessen waren. Etwas mehr von dieser Reise, so wie von meinem Aufenthalte im Karlsbade selbst werde ich späterhin in diesem Buche mittheilen.

Ich komme jezt auf meine Abreise von Prug an der Leithe nach Grätz zurükk. Ich will mich kurz fassen. Wir reis'ten wirklich ab, nachdem von allen Seiten der nöthige zum Theil

sehr herzbrechende Abschied genommen worden war. Die Eltern mußten das Geld zur Reise hergeben, denn wie schon gesagt, der kleine Zehrpfennig, den das Kloster reicht, läßt nicht einmal ohne Betteln zu Fuße an Ort und Stelle gelangen. Sich einige Reisebequemlichkeiten zu verschaffen, und seine Sachen in Koffern mit fortzubringen muß allein der barmherzige Beutel der Eltern und Verwandten möglich machen. Mit meiner Lisette wurde beim feierlichen Abschiede der eben so feierliche Kontrakt geschlossen, daß kein Posttag vergehen sollte, wo wir uns nicht einander schreiben würden, dieß sollte der Probierstein unsrer uns einander geschwornen ewigen Treue seyn. Wir beiden jungen Mönche reis'ten sechs und zwanzig Meilen als gänzlich unerfahrne Wesen, und uns ganz allein überlassen. In Wienerisch Neustadt, einer sehr hübschen Stadt wurde ein förmliches Halt gemacht, gleich neben dem Gasthofe war ein Kaffeehaus, in demselben befanden sich verschiedene Officiers von der Garnison und einige Canonici Exjesuiten, als ich und mein Mitbruder eintraten. Die Officiers merkten bald, daß wir nicht nur junge noch unerfahrne Leute wären, sondern hatten auch die Güte, wie uns dieß gar nicht undeutlich einleuchtete, uns für alberne Mönche zu erkennen. Wir

mußten uns diese Ehre gefallen lassen. Wir ließen uns Kaffee geben, inzwischen spielten zwei Officiers Billard; welchem Spiel ich mit Aufmerksamkeit zusah. Als die Spieler dieß bemerkten, so glaubte der eine mich recht zu nekken, wenn er mir eine Parthie anböte; ich aber nahm dieß Anerbieten sogleich an. In Gegenwart der Exjesuiten wurde die Parthie begonnen, und ich spielte mit einer solchen Fertigkeit, daß ich dem Herrn Officier binnen einer Stunde 14 Parthien abgewann, die Parthie galt einen Gulden. Die Herrn Officiere, als sie dieß erleben mußten, so wie das ganze Chor der Exjesuiten glaubten, ich müßte einen heimlichen Bund mit dem Teufel gemacht haben, sie bewunderten meine Festigkeit im Stooß, so wie meine Geschikklichkeit, jeden Ball, er mogte stehen, wo er wollte, zu machen. Durch Uebung kann man es in jeder Sache weit bringen, ohne daß man dabei zum Teufel seine Zuflucht nimmt, mit welcher Zuflucht es übrigens ein eben so lächerliches als unnützes Ding ist, nicht nur von den Geglaubten sondern auch Glaubenden aller Teufelsbesitzungen und Teufelswirkungen. Dieser letzte Zusatz ist nun offenbar eine höchst überflüssige Erweiterung meiner Biographie, das muß ich selbst weh- und demüthig erkennnen und bekennen, und deß-

halb meine lieben Leser tausendmal um Verzeihung bitten. Ohne alles Bedenken würde ich auch diesen ganzen Punkt wieder wegstreichen, wenn sich dieß gerade eben so leicht machen ließe, wie sich wol viele meiner unbefangenen Leser es denken. Beim Ausstreichen verdirbt man in der Regel die Feder, und verwechselt, da man es denn sehr eilig zu haben pflegt, nicht selten das Tintefaß mit dem Sandfasse; nun aber denken Sie sich, meine strengen Leser, das Herzeleid, wenn ich mir durch eine solche Uebereilung einen ganzen erst so mühsam zusammengestoppelten Heft verdürbe, welcher Verlust dieß wäre! Uebersehen Sie also lieber manchen kleinen ganz überflüssig scheinenden Zusatz. Ich werde künftighin, so etwas früher noch, ehe die Sache einmal in den Kopf kommt, geschweige denn, wenn sie aus dem Kopfe in die Feder gehen will, bei Zeiten auf meiner Hut seyn, werden Sie nur dießmal nicht böse. Nun gleich auf mein natürliches und keinesweges unnatürliches Billard spielen zurükk. Wir hatten im Kloster zu Wien ein eigenes Billard, worauf wir täglich spielten, folglich hatte ich eine tägliche Uebung darin gehabt. Anlage, Ausbildung, gutes Gesicht und Maaß, machen einen guten Spieler. Der Kutscher rief uns ab, ich nahm mein Geld, und

freuete mich nicht wenig, daß ich den voreiligen Herrn Officier so hübsch hatte ablaufen lassen. Wir reis'ten ab, und kamen am vierten Tage zu Grätz, der Hauptstadt in der Steyermark, glükklich an. Der Wagen hielt vor einem großen schwarzen und unansehnlichen Hause still. Wir fragten den Kutscher, wo wir wären, und der antwortete. „Dieß ist's Kloster." Wie vom Donner getroffen sahen wir uns einander an, und konnten keine Worte finden, unser Erstaunen auszudrükken; denn das, was wir sahen, und wohinein wir nun sollten, glich mehr einem Gefängnisse als einem Kloster. Räuber und Mörder gehören dahin, dachten wir; aber nicht Menschen, die aus freier Wahl Gott auf eine stille feierliche Art verehren wollen. Geduldig erwarteten wir, was weiter kommen würde. Bald erschien der Pförtner, und sagte, daß er uns zum Prior führen würde. Wir kamen hin, und fanden einen überaus freundlichen Mann. So sehr wir über den Anblikk des elenden und düstern Klosters erschraken, eben so sehr richtete uns die Menschenfreundlichkeit dieses Mannes wieder auf, Man kann nicht leicht einen größern Kontrast in der Welt finden als dieser war. Der freundliche Prior war derselbe, welchen ich in Wien hatte bedienen müssen. Er war auch die Ur-

sach, daß ich jetzt in sein, und in kein anderes Kloster geschikkt wurde.

Er ließ uns unsre Stuben anweisen, und es dauerte nicht lange, so war er selbst bei mir um nachzusehen, ob auch alles auf meiner Stube in gehöriger Ordnung wäre, daß heißt, ob man in allen Stükken für meine Bequemlichkeit gesorgt hätte. Er ließ uns die gewöhnlichen drei Gasttage täglich jeden mit einem alten Pater begleitet nach Tische ausgehen, damit wir die Hauptmerkwürdigkeiten der Stadt sehen sollten. Ich und mein Reisegefährter P. Anselmus Burgermeister, der mir ewig unvergeßlich bleiben wird, lebten auf dem besten Fuße mit einander, wir hatten uns unverbrüchliche Freundschaft geschworen uns einander in allen Stükken beizustehen, und uns nie zu verlassen, sollte es auch einem oder dem andern beschieden seyn, seinen Weg noch so sehr per aspera et dura machen zu müssen. Keine zwei leibliche Brüder können sich brüderlicher lieben und mehr von einander halten, als dieß bei uns beiden der Fall war. Der Prior dieses Klosters, der schon, wie gezeigt, von Wien her mein Freund war, hatte den Plan noch nicht aufgegeben, aus mir einen Professor zu machen, er ließ mich zu sich kommen, stellte mir alles ausführlich vor, und sagte, daß ich nun sogleich Hebräisch zu lernen anfangen müß-

te, wenn ich seinen Wunsch erfüllen, und mein Glükk machen wollte.

Das übrige Studium, was ich von jezt an zugleich mit betreiben müßte, wäre die sogenannte Theologia speculativa polemica. Ich dankte ihm gar sehr für seine so freundschaftliche und liebevolle, ja väterliche Gesinnung gegen mich, und faßte in diesem Augenblikk den Entschluß alle meine Kräfte aufzubieten, um seinen Wünschen zu entsprecheu. Ich fing Hebräisch an, und auf der Universität hörte ich den Tractatum de Gratia oder die ganze Lehre von der Gnade.

Ich glaubte in diesem Kloster Mönche anzutreffen, welche den Vorschriften ihres Ordens genauer nachzukommen suchten; aber wie sehr irrte ich mich! wurde in Wien recht tüchtig getrunken, so wurde hier recht eigentlich gesoffen. Nicht selten waren verschiedene Priester des Abends besoffene Schweine, und was den Punkt der Liebe zum schönen Geschlecht betrifft, so war es hier gleichfalls um kein Härchen besser, wo nicht noch viel ärger als in Wien. Jeder Mönch hatte, wie ich gar bald erfuhr in der Stadt sein Haus, wohin ihn entweder die schöne Hausfrau, oder eine schöne Tochter

so oft hinzog, als er nur abkommen konnte. Zu Zeiten machte auch ein gutbesetzter Tisch entweder mit jenen incitamentis verbunden, oder als ein alleinniges Reitzmittel den zauberischen Köder aus.

Die Lebensmittel waren damals in Grätz sehr wohlfeil, so kostete eine fette Gans nur 8 Groschen, ein Puter 6, ein Kapaun 3, und ein Huhn, alt oder jung, das war einerlei, nur 1 Groschen. Da viele Mönche ausser ihren Klostermalzeiten nicht selten ihren Leichnam noch anderweitig pflegen wollten, so nahmen sie, wenn kein Privatbesuch gerade anlokkender für sie war, ihre Zuflucht zu einem gewissen öffentlichen Garten, wo für weniges Geld herrlich gelebt wurde. Ein auf steiermärkische Art fricassirtes Huhn nebst Brot und einer halben Flasche Wein kostete nicht mehr als zehn Kreuzer oder nach hiesigem Gelde 2 gr. 8 pf. Wo sind diese Zeiten geblieben, nicht blos für unsre, sondern auch für jene Gegenden! Es waren dasmal vier Novizen. Alles hatte Liebschaften im Kloster, von den Alten bis zu den Jungen und so umgekehrt. Einem armen Schelme unter den Problingen ging es sehr übel, nachdem der böse Gott Amor, der so an den meisten Unglükksfällen in der Welt schuld seyn soll

— ich für meine Person will dieß nicht so geradezu ohne alle Einschränkung behaupten, darum sage ich blos: seyn soll, nicht ist; denn ich habe nur zu oft gefunden, daß es mit allen solchen gerade zu Behauptungen eine sehr kitzelige Sache ist, es werden gar zu viele Beweise erfordert, und dann pflegt's in der Regel damit zu hapern, ich gehe künftig lieber immer indirecte, und nicht so mir nichts dir nichts immer directe zu Werke, weil man sonst oft recht sehr in unnöthige Verlegenheit kommen kann; dafür lobe ich mir einen gewissen Schwertfeger, den ich auf der Universität kennen zu lernen das Vergnügen hatte, der sagte hübsch bei allen seinen Verstandesprodrukkten: Posito mein Herr, ich setze den Fall u. s. w. u. s. w. das lasse ich noch gelten, ich habe mir dieß auch ad notam genommen, uud gehe bei allen Behauptungen hübsch piano zu Werke. — Doch zurükk auf meinen verliebten Probling, wo war ich doch stehen geblieben? Ja, nachdem der böse Gott Amor mit einem der schärfsten Pfeile sein Herz durch und durchgeschossen hatte. Die Schöne, durch deren Augen, Wangen, Füße und der Himmel weiß, wodurch noch der schelmische Gott dieß Meisterstükk praktisirt hatte, wohnte gerade dem Kloster gegenüber; allein es fand sich für unsern Probling gar keine Gelegenheit die-

sen Engel mündlich zu genießen, die Sache blieb bis dahin blos in den Grenzen des Schauens, und dennoch wollte der kategorische Imperativ den mündlichen Genuß. Man versuchte zwar noch einen andern Ausweg, nämlich einen Wechsel von Billets doux; aber auch dieß war für den liebekranken jungen Mann nur eine Pallativkur. Diese Krankheit war wirklich ernstlich, nicht etwa nur das Produkt der Verstellung oder Einbildung, unser Novice, mit Namen Kranz, war äußerst krank. Er sprach in der Phantasie und im Traume unaufhörlich von seiner Geliebten, und ich glaube, er hätte mit dem Leben dafür büßen, und wirklich aus Liebe sterben müssen, wenn sich nicht noch zuletzt das beste Arzeneimittel gefunden hätte. Sechs junge Mönche, unter welchen ich, wenn nicht die erste, doch auch nicht die letzte Rolle spielte, vereinigten sich dem armen Schelme zu Hülfe zu kommen. Wir wohnten zusammen in einem Gange, und faßten den brüderlichen Entschluß dem kranken Jünglinge die unerwartete Freude zu machen, ihm seine Geliebte vorzuführen. Ich als der älteste von den sechsen wurde bestürmt, das gute Werk möglich zu machen. Es glükkte mir durch meine hierin wirklich weitgehende Geschikklichkeit und Beihülfe meiner fünf übrigen Mitbrüder das geliebte Mädchen

am späten Abend ins Kloster zu bringen, und sie in derselben Nacht dem Liebenden auf seine Stube zuzuführen.

Diese Kur bewirkte Wunderdinge. Neues Leben kehrte in den fast Erstorbenen zurükk: convalescit rief hier einer und dort hieß es sogar schon convaluit, ja, ja er ist genesen jam rediit ad sanitatem corporis mentisque. Nun mußte das liebe Gesundheit des Leibes und der Sele bringende Mädchen mit eben der Behutsamkeit wieder zum Kloster hinaus geführt werden, wie sie, diese Göttinn, durch meine Geschikklichkeit — dieß muß ich zu meinem Ruhme noch einmal wiederholen, wie könnte man auch so hart seyn, und mir diese süße Befriedigung meines Herzens nicht gönnen wollen — hineinpraktisirt war. Dieß ging alles nach Wunsch, noch ehe die Morgendämmerung merklich wurde, hatte ich sie bereits wieder an die Pforten ihres eigenen Hauses zurükkbegleitet; doch, wie ich denn leider! dazumal noch die Folgen meines Leichtsinns auch nicht von fern berechnete, so kam auch hier der Lohn nach. Dieser Novice wurde zwar wieder gesund; aber sein kategorischer Imperativ stellte sich wieder ein und verlangte die Geliebte öfter zu sehen, zu sprechen und zu küssen. Er dachte daher

Tag und Nacht darüber nach, sich diesen Genuß auch ohne meine Beihülfe zu verschaffen, und siehe da, dieß gelang ihm, und von der Zeit an konnte man erst mit Recht sagen: er ist genesen, denn die Freude strahlte ihm stets aus beiden Augen.

Ich und mein unzertrennlicher Freund Anselm studirten recht darauf los, und zwar jeder von uns auf seine eigene Art. Ich that, was ich thun mußte, ausserdem beschäftigte ich mich mit Lesung der römischen Klassiker, und unterhielt jeden Posttag einen Briefwechsel mit meinem in Wien zurükkgelassenen lieben Mädchen. O könnte und wollte ich nur einen kleinen Auszug jener herzbrechenden Korrespondance hier mittheilen, was würden da meine Leser zu lesen kriegen? Ich versichere allen denen darunter, welche sogar den ächten Briefwechsel und die wahre Geschichte Abeilards und Heloisens gelesen haben, daß dieß alles nur eine sehr schwache und matte Kopie von dem ist, was unsre Briefe athmeten. Da gab es immer wiederholte Versicherungen ewiger Liebe, unverbrüchlicher Treue, krankmachender Hoffnungen endlicher Wiedervereinigung und — und — und. Sie sollten wol gar denken, ich stokkte, und wüßte über dieß nichts mehr hinzuzusetzen.

Nein da irren Sie recht sehr, meine lieben Leser, und Leserinnen, das nehmen Sie mir nicht übel; denn das muß ich besser wissen. Ich weiß, was ich alles dem Papiere an meine Lisette anvertrauete, und weiß auch, was Lisette dem Papiere an mich anvertrauete und weiß, daß unsre Korrespondance ein ganzes Buch und also weit mehr als was Abeilard und Heloise sich einander schrieben, ausmachen würde, wenn es alles an's Tageslicht käme. Das alles weiß ich; denn ich habe den wahren Lebenslauf und den ächten Briefwechsel jener beiden Unglüklichliebenden mehr als einmal gelesen und mit meiner unglüklichen Liebesgeschichte verglichen.

Alles in seiner Art kann hübsch seyn, das wird man eingestehen. Ich schweige blos aus Bescheidenheit von meiner eigenen Geschichte, und füge lieber noch ein Wörtchen über Abeilard und Heloise hinzu. Man schreibt diesen Namen auch Abelard, und lateinisch Abelardus, mir aber will diese lezte Schreibart gar nicht gefallen; denn sie ist zu hart, dafür lobe ich mir die Zartheit der französischen. Erstlich das i mouillé schon an und für sich selbst, welche Feinheit, welche Weisheit, welche — ! C'est une délicatesse inexprimable! O über die Macht

der französischen Sprache! — und dann wenn man auf die Ableitung des Worts, des wunderschönen Mannes, oder des Namens dieses wunderschönen Mannes sieht! er kommt her von Abeille, und abeille, wie Sie wissen, ist die Benennung des kleinen niedlichen Thieres, welches uns den süßen Lekkerbissen gibt, den wir Honig nennen. Doch ich merke, wollte ich so fortfahren, und nun eben so erst den Namen Heloise anatomiren, wie den des angebeteten Geliebten, so würde dieß eine artige lange Geschichte werden, und ich wäre in Gefahr die Episode größer werden zu lassen, als die Hauptgeschichte selbst. Da ich nun sehe, daß mir auch dieß Ding wieder im Zuschnitt mißlungen ist, so will ich lieber gleich darüber weggehen, und wieder auf meine Klostergeschichte zurükkommen. Nur noch dieß. Pope's Gedicht, welches die Liebe des Abelardus zu der Heloisa besingt, ist ein allgemein anerkanntes Meisterstükk; unsers Bürgers freie Übersetzung dieses Briefes steht ihm mit Recht zur Seite, und des Franzosen Colardeau's Kopie ist gleichfalls nicht unglükklich zu nennen. Da die englischen Dichter für Schilderungen schwärmerischer und schwermüthiger Liebe schon wegen ihres Klimas ganz geschaffen zu seyn scheinen, so erklärt sich auch die erhaben schwärmerisch schöne Bearbeitung Po-

pe's. Ohne Anstekkung einer solchen unglükklichen Liebe selbst ist diese Lektüre für jeden gebildeten Kopf und für jedes gefühlvolle Herz eine sehr treffliche Nahrung. Nur eine Schilderung statt mehrerer. Wie schön, wie treffend, wie wahr, und in relativer Rükksicht, wie tröstend ist das, was Pope der Heloise über den Briefwechsel der Liebenden in den Mund legt, wenn beiden nichts weiter hienieden noch übrig bleibt als dieß.

„Heav'n first taught letters for some wretch's aid,
Some banish'd lover, or some captive maid
They live, they speak, they breathe what love inspires
Warm from the soul, and faithful to its fires,
The virgin's wish without her fears impart,
Excuse the blush, and pour out all the heart,
Speed the soft intercourse from soul to soul,
And waft a sigh from Indus to the pole."

Pope.

„Traun, ein Gott wars, welcher Schrift und Siegel
Für ein armes liebes Paar erfand;
Für das Mädchen hinter Schloß und Riegel,
Für den Jüngling, weit von ihr verbannt.
Briefe leben, athmen warm und sagen

Muthig was das bange Herz gebeut;
Was die Lippen kaum zu stammeln wagen,
Das gestehn sie ohne Schüchternheit.
Daß im Gram sich Herz an Herz erhole,
Herz von Herz getrennt durch Land und Meer,
Tragen sie vom Indus bis zum Pole
Dienstbar auch den Seufzer hin und her."

Solcher schönen Stellen findet man mehrere, doch auf mich selbst zurükk. Unvorsichtigerweise hatte ich alle Briefe von meiner Lisette aufbewahrt, und glaubte sie hinlänglich gesichert, wenn sie in meinem Pulte verschlossen lagen. Ich konnte mich nicht entschließen auch nur einen zu kassiren, denn sie dienten mir alle in müssigen und trüben Stunden zum trostvollsten Zeitvertreibe. Oft las ich sie alle vom Anfange bis zum Ende immer wieder vom neuen durch. Gar nichts Arges vermuthend zog sich ein schrekkliches Gewitter über meinem Kopfe zusammen. Eine äußerst unerwartete Entwikkelung — doch zur Sache.

Die übrigen Klostermönche kamen dem Novicen quaestionis auf die Spur Notabene seiner Liebschaft wegen, wie man mich wol ohne diese Note hier verstehen wird. Anfänglich flisterten sie blos unter sich darüber; bald aber

wurde die Sache selbst so laut, daß sie dem Prior zu Ohren kam, welcher sich denn für verpflichtet hielt, das Ding nicht ohne strenge Untersuchung hingehen zu lassen. Es wurde beschlossen, eine förmliche Visitation auf seiner Stube anzustellen, damit dieß aber nicht zu sehr auffallen mögte, so war sehr weislich kalkulirt, daß man nach Art der Hausvisitation, wo auch um dem rechten Diebe auf die Spur zu kommen, beim redlichen und vornehmen Nachbar des Scheinswegen, blos des Scheinswegen der Anfang gemacht wird. Fama, die impertinente Fama sage ich, ist schon maliciös — boshaft würde ich sagen, wenn dieß Wort den vollen Sinn des französischen malicieux ganz erschöpfte — genug gewesen in die Welt hineinzuposaunen, daß einst bei einer solchen Hausvisitation ein ganz anderer als Dieb bekannt geworden wäre, nämlich der ehrliche vornehme Nachbar selbst, an den keine menschliche Sele im ganzen Orte gedacht hatte, bei mir als dem ältesten den Anfang machen, und so von Stube zu Stube weiterfortfahren sollte. Bei mir und meinem Busenfreunde Anselm hielt es der Prior für eine Unmöglichkeit, daß irgend etwas Verdächtiges gefunden werden könnte, in einem solchen großen Kredite standen wir beide bei ihm; nur bei dem besagten Novicen allein

sollte seiner Meinung nach das Corpus delicti angetroffen werden.

Es wurden zur Verrichtung dieses Geschäfts zwei Ordensgeistliche ernannt, nämlich der Magister Regens und der erste Professor. Sie kamen zu mir auf die Stube, untersuchten alles, und schienen anfänglich auf ein bald entdekktes Paquet zusammengebundener Papiere gar nicht einmal zu merken. Schon hatten sie alles durch und durch gestöbert, und ich glaubte bereits in aller Hinsicht geborgen zu seyn, als einer der Herrn Inquisitoren, da der andere schon im Begriff war die Stube zu verlassen, noch einmal zur Commode zurükkehrte, und das gleich Anfangs bemerkte Paquet wieder hervorholte, es öffnete und den lustigen Inhalt desselben entdekkte. Was ist das für eine Korrespondenz? fragte der Magister regens, und ich wie vom Bliz getroffen konnte keinen Laut von mir geben. Nun gingen sie auf die zweite Stube mit einem Raube versehen, zu dessen Entdekkung, wie meine Leser aus dem Verlaufe der Geschichte selbst bereits gesehen haben, keine Argusaugen erfordert wurden. Die übrigen fünf hatten bald inquisitorische Luft gewittert, und alle ihre verdächtige Waare noch zur rechten Zeit über die Seite gebracht. Nur ich

war als erster das unglükliche Opfer, und gerade bei mir, von dem der gute Prior glaubte, daß ich weder in irgend einem andern noch diesem Stükke je einen Tropfen Wassers getrübt hätte, ja gerade bei mir wurde das Corpus delicti entdekkt. Es war am zweiten Tage vor dem Neuenjahrstage, als dieses Gewitter über mich ausbrach. So wenig man sich im Winter auf das Naturprodukt: Gewitter gefaßt hält, eben so wenig hatte ich mich auf dieß Kunstprodukkt von Menschenhänden und Menschenaugen vorbereiten können. Kaum waren meine Briefe abgeholt, so ging ich ganz trostlos, — denn diese Briefe machten ja meinen Haupttrost aus, — zu meinem Freunde Anselm auf die Stube. Obgleich in den zur Beute gewordenen Briefen auch manches von dem, was ihn und seine Liebschaft betraf, enthalten war: so sagte er doch mit ziemlich vieler Ruhe: „Ich werde die erste Regel des jus befolgen und bei einem nego immer stehn bleiben." Dieß hat er denn nachher auch wirklich gethan, und sich, da er ein eben so rechtschaffner als geschikkter Mann war, aus der ganzen affaire d'amour sehr glükklich herausgezogen. Ich entdekkte ihm meinen festen Entschluß: „Ich will fliehen, mich verbergen, und dann nach Rom pro dispensatione gehen." Er unterstüzte

mich hierbei auf alle nur mögliche Art; denn er gab mir nicht nur den brüderlichsten Rath, sondern auch alles sein Geld, weil mein eigener Geldvorrath bei weitem nicht zureichte, meinen Plan auszuführen. Er versprach mir von Zeit zu Zeit Nachricht zu ertheilen, welchen Ausgang die ganze Sache im Kloster nehmen würde. Wir nahmen den herzlichsten Abschied von einander, und ich benutzte den Augenblikk, wo ein vornehmer Herr bei uns in die Gruft gesenkt wurde, welche Feierlichkeit eine große Menge Volks ins Kloster gelokkt hatte, zu entfliehen, mit dem Vorsatze, mein ganzes zeitliches Leben hindurch nie wieder in ein solches Ding, was den heiligen Namen Kloster führt einsperren zu lassen. Ich hatte einen Freund in der Stadt, der mit mir auf der Universität studirte, zu dem nahm ich meine Zuflucht mit der dringendsten Bitte, daß er mich sicher über die nächste Grenze bringen mögte. Dieser wakkere junge Mann war fest entschlossen mich nicht nur noch denselben Abend aus der Stadt zu bringen, sondern mich noch weiter zu begleiten und mich nicht eher zu verlassen, als bis er wüßte, daß ich ganz in Sicherheit wäre. Er entdekke seiner Mutter das ganze Geheimniß, und bat sie, uns zu erlauben, daß wir zu ihrem anderthalbmeilen von der Stadt gelegenen

Weinberge unsre Zuflucht nehmen dürften, und daß sie uns dahin Lebensmittel nachschikken mögte. Alles wurde zugestanden, und nun erfolgte sogleich eine nöthige Verkleidung. Ich erhielt die Uniform eines Officiers, und wie sehr wünschte ich, daß ich diese hätte immer behalten! Es war acht Uhr Abends, als wir beide die Stadt verließen, und zwar ohne alle Schwierigkeit, obgleich meine Entweichung aus dem Kloster schon ziemlich bekannt war, und von Seiten des Klosters, wie wir noch zufällig erfuhren, bereits die gehörigen Maaßregeln getroffen waren, mich aufzusuchen. Wir gingen beinahe die ganze Nacht durch, wobei ich weiter nichts zu tragen hatte, als ein Bündchen Wäsche nebst meinem eingewikkelten Klosterhabite. Des Morgens kamen wir wohlbehalten auf dem Weinberge an. Der Winzer gab uns die Schlüssel zum Hause, und wir lebten beide auf unsre Art ganz vergnügt, weil die erwarteten Lebensmittel reichlich einliefen, und mir überdieß mein von der ganzen Gelegenheit unterrichteter Freund Anselm immer von Zeit zu Zeit aus dem Kloster Nachricht ertheilte. Wir hatten bis dahin sehr gute Witterung; aber vier Tage darauf fiel, als wir eben des Morgens aufstanden, eine solche Menge Schnee, daß man beinahe nicht mehr aus dem Hause

kommen konnte. Er lag wenigstens Kerls hoch, wie man zu sagen pflegt, wenn's auch nicht gerade ein Patagonier zu seyn brauchte, der nicht mehr mit dem Kopfe herausgekukkt hätte. Man hat ja auch drei bis vierfüßige Kerls, einen Samojeden zum Beispiel, wenn's denn auch gerade kein siebenfüßiger Amerikaner war, der sich darin begraben hätte. Sie sehen hieraus, meine Leser, wie gewissenhaft ich bei der Erwähnung dieses Naturprodukts zu Werke gehe. Wozu hätte ich auch Gellerts schöne Fabel gelesen von dem lügenhaften Fritz, der einen großen Hund zur Größe eines Pferdes u. s. w. erhob?

Wollte ich meinen Lesern irgend etwas vorflunkern, odervorwindbeuteln und, wie diese Provinzialismen noch weiter heißen, statt lügen, o dann versichere ich manches vergrößern zu können, was ich in der Welt gesehen und erlebt habe; ich könnte z. B. wie ein Münchhausen lügen, und von dem in, auf und bei dem Weinberge gefallenen Schnee ein ähnliches Geschichtchen erdichten, wenn ich nicht ein zu großer Wahrheitsfreund wäre. Mache ich gleich zu Zeiten in diesem Buche ein und das andere Späßchen, so können sich dennoch alle meine geehrten Leser fest darauf verlassen, daß ich in meiner eigent-

lichen Geschichte nichts vergrößere, sondern alles der Wahrheit gemäß erzähle; denn sollte ich durch meinen hin und wieder angebrachten heitern Ton auch so glükklich seyn, manchem Leser ein kleines Lächeln abzulokken, so geht doch wahrlich! meine Hauptabsicht dahin, zu belehren.

Die unangenehmste Folge von dem vielen Schnee für uns war die, daß wir keine Lebensmittel erhalten konnten, und bald fehlte es uns auch gänzlich am Brennholze. Nicht einmal so viel war herbeizuschaffen, um unser ganz kleines Stübchen zu erwärmen. Auch von meinem Freund Anselm erhielt ich keine Nachricht mehr, die lezte erhielt folgendes: Man wäre im Kloster recht sehr für mein Leben besorgt, und der Prior äußerst unzufrieden, daß der Magister Regens nebst dem Professor mit und bei mir so strenge verfahren wären, da er sich ehe des Himmels Einsturz als eine solche Entdekkung bei mir vermuthen gewesen wäre; man sei von allen Seiten geneigt mir alle und jede Strafe zu erlassen, wenn ich nur wieder da wäre; man wolle den ganzen Vorgang gern als einen kleinen Jugendfehler künftig mit Stillschweigen übergehen, wenn ich nur noch am Leben wäre u. s. w.

Wir beschlossen also, um nicht zu verhungern oder zu erfrieren, das Haus des Weinbergs zu verlassen, und nach einem Dorfe, Wildau genannt, unsre Zuflucht zu nehmen. Dieß ist bei gutem Wege nur eine gute Stunde vom besagten Weinberge entfernt; aber wir brauchten bei dem hohen Schnee mehr als zwei Stunden, ob wir gleich nicht langsam gingen, wie man leicht denken kann. War es nun gleich kein Münchhausischer Schnee, wenn ich ganz ehrlich seyn will — denn meine Leser wissen gewiß, Münchhausen ließ es einst so arg schneien, daß ganze Städte und Dörfer vom Schnee bedekkt waren, nur er allein, als ein Schnellreisender durch die Welt, blieb mit seiner Rosinante immer obenauf; da er nun in der mittlern Atmosphäre kein Wirthshaus finden konnte, um sich und sein müdes Thier durch Speis' und Trank und weiches Lager zu erquikken, und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil bis dahin in dieser mittlern Region noch keine Wirthshäuser angelegt sind, auch die Zeitungen noch nicht gemeldet haben, wannehr welche angelegt werden; Blanchard und seine Gefährten nehmen sich gleich Lebensmittel mit, wenn sie Willens sind sich auf ihrer Luftreise etwas zu verweilen, weil sie bis heut im Tage in der mittlern und hö-

hern Region noch keine Restaurateurs und Kaffeehäuser angetroffen haben; so sah er sich genöthigt, die ganz verschneiete Unterwelt zur Lagerstatt zu machen, worauf denn der ganze Flekk, auf welchem Mann und Roß ruheten, bis auf den Boden herunter schmolz, so daß sich mein lieber Herr von Münchhausen beim Erwachen auf einem Steinpflaster ruhend befand, seine Rosinante aber an der Thurmspitze hing, weil der Ritter sie, die Thurmspitze für starkes Strauchwerk haltend, daran gebunden hatte. Daß er sich nicht lange besonnen, sondern sogleich den Zügel durchschoß, damit sein liebes Thier weiter kein Hinderniß hätte, wohlbehalten von oben nach unten herunterzukommen, daß er sich dann gleich wieder gemächlich zurechte setzte, und weiter ritt, dieß alles sind solche unbedeutende und dabei längst bekannte und anerkannte Kleinigkeiten, daß sie durchaus keines Zusatzes als Erläuterung bedürfen, — so war es denn doch ein Schnee, in welchem leicht ein zehnjähriger Knabe stekken bleiben konnte, und welchen zu durchwaten uns viele Zeit, Mühe und Kräfte abforderte. Endlich gelangten wir nach zwei vollen Stunden an den ersehnten Ort. Ueber eine Stunde ging unser Weg durchs Gebirge; dann kamen wir auf die Poststraße. Ich war jetzt wieder in meinem Ordenshabite, und

hatte das Uebrige in einem geschnürten Reisepäkkchen. Oft kamen wir bis über die Mitte des Leibes in den Schnee, und ich wurde zuletzt so matt, daß mein sorgfältiger Reisegefährte schon zu fürchten anfing, er würde mich mitten im Schnee meinem Schikksale überlassen müssen, als wir glükklicherweise noch zur rechten Zeit das Dorf erreichten. Was war jetzt zu thun? Bei wem sollten wir wol am besten einkehren? Nach einigem Hin- und Herdenken that ich meinem Freund den Vorschlag, bei dem Pfarrer des Orts einzukehren, mich ihm ganz zu entdekken, und dann ruhig abzuwarten, was weiter kommen würde. Wir fürchteten einen menschenfeindlichen, vielleicht sehr groben Pfarrer zu finden: aber wie sehr irrten wir uns! er war die Menschenfreundlichkeit selbst. Er nahm uns sehr liebreich auf; da er zwei Kapläne bei sich hatte, so bat ich ihn um die Güte mich mit ihm nur auf ein paar Worte, wie man zu sagen pflegt, unter vier Augen unterreden zu können. Er erfüllte meine Bitte, und ich sagte ihm alles rein heraus, meine Entweichung aus dem Kloster, und die wahre Ursache derselben. Ach mit welcher Milde, Schonung, Nachsicht, und aus seinen Blikken hervorleuchtenden Herzensgüte sagte er zu mir: Lieber Frater Clericus, beruhigen Sie sich, erholen

Sie sich erst ganz in Ihrer traurigen Lage, Sie sollen bei mir als bei einem Bruder oder bei einem Vater eingekehrt seyn, bleiben Sie bei mir, so lange es Ihnen gefällig ist.

Nur unter den vortheilhaftesten Bedingungen soll man Sie wieder aus meinem Hause zurükkführen; denn Sie sind in meinem Schutze. Ein solcher tröstender Engel war mir der alte würdige Mann, und er hielt, was er versprach. Ich werde selbst, setzte er hinzu, mit dem Kloster alles abmachen, daß Sie entweder gar nicht, oder doch wenigstens nicht hart gestraft werden sollen. Die Zeit des Abendbrots kam heran, wir setzten uns zu Tische, und nie hatte ich bis dahin so ruhig und vergnügt gegessen, als diesen Abend.

Am andern Morgen nahm mein guter Freund, mein so getreuer Begleiter von mir den zärtlichsten Abschied, nachdem ich ihm verschiedene Briefe anvertrauet hatte, die er meinem Freunde Anselm im Kloster sicher und geheim überliefern sollte. Nun überließ er mich der Sorgfalt meines wohlthätigen Wirths, des so würdigen Pfarrers, und reis'te ab. Nie habe ich ihn wiedergesehen, blos nachher erfahren, daß auch er das Klosterleben gewählt habe, und Cistercienser Mönch geworden sey. Gott lasse es ihm wohlgehen, wenn er noch

lebt; denn sollte er bereits in die bessere Welt hinübergegangen seyn, so ist er weit über die Wünsche der Sterblichen erhoben, und bedarf meines Segenswunsches nicht ferner!

Der menschenfreundliche Pfarrer dachte hin und dachte her, wie er mich wol auf die beste Art meinen Ordensbrüdern wieder zuführen könnte. Er schrieb an meinen Klosterobern, und meldete ihm sehr ausführlich, daß und wie ich bei ihm wäre, welches Wort er mir gegeben hätte, und wie daher das Kloster mich entweder ohne Strafe wieder annehmen, oder mich meinem ferneren Schikksale bei ihm überlassen mögte. Kaum war dieß Schreiben im Kloster angekommen, so wurde sogleich eine Gesandtschaft von da an mich abgefertigt. Der Magister regens kam selbst nach Wildau, redte mich sehr liebreich an, und versuchte es so mit Güte, mich wieder ins Kloster mit zurükk zu haben. „Ich bin im Grunde die Ursache Ihres Unglükks, setzte er hinzu, ich kann darüber nicht anders ruhig werden, als daß Sie ohne Strafe wieder in unsre Mitte kommen.“ Ich aber blieb fest bei meinem Entschlusse, nie wieder nach Grätz ins Kloster zurükkzukehren. Mit Gewalt durfte er mich nicht mit fortschleppen; denn das wäre dem Ehrenworte des menschenfreundlichen Pfarrers ganz zuwider gewe-

sen. Wir wurden also endlich darüber eins, daß ich nach Laybach, der Hauptstadt in Krain, gehen sollte.

Er war mit Vollmacht versehen, und schrieb mir daher eine Obedienz dahin zu reisen. Er hatte auch das Klostersiegel bei sich, um alles in der Form Rechtens zu veranstalten. Er gab mir sogar das nöthige — sehr winzige, wie meine Leser schon wissen — Reisegeld, und ging dann wieder in sein Kloster zurükk. Durch den nämlichen Kutscher, der den Magister regens nach Wildau brachte, erhielt ich auch von meinem Freunde Anselm aus dem Kloster ein sehr ausführliches Schreiben, worinn er mir seine ganze Lage und auch die Lage meiner Geliebten in Wien schilderte. Man hatte nicht unterlassen, sogleich bei meiner Entweichung nach Wien an die Eltern des geliebten Mädchens zu schreiben, mit dem Gesuch: ihrer Tochter alle von mir geschriebene Briefe abzufordern und diese unverzüglich einzuschikken, und dann überdieß die Verbrecherinn nach Verdiensten zu strafen. Dieser schrekklichen Nachricht ungeachtet blieb ich doch unerschütterlich, denn ich wußte, daß ich mich auf das Mädchen ganz verlassen konnte, und mein Plan ging nur immer dahin, daß ich nur erst nach Rom reisen und daselbst den Pabst um die Dis-

pensation von meinen Gelübden möchte anflehen können.

Ich blieb noch 8 Tage bei dem würdigen Pfarrer, theils um mich noch zu erholen, theils um die von Wien nach Triest gehende Diligence abzuwarten. Es war an einem Sonnabend im Januar, als ich von dem menschenfreundlichen Pfarrer Abschied nahm, mich auf den Postwagen setzte, und nach Laybach abfuhr. Es war schon dunkel, als ich aufstieg, daher konnte ich nicht sehen, in welcher Gesellschaft ich mich befand, daß ich aber auf dem Wagen unter Menschen, und noch dazu unter nicht ganz wenigen war, davon überzeugten mich manche hör- und fühlbare Dinge. Man erzählte Anekdötchen mancher Art, man schäkerte, man lachte, man drängte, man stieß um sich, und war überhaupt ausnehmend lustig; ich allein saß stumm und in tiefes Nachdenken über meine gegenwärtige Lage verloren. Wir erreichten die für mich jetzt erste Poststation; alles stieg ab um Abendbrot zu essen, auch ich verließ den Wagen, so wenig ich auch Eßlust bei mir fühlte; ich war doch wenigstens neugierig, meine Reisegefährten kennen zu lernen. Wir kamen in die Gaststube, und der erste, der mir nun beim Licht ins Auge fiel, war der Conducteur oder in hiesiger Sprache der Schirr-

meister. Es würde meinen Lesern zu schwer fallen, wenn ich Sie wollte errathen lassen, wer denn dieser Schirrmeister eigentlich war, oder wer er ehemals gewesen war; um Sie daher im Fortlauf dieser Erzählung nicht zu lange aufzuhalten, wills ich nur gleich selbst sagen. Er war zur Zeit, als ich noch bei den Jesuiten studirte, mein Lehrer und Führer gewesen. Wir freueten uns recht herzlich hier so ganz unverhofft noch einmal in unserm Leben zusammen zu treffen, und beherzigten unter vielen andern Dingen, deren Mittheilung für meine Leser vielleicht kein sonderliches Interesse haben möchten, das uralte und sich noch stets bewährende Sprichwort: Berg und Thal kommen nicht zusammen; aber wol Menschenkinder. Ob aber dieß alte Sprichwort immer und überall ein wahres Wort ist? Das möchte ich doch wol nicht so gerade zu und ohne alle Einschränkung behaupten; denn ich weiß einen Fall, wo ein Berg sich mit dem Thale vereinigte, und nachher eine Ebene bildeten. Ja, ruft man: Nulla regula sine exceptione. Gut, gut, sage ich dagegen, ich will auch nicht gerade der erste seyn, der in ein Wespennest stört, und ein altes ehrwürdiges Sprichwort attaquirt. Außer diesem Schirrmeister, dessen ganz unerwartetes Wiedertreffen mich wirklich in eine bessre Laune

versetzte, lernte ich noch einen Officier, einen Juden und eine in der That sehr schöne Frau als meine Reisegefährten kennen. Die schöne Frau war ihrem Vorgeben nach eine Schauspielerinn, und im Begriff ihrem Manne nachzureisen, der sich jetzt in Laybach aufhielte, und durch seine Kunst als Mahler sehr guten Verdienst hätte. Wir alle begaben uns nach eingenommenem Abendbrot wieder auf den Wagen, und unsre Reise ging weiter fort. Nachdem wir etwa wieder eine gute Meile gefahren waren, kamen wir an einen Berg, der ziemlich hoch und dabei von beträchtlicher Länge war. Es wurde hier für neuen Vorspann gesorgt, und die Thiere, welche uns den Berg heran und längs über denselben hinschleppen mußten, beliefen sich auf nicht weniger als 36 Stükk, nämlich 12 Pferde und 24 Ochsen. Neben diesem Wege finden sich hin und wieder Abgründe von zwei bis dreihundert Klafter tief. Auf der so gefährlichen Seite sind um Unglükk zu verhüten Barrieren angebracht. Der Zug ging sehr langsam. Nach und nach wurde alles im Wagen mäuschenstill und schlief ein. Es war eine stokkfinstre Nacht. Des Morgens um 3 Uhr, nachdem uns die Thiere fast auf den Gipfel des Berges geschleppt hatten, entstand plötzlich ein schrekkli-

cher Lerm zwischen den Vorspannleuten und dem Postillon. Der Wagen stand still, und alles, was lebte, mußte so rasch als möglich herunterspringen. Die Ungeschikklichkeit der Fuhrleute war Schuld, daß der Wagen aus seinem Gleise kam, und dem Abgrunde schon so nahe war, daß das linke Hinterrad bereits in die Tiefe einschnitt, und der ganze Wagen auf der Barriere lag. War gerade der Pfahl, auf welchen die Last des schwer beladenen Postwagens hinsank, morsch, so fuhren wir alle, wie wir waren, ohne Gnade und Barmherzigkeit mit unsern 12 Pferden und 24 Ochsen in einen Abgrund von 300 Klaftern hinab, und dann wäre sicher kein ganzes Bein von uns übrig geblieben. Nun war guter Rath theuer! die finstre Nacht, kein Licht herbeizuschaffen, und, noch drei Viertelstunden zum Chausseehause!

Man denke sich unsre Lage, wenn man will, und wenn man kann! Wir Passagiere entschlossen uns kurz und gut bis zum nächsten Chausseehause zu gehen, und da zur Rettung des Wagens die bestmöglichsten Anstalten zu treffen. Nach vier Stunden war der Wagen beim Chausseehause, und wir konnten nun erst weiter reisen. Man kann leicht denken, daß des Geredes über die nun glükklich vorüber gegangene Gefahr, so wie über die Anstrengung und

Katzebalgereien beim Aufrichten und wieder ins Gleisbringen des Wagens vor der Hand kein Ende war. Groß, dieß versicherten alle Sachverständige, war allerdings die Gefahr, und wir hatten alle gar sehr Ursach, Gott für diese Rettung herzlich und kindlich zu danken. Des Morgens um acht Uhr kamen wir in Marburg, einer hübschen Stadt, an. Hier sprach alles was wir hörten, wendisch; für uns Deutsche waren diese Leute ganz unverständlich. Der Officier und der Jude blieben in Marburg zurükk. Von jetzt an war die Schauspielerinn meine vorzüglichste Gesellschafterinn auf dem Postwagen. Sie unterhielt mich sehr artig, hauptsächlich über ihr eigenes Ich.

Sie wäre, so erzählte sie mir, eine Kaufmannstochter aus Brünn, der Hauptstadt in Mähren, bei ihren Eltern hätten die Mönche immer freien Zutritt gehabt, und sie habe leider! unter andern auch mit einem gewissen Prämonstratenser Mönch eine zu genaue Bekanntschaft unterhalten, und hätte bald nachher als ein Product dieser Vertraulichkeit ein Pfand der Liebe unter ihrem Herzen gefühlt; dieß habe sie genöthigt, sich heimlich von ihren Eltern zu entfernen, und nach Wien zu flüchten, wo sie denn von einem schönen Knäbchen entbunden worden wäre. Dieß liebe, zarte,

schöne Kind, setzte sie hinzu, starb bald nach der Taufe, und nie ist der Name seines Vaters, so sehr man auch deßhalb in mich drang, über meine Lippen gekommen, warum hätte ich auch den Mann, der im Grunde hierin nicht mehr als ich selbst sündigte, durch Nennung seines Namens unglükklich machen sollen? Entehrt war ich einmal, ich mußte die Schuld meiner Vergessenheit selbst büßen, und für mich weiter sorgen; denn er konnte mir kein Brot verschaffen, auch wollte ich nicht, daß er um meinetwillen dem Mönchseyn entsagen sollte, wenn ihn nicht sein eigenes Gefühl dazu aufforderte.

Man hatte mir oft gesagt, daß ich Anlage zur Schauspielerinn hätte; ich benutzte diesen Umstand, bot einem Schauspieldirektor in Wien meine Dienste an, mußte debütiren, erhielt Beifall, und wurde engagirt. Ich lernte nun meinen jetzigen Mann kennen, und wir heirateten uns; aber mein Glükk war von kurzer Dauer; er verließ mich und reis'te heimlich von Wien ab. Da ich mich auf Kundschaft legte, erfuhr ich bald, wohin er gereis't sey, und jetzt bin ich ihm auf der richtigsten Spur. Er ist mein Mann, und muß auch mein Mann bleiben, und mir ferner Brot und Ehre verschaffen, u. s. w.

Auch ich ermangelte nicht ihr hierauf meine Geschichte ganz unverhohlen mitzutheilen. Sie versicherte, daß sie mein Schikksal recht sehr beklage, zumal da ich damals noch jung, rasch und ein überhaupt nicht übelgebildeter Mensch war. Sie war die erste, die mir sagte: Ich in Ihrer Stelle würde mich bald von dem Mönchthume und Pabstthume ganz losmachen. Ich fragte, wie ich dieß ihrer Meinung nach wol anzufangen hätte. Sie müssen, antwortete sie, ihren Habit wegwerfen, in ein protestantisches Land flüchten, und dann ihr liebes Mädchen nachkommen lassen. Man glaubt vielleicht nicht, was ich für große Augen machte, als die schöne Frau dieß alles so ganz unbefangen zu mir sagte.

Ich war dasmal durchaus noch nicht auf dergleichen Dinge vorbereitet, sondern vielmehr mit Leib und Seele Katholik, und noch dazu ein päbstlicher Katholik; ich muß aber dabei gestehen, daß gerade diese Frau damals etwas in mein Herz legte, was nie wieder herausgekommen ist. Sie gab mir die erste Gelegenheit über eine äußerliche Religionsveränderung ernstlich nachzudenken; doch bliebs noch immer beim Denken, und mein Hauptgedanke, das Non plus ultra meines Wunsches, war

noch immer vom Pabst Ganganelli Dispensation meiner Gelübde zu erhalten.

Wir, die schöne Frau und ich, reis'ten noch zwei Tage und zwei Nächte miteinander, bis wir endlich am dritten Tage in Laybach ankamen. Wir nahmen von einander Abschied. Sie suchte nun ihren Mann auf und ich ging in mein Kloster. Ich wurde durch den Klosterpförtner dem Prior vorgestellt, und er schien mir von allen meinen Siebensachen völlig unterrichtet zu seyn; übrigens fand ich in ihm einen sehr guten Mann, und lernte ihn nachher bald von der Seite kennen, daß er gern fünf gerade seyn ließ, wenn er nur dem Bacchus opfern konnte. In dieser heiligen Opferscene vertiefte er sich in der Regel so sehr, daß er weder hörte noch sah, was weiter um ihn und in seinem Kloster vorging.

Ich mußte mich ihm nun empfehlen, und er ließ mir meine künftige Zelle anweisen. Dieß Kloster wurde schon seit langer Zeit als ein Pönitenzkloster angesehen — doch war gewiß nicht jeder hier wohnende Mönch ein so böser Mensch, daß er sich einer solchen Strafe würdig gemacht hätte. Oft hatten ihn die niedrigsten Mönchskabalen hierher gebracht, manchen nur das kleinste Versehen; übrigens war für die Klöster in der Nähe und Ferne das

Wort: nach Laybach, ein eben so fürchterliches Ding als hier bei uns für Militair und Civil: nach Spandau, nach Magdeburg auf die Festung u. s. w.

Die jungen Mönche, welche hier des Studirenswegen da waren, konnten nicht dogmatische Theologie, sondern nur Kasuistik studiren, um doch nach erreichter Priesterweihe auch Beichtväter werden zu können. Ich traf hier drei meiner vorzüglichsten Jugendfreunde, als Studenten Clerici an, welche sich über meine Ankunft recht sehr freueten.

Der Pater Lector oder Professor war auch ein herzensguter Mann, aber auch er war zuvor das Opfer einer ewig zu verwünschenden Mönchskabale geworden, lebte jetzt mißvergnügt, und ergab sich ganz dem Trunke. Er war fast nie im Stande sein Kollegium ordentlich zu lesen, und wenn er las, so zitterten seine Glieder, als wenn er den heftigsten Fieberanfall gehabt hätte. Drei Wochen hindurch lebte ich ganz ruhig in diesem Kloster, und in dem besten Verhältnisse mit meinen Mitstudenten und allen übrigen Mönchen, welche größtentheils Wenden waren, und alles, was Deutsch hieß, eigentlich gar nicht leiden konn-

ten. Nach Verlauf dieser ersten drei Wochen wurde ich eines Morgens Knall und Fall zum Prior beschieden, der mir einen Brief vom P. Provincial vorlas. Der Inhalt dieses Schreibens war das ganze ausführliche Register meiner vorigen Klostersünden, und zum Schluß war mein jetziger Prior bei der Heiligkeit des ganzen Katholicismus aufgefordert, mich dafür seines Orts folgendermaaßen zu strafen.

Erstens sollte ich vierzehn Tage hindurch in einer Stube allein eingesperrt zubringen, und nur die erbärmlichsten und kärglichsten Nahrungsmittel erhalten. In dieser Lage sollte ich

Zweitens vorgeschriebene Exercitia spiritualia treiben, und besonders den Thomas a Kempis lesen. Hätte ich nach diesen vierzehn Tagen Zeichen meiner Besserung und gänzlichen Sinnesänderung gegeben, so sollte ich

Drittens im Kapitelhause vorgefordert werden, worauf mir noch einmal im Beiseyn Aller meine vorigen Sünden öffentlich vorgestellt, und ich selbst mit einer Geißel vorschriftsmäßig gegeißelt werden sollte, während die Mönche den Psalm Miserere langsam beten mußten.

Was blieb mir übrig, als dieses mein hartes Schikksal geduldig und standhaft abzuwar-

ten? aber was geschah? Zum Lobe der Wendischen Nation muß ich hier bekennen, daß die Wendischen Mönche so brav an mir handelten, wie ich mir das in alle Ewigkeit nicht gedacht hätte. Als der Prior ihnen die Willensmeinung des Provinzials über mich hochfeierlich bekannt machte, so setzten sie sich gleich eben so hochfeierlich dagegen, und verlangten vom Prior im Namen des Kapitels folgendes zu schreiben:

„Der junge Clericus, Frater Andreas Spenn, wäre zwar nur erst eine kurze Zeit in ihrer Mitte; aber seine Aufführung in dieser Zeit wäre so musterhaft, und so ganz den Regeln der Klostergelübde gemäß, daß sie es schlechterdings nicht zugeben könnten und würden, nach der vorgeschriebenen Form gegen denselben zu verfahren; sollte er seiner frühern Sünden wegen bestraft werden, so möchte man ihn in ein anderes Kloster schikken, dessen Mitglieder vielleicht ungerechter handeln könnten, als das Kapitel in Laybach je thun würde.“

Dieß Antwortschreiben ging ab, und ich blieb ohne Strafe.. Nie vergaß ich dieß edle Benehmen der Mönche in Laybach; aber auch nie habe ich Ursache gehabt, mich durch mein nachheriges Betragen unter ihnen des Undanks

anklagen zu müssen. Das, was bei mir stets auf der Tagesordnung stand, war und blieb nach Rom zu kommen und meine Dispensation zu suchen. Es fand sich auch bald eine günstige Gelegenheit, diesen Plan seiner Ausführung näher zu bringen. Zwei meiner Mitstudenten, welche gleichfalls hier im Exil lebten, hegten gleiche Wünsche mit mir. Nachdem wir uns erst einmal einer dem andern entdekkt hatten, so war dieß immer der Gegenstand unsrer geheimen Unterredungen, und es bedurfte bloß noch eines etwas starken Stoßes von außen; auch dieser stellte sich bald ein. Der Provincial, welcher, so lange er Provinzoberer ist, d. h. drei Jahre hindurch, mußte zweimal während dieser seiner Würde die Provinz bereisen, und kam jetzt ins Kloster nach Laybach. Er hielt sich dießmal nur zwei Tage hier auf, indem er noch eine Tour nach Fiume zu machen hatte. Bei seiner Zurükkunft, so versprach er, sollte die gewöhnliche Visitation — welche aber, nur beiläufig gesagt, alles beim Alten ließ, und welches Ding sich durch nichts als durch den Namen auszeichnete — vorgenommen, item die bis dahin vernachläßigte Strafe an dem Sünder Andreas in optima Forma unter der Leitung des gestrengen Herrn selbst vollzogen werden. Auch mit den beiden andern hatte er

noch ein ähnliches Hühnchen zu pflükken. Wir baten aufs inständigste uns erst zu hören; allein es tönte aus seinem grausamen Munde kein anderes Wort als: bei meiner Zurükkunft soll und muß die Strafe und hauptsächlich die Geißelung vollzogen werden.

Ein jämmerliches Ding war es um solche Klostervisitation des Provinzials; es war eine Sänfte, mit deren Gebrauch man eben so gut zu Fuße gehen kann, doch ich muß meinen Lesern das Anekdötchen wohl mittheilen, vielleicht ist es manchen noch neu. Hier ist es:

Ein einfältiger Bauer kam nach London, und verwunderte sich gar höchlich über den Anblikk einer Sänfte, und handelte mit den Sänftenträgern, um an einen Ort gebracht zu werden, welchen er ihnen nannte. Da die Sänftenträger wol sahen, daß die Neugierde des Bauersmannes seinem gemeinen Anzuge vollkommen entsprach, so nahmen sie den Boden der Sänfte heimlich heraus, und setzten ihn dann hinein. Da sie nun die Sänfte in die Höhe hoben, so waren des Landmanns Füße auf der Erde, und so wie die Sänftenträger vorwärts gingen, so ging auch er vorwärts; um den Spaß noch größer zu machen, so wähl-

ten die Träger, wenn auf ihrem Wege eine Stelle schmutziger war, als die übrigen, gerade diese zum Durchgehen. Nachdem der Landmann, der fest glaubte, daß andere eben so getragen oder richtiger getrieben zu werden pflegten, in sein Logis kam, gab er ihnen, was sie forderten. Als er aufs Dorf zurükk kam, so erzählte er, was für seltsame Dinge er in London gesehen hätte, und vor allen andern, daß er in einer Sänfte getragen worden wäre; eine Sänfte, sagte einer, was ist denn das für ein Ding? J nun, sprach er, wie unser Wachhaus; sie ist blos mit Leder überzogen; aber es ist nur, daß das Ding eine Sänfte heißt, sonst kann man eben so gut zu Fuß gehen.

Doch ich muß auf mich selbst und meine Mitzustrafenden zurükk kommen, sonst würde mir es gewiß nicht schwer werden, manche Beweise anzuführen, um zu zeigen, daß es mit einer sogenannten Klostervisitation des Provinzials ein äußerst jämmerliches Ding war. Die schrekkliche Drohung des unerbittlichen Mannes war für unsern Vorsatz, nach Rom zu gehen, recht eigentlich Oel ins Feuer geworden. Was zwar schon immer bei uns unter der Asche glimmte, loderte nun in hellen

Flammen auf. Wir drei Unglükklichen faßten den festen Entschluß gerade an dem Tage, wenn der P. Provincialis zurükkäme, das Kloster zu verlassen und nach Rom zu gehen. Auf keinen Fall wollten wir noch eine so sanftmüthige Unterredung mit ihm abwarten, und am allerwenigsten hatte die versprochene Geißelung so viele Reitze für mich, daß sie mich ans Kloster zu fesseln im Stande gewesen wäre.

Wir waren nur darauf bedacht, wo wir das nöthige Reisegeld hernehmen sollten, um dem heiligen Vater unsre demuthvollste Aufwartung machen zu können. Jeder von uns schlug hierbei seinen eignen Weg ein: ich schrieb einen sehr kläglichen Brief an meine Eltern, worin ich sie um Geldunterstützung anflehte, indem ich versicherte, daß ich mein Elend nicht länger ertragen könnte, und nach Rom zum Pabst reisen müßte, um mich von meinen Gelübden frei sprechen zu lassen. Meine guten Eltern ließen mich nicht im Stiche — und wie hätten sie dieß auch über ihr Herz bringen können? — So sehr die Antwort meines lieben Vaters mit Vorwürfen und Ermahnungen durchwebt war, so enthielt sie doch auch viele schriftliche und thätige Beweise seiner großen und wahren Vaterliebe. Der Beischluß war theils

baares Geld, theils Wechsel zu meiner Reise nach Rom.

Um kurz zu seyn, will ich gleich zu unsrer Abreise aus dem Kloster schreiten. Es lief ein Schreiben ein, daß der Provincial des andern Mittags wieder eintreffen würde; der Prior fuhr ihm Morgens um 8 Uhr entgegen, und von Stunde an machten wir kein Geheimniß aus unsrer Abreise; aber man glaubte uns um desto weniger, weil wir ganz frei davon sprachen. Alles war schon in gehörigen Vorbereitungsstand gesetzt, unsre Reisesachen gepakkt, und eine bestellte Postchaise hielt bereits mit drei Pferden bespannt vor dem Kloster. Der Dritte von uns hätte beinahe den ganzen Handel verdorben, denn er wurde plötzlich krank, oder gab vor es zu seyn. Hier war Spenn abermals in Noth, langes Besinnen war nicht rathsam, schnelle Ausführung das einzige. Wir beiden nahmen unsre Sachen, sagten den Brüdern ein Lebewohl, eilten zum Kloster hinaus, bestiegen den Wagen, und nun gings unaufhaltsam von dannen. Was man bis zum letzten Augenblikke für Spaaß gehalten hatte, war nun mehr als zu sichtlicher Ernst. Furcht hatte den Dritten krank gemacht, und er soll sich hinterher dabei ganz wohl befunden haben, daß er die Schuld ganz allein auf uns schob.

Wer könnte so grausam seyn, ihm dieß Glükk nicht zu gönnen? Wir wünschten es recht eigentlich, da wir das Kloster im Rükken hatten, daß er es so machen, und dann recht gut durchkommen möchte. Wir hätten gleich den nächsten Weg nach Triest einschlagen können; aber gerade auf dieser Kaiserstraße wären wir dem Provincial begegnet, und dieß mußten wir denn doch wol vermeiden. Wir entschlossen uns kurz, einen andern Weg zu nehmen, nämlich durch Kärnthen die italienische Grenze zu erreichen. Man muß wissen, daß man in den Kaiserlichen Staaten mit der Post äußerst schnell von dannen kommen kann; kommt nun noch ein reichliches Biergeld für den Postillon hinzu, woran wir es nicht ermangeln zu lassen, große Ursache hatten, so kann man in sehr kurzer Zeit eine sehr weite Strekke zurükklegen.

Wir kamen glükklich ohne alles Abentheuer in der Hauptstadt Klagenfurth an; hier verweilten wir uns einige Stunden, um nach einer schlaflosen Nacht wenigstens etwas auszuruhen. Wir setzten unsre Reise durch Oberkärnthen fort, und so waren wir im Städtchen Ponteba, an der italienischen Grenze, dem ersten Ziele unsrer Wünsche. Ponteba ist eine kleine Stadt, und die Brükke scheidet Oesterreich von Venedig. An jedem Ende der Brükke

befindet sich eine Kirche; auf östreichischer Seite wird deutscher und auf italienischer Seite italienischer Gottesdienst gehalten. Im Graizzer Zollhause mußten wir uns besehen lassen, und erhielten für einen Groschen ein Zeugniß der Gesundheit. Um nur so geschwind als möglich abgefertigt zu werden, zahlten wir gern weit mehr, und nun — waren wir in Italien.

Fünftes Kapitel.

Der Postillon brachte uns in einen Gasthof, und verließ uns. Da wir nun in Sicherheit waren, so blieben wir einen ganzen Tag und eine ganze Nacht, um nun endlich einmal ordentlich auszuruhen. Dieser Gasthof glich mehr einer Mördergrube, als einem Ruhe- und Erquikkungsorte selbst der gemeinsten Wanderer; die Betten waren schlecht, und die Kost daselbst für einen Oesterreicher ganz erbärmlich, und dennoch mußten wir alles außerordentlich theuer bezahlen. Weil man schon in der frühen Jugend so viel von Banditen in Italien erzählen hört, so kann man sich leicht denken, daß auch wir, zumal damals eine sehr große Furcht vor denselben hatten. Wir hielten unsern jetzigen Aufenthalt für nichts anderes, als für ein wahres Banditennest; indessen dachten wir dann wieder: Mags mit uns

kommen, wie es will! Wie kann's uns noch viel ärger in der Welt gehen? Da wir eben nach dem Abendbrote mit einander plauderten, und im Begriff waren, unsern Eltern zu schreiben, trat der Wirth ein, und meldete einen Weltgeistlichen an, der uns zu sprechen wünsche. Wir antworteten, er würde uns willkommen seyn. Er kam, und wir sahen in ihm einen vierschrötigen ungehobelten Kerl, der sich das Ansehen gab, als ob er uns schon lange kenne. Er wußte, daß wir um Dispensation willen nach Rom reisen wollten, da nun, setzte er hinzu, sein Weg auch gerade dahin ginge, so böte er sich hiermit uns zum Reisegesellschafter an, indem er diesen Weg schon öfter gemacht hätte, und dazu auch die nöthige Sprachkenntniß besäße. Wir beiden unerfahrenen Jünglinge ohne alle Kenntniß der italienischen Sprache freueten uns über alle Maaßen und erkannten in diesen ramassirten Abbate einen wahren Schutzengel. Ob wir Ursache hatten, uns für so glücklich zu halten, wird unsern Lesern nicht lange mehr ein Geheimniß bleiben. Nachdem wir uns nun hinlänglich ausgeruhet, und unsre Zeche theuer genug bezahlt hatten, so reis'ten wir mit unserm Abbate, der von unserm Beutel einen sehr guten Gebrauch zu machen wußte, feliciter ab. So schlecht die-

ser Kerl auch war, so hatte er dennoch für uns das Gute, daß er in allen Gasthöfen Bescheid wußte, und uns vor gar zu großen Prellereien von Seiten der Wirthe schützte. So hatten wir in Udine, dem Hauptstädtchen des Venetianischen Friaul zu Mittage folgenden Auftritt: Die Italiener bringen, wenn man Mittagsbrot fordert, nur eine mittelmässige Kost, und wenn man gegessen hat, fordern sie doch drei bis vier Zechinen dafür, wenn auch die ganze Mahlzeit bei uns höchstens mit dem Viertel des Preises bezahlt wird. Eine Zechine ist wie bekannt ungefähr drei Thaler preußische Münze.

So muß der arme unerfahrne Passagier alles bezahlen. In Udine nun ging es uns gerade so; Wir hatten ein ganz gewöhnliches Mittagsbrot, und nach Tische foderte der Wirth nicht weniger als drei Zechinen, folglich für den Mann eine Zechine. Der Abbate ging stillschweigend weg, und beschwerte sich beim Gouverneur über diese Behandlung, und kam nach einiger Zeit mit einem Polizeiofficianten zurükk, welcher dem Wirth andeutete, daß wir drei aufs Wort des Gouverneurs sogleich ohne alle Bezahlung abreisen möchten, und der Wirth wurde überdieß für den andern Morgen aufs Rathhaus citirt, um da seine Strafe zu

erhalten. Unsre Reise war ziemlich gut; nur ich fing an etwas krank zu werden. Mit dieser meiner Kränklichkeit kamen wir doch endlich nach Treviso, der Hauptstadt in der Venetianischen Provinz Maria di Treviso und dem Geburtsorte des gothischen Königs Totila. Die Stadt ist sehr hübsch, und soll 20,000 Einwohner haben. Hier kehrten wir ins Augustinerkloster ein. Wir wurden gut aufgenommen; aber meine Krankheit fing an zu steigen. Der niederträchtige Abbate wußte meinen eigentlichen Reisegefährten und Mitentwischungsbruder so für sich einzunehmen, daß er ihn überredete, mich zu verlassen. Ich würde überdieß wol bald sterben; sie wollten mein Geld und das Beste meiner Wäsche und Kleidungsstükke zu sich nehmen und davon gehen. Mein Compagnon war leichtgläubig und leichtsinnig genug, diesen teufelischen Rath zu befolgen. Sie pakkten ein, verließen das Kloster und die Stadt.

Ich war nun in der traurigsten Lage; meine Krankheit stieg zwar nicht, aber ich mußte noch acht Tage im Bette zubringen, ehe ich mich wieder auf den Füßen halten konnte. Die wirkliche Entweichung und noch mehr die Entwendung meines Geldes und meiner besten Habseligkeiten war ein wahrer Donnerschlag für

mich. Zum Glükk mich wenigstens nicht ganz in Verzweiflung zu stürzen, traf ich hier sehr gutgesinnte, menschenfreundliche und liebevolle Mönche. Sie ließen mich während meiner Krankheit aufs brüderlichste bedienen, und was noch mehr ist, unterstüzten mich, als ich wieder hergestellt war, weiter reisen zu können, mit dem nöthigen Reisegelde, um über Mestre nach Venedig kommen zu können, dadurch daß sie unter sich eine Kollekte sammelten. Auch gaben sie mir ein Schreiben an den P. Provincialis nach Venedig mit, worin sie mich der brüderlichsten Unterstützung empfohlen, und die bösliche Verlassung meiner Reisegefährten sehr ausführlich beschrieben.

Ich reis'te gesund und munter unter vielen Segenswünschen für das Kloster und für die Mönche von Treviso nach Mestre ab. In Mestre war mein Aufenthalt sehr kurz, indem ich gleich mit einer Gondel auf einem Kanale nach Venedig gerudert wurde. Alle, die wir in dieser Gondel waren, kamen glükklich und wohlbehalten in Venedig an. Meine erste Frage war, wo das Augustinerkloster wäre. Man zeigte mir das überaus prächtige Gebäude, das Kloster zum heiligen Stephan genannt. Liebreich wurde ich empfangen, und dem P. Provincialis vorgestellt. Dieser rechtschaffne Mann

befahl, daß man mich ungehindert vierzehn Tage im Kloster beherbergen sollte. Mir wurde täglich ein Mönch mitgegeben, der mich herumführte und mir die größten Merkwürdigkeiten zeigte. Dieß genoß ich freilich bei weitem nicht in dem Grade, wie ich es hätte genießen sollen; denn ich wandte keine Aufmerksamkeit an, weil meine Gedanken schon immer in Rom waren. Da ich aber bei meinem Aufenthalte in Italien diese schöne Stadt dreimal besucht, und sogar das große und kleine Carneval daselbst mitgemacht habe, so will ich meine kleine Schilderung dieser überaus merkwürdigen Stadt bis zu der Zeit hin versparen, wo ich sie unter weit glüklichern Umständen sah, als jetzt.

Während meines Aufenthalts in Venedig wurde ich doch so einigermaaßen mit den Mönchen und ihrer innern Einrichtung bekannt. Diejenigen Mönche, welche hier im Kloster zusammen lebten und vom Senat geduldet wurden, befanden sich in aller Rükksicht sehr wohl. Sie erhielten täglich ihren gewissen Unterhalt bis zum Aussterben, und zwar unter dem Schutze und auf Kosten des Senats. Sie hatten mit Rom gar keinen Zusammenhang, der Patriarch in Venedig war in allen geistli-

chen Sachen ihr einziger Vorgesetzter. Ausgezeichnet nahmen sie mich auf, und noch auszeichneter entließen sie mich. Ihre Zahl belief sich auf dreißig, die sich alle verbanden, mich in meiner traurigen Lage zu meiner weitern Reise nach Rom bestens zu unterstüzzen, nachdem sie mein gehabtes Unglükk theils aus meiner mündlichen Erzählung, theils aus dem Schreiben der Mönche von Treviso näher erfuhren. Der Provinzial entwarf mir einen Reiseplan, nach welchem ich von Tage zu Tage immer in ein Kloster einkehren könnte, und zwar gerade in welchem ich logiren sollte; ich habe bis Rom hin das Wohlthätige dieses väterlichen Raths erfahren. Dem Anscheine nach war meine Lage sehr traurig, da ich meines Reisegeldes beraubt war; allein auf der andern Seite war es wieder für mich besser, indem ich die Reise theils zu Fuße, theils auf einem Esel, theils zu Wagen zurükklegte. Dieß gab mir Veranlassung, mich an einem oder dem andern Orte so lange aufzuhalten, als mir es gerade daselbst gefiel, und ob ich gleich damals noch — wie soll ich sagen? zu dumm, ja, ganz ehrlich gesprochen, zu dumm war, um gehörige Beobachtungen anzustellen, so habe ich mir doch schon damals das Vorzüglichste von dem, was ich zu sehen kriegte, gemerkt. Die Mönche versorgten

mich bis Bologna, und machten mir ein Schiff aus, das mich bis Padua bringen sollte. Ich nahm Abschied, dankte tausendmal für alle mir erzeigte Güte, und kam am Abend glükklich zu Padua an. Glükklich und mein gegenwärtiges Glükk fühlend, reis'te ich in Gesellschaft froher und vergnügter Menschen den großen Kanal durch, welche Fahrt um desto reitzvoller ist, weil sich auf beiden Seiten viele Landhäuser der vornehmen Venezianer befinden. Das Schiff wurde von einem Pferde gezogen, weil der Fluß durch vier Schleußen so flach wie der Kanal selbst wird. Sehr vergnügt kamen wir in Padua an. Der italienische Name dieser Stadt ist Padova, und dieß ist eben der Ort, der ehemals Patavium hieß, wie die alten Geographen und Geschichtskenner sehr gut wissen. Sie ist eine der ältesten Städte Italiens, und der Geburtsort des großen Geschichtschreibers Titus Livius, was man daselbst auch jetzt noch sehr zu rühmen weiß. Von früher Zeit an war Padua mit Rom verbündet. Alarich zerstörte diese Bundesstadt Roms, Attila verbrannte sie, und trieb ihre Einwohner in die Sümpfe. So groß die Stadt ist, eben so unbevölkert ist sie. Ich ließ mir das Augustinerkloster zeigen, und wurde daselbst sehr herz-

lich aufgenommen. Ich hielt mich drei Tage daselbst auf, und ging in Begleitung eines Mönchs, der mir mitgegeben wurde, umher, das Sehenswürdigste des Orts zu betrachten. Wir machten mit dem Besehen selbst im Kloster zuerst den Anfang.

Das ganze Kloster ist sehr schön; aber vorzüglich die Kirche. Daselbst sah ich unter vielen andern Gemählden einen überaus schönen Johannes den Täufer, nur Schade, daß ich so wenig oder gar nichts von der Malerei und Bildhauerkunst verstand; indeß habe ich doch das alles nicht eigentlich ganz ungenossen vorbeipassiren lassen, sondern vielmehr erfahren, daß alles, was in seiner Art schön ist, selbst ohne Kenntniß der Kunst auf ein von Natur empfängliches Gemüthe einen großen und angenehmen Eindrukk macht. Der erwähnte Johannes der Täufer soll nach dem Urtheile der Kunstverständigen eins der ersten Meisterstükke seyn; wiewol ich nun dieß nicht zu beurtheilen vermochte, so kann ich mir dennoch jene herrliche und schöne Ansicht noch täglich ins Gedächtnis zurükkrufen und dabei lebendig fühlen, daß es eine göttlich schöne Ansicht war. Wie mir's nun hier im Kunstfache ging, gerade so ging es mir auch durch ganz Italien. Es gibt fast keine noch so kleine Kirche daselbst, in welcher

nicht ein oder das andere sehenswürdige Gemälde aufgestellt wäre. Leider! verstand ich auch nichts von den Alterthümern, und habe ihrer doch so viele gesehen. O könnte ich das alles jetzt noch einmal sehen, wie wollte ich es doch so ganz anders genießen! Noch muß ich von diesem Augustinerkloster eine sehr große Toleranz anführen, nämlich die, daß daselbst Protestanten begraben, und ihnen im Klostergange auch Denkmähler gesetzt werden. Die Kirche der heiligen Justina ist eine der größten und schönsten Kirchen, die ich in meinem Leben gesehen habe. Die Kirche des Antonius von Padua eines Minoritenmönchs und Schutzheiligen der Stadt, dessen Namen die Italiener sehr oft bei Betheuerungen oder bei Verrichtung schwerer Arbeit anrufen, wird von unzähligen andächtigen Pilgern besucht. Bei dem Palazzo daselbst sah ich eine Kirche, welche von oben bis unten mit Frescogemählden geschmükkt war.

Auf dem Platze bei dieser Kirche steht die von der Republik Venedig ihrem Feldherrn Gattamelata errichtete eherne Bildsäule zu Pferde. Aeußerst merkwürdig ist der große alte Saal im Rathhause: er zählt 116 Schritte in der Länge und 38 in der Breite. Die Wände sind gemahlt, und gedekkt ist er mit einem getäfelten oben scharf zulaufenden Dache.

In eben diesem Saale steht ein Stein, auf welchem ehemals sich Schuldner setzen mußten, um anzuzeigen, daß sie ihre Gläubiger nicht befriedigen könnten. Es ist hier auch eine Universität, von welcher ich damals eben so wenig wußte, als der mich begleitende Mönch, folglich kann ich von derselben aus eigener Erfahrung keine Auskunft geben. Jetzt weiß ich freilich aus verschiedenen Reisebeschreibungen und Universitätenchroniken etwas mehr davon. In der Stadt ist ein großer runder Platz, der größte, den ich auf meinen vielen Reisen in irgend einer Stadt gesehen habe. Er ist mit 80 Bildsäulen berühmter Männer, welche sich entweder um diese Stadt oder um Venedig verdient gemacht, oder doch wenigstens Padua durch ihre Gegenwart beehrt haben, herrlich ausgeschmükkt.

Nach Ablauf der mir gütigst zugestandenen drei Tage nahm ich Abschied und setzte meine Reise zu Fuße weiter fort, nachdem ich zuvor meinen Mantelsakk einem Vittorino (oder Fuhrmann) nach Ferrara mitgegeben hatte. Meine Reise ging über Moncelice und Rovigo, nach Ferrara, nachdem ich vorher die Flüsse Adige oder Etsch und fünf italienische Meilen vor Ferrara mit einer Fähre den Po (als den größten und berühmtesten Fluß in ganz Ita=

lien) passirte. Endlich kam ich glükklich zu Fuße in Ferrara, einer sehr großen, aber äusserst unbevölkerten Stadt an. In dem Kloster daselbst wurde ich sehr gut aufgenommen, und da man sah, daß meine Kräfte von der Fußreise sehr erschöpft waren, und ich mir überdieß Blasen an den Füßen gegangen hatte, so wurde mir Abends ein Fußbad aus rothem Wein gemacht, und des Morgens war ich wie neu geboren. Ich hielt mich in diesem Kloster nicht länger als zwei Tage auf, indem ich meine weitere Reise nach Bologna so viel als immer möglich beschleunigen wollte. Es war daher sehr natürlich, daß ich in dieser Stadt wenig oder gar nichts zu sehen kriegte.

Ich hatte von hier bis Bologna noch zwanzig italienische Meilen; ich kontrahirte bis dahin mit einem Vittorino, und kam wohlbehalten an diesen neuen Ort meiner Bestimmung. Wir hielten vor dem äußerst glänzenden Augustinerkloster daselbst still. Es war gerade eine halbe Stunde nach dem Mittagsessen, als ich ins Kloster trat. Ich traf drei Mönche in Gesellschaft sitzend an, und erfuhr sogleich, daß der eine der Prior Maestro Christiani, die beiden andern aber die Maestri Biccini und Gorgi wären. Der Prior, ein äußerst schöner Mann und seine beiden Gesellschafter waren die ersten,

welche mich durch ihr Hin- und Herfragen und meine Antworten darauf als einen Apostaten oder Abtrünnigen erkannten; aber dabei nicht als einen solchen behandelten. Ich sagte ihnen, daß ich von dem Generalassistenten aus Deutschland, dem P. Schmalfuß, während er sich eine Zeit in Wien aufhielt, die Erlaubniß erhalten hätte, nach Rom zu kommen; doch dieß alles schienen sie gar nicht ordentlich zu glauben. Der Prior wurde gegen mich immer freundlicher, und schrieb, ohne daß ich davon im Geringsten etwas wußte, nach Rom, um dem Assistenten P. Schmalfuß von meiner Ankunft in Bologna, so wie von meinem Vorsatze nach Rom zu kommen, Nachricht zu geben, mit der Bitte, daß man mir die Erlaubniß ertheilen möchte, in Bologna zu bleiben, meine Studien daselbst zu vollenden, und mich zum Diakonus und Priester weihen zu lassen. Der Prior glaubte sich dadurch bei dem Assistenten recht eigentlich beliebt zu machen, weil er aus meinen Reden schloß, daß mir der Assistent persönlich sehr gut gewesen seyn müßte.

Zu dem Ende mußte ich mich vierzehn Tage in Bologna aufhalten, bis die Antwort von Rom zurükk kam. Der Assistent schrieb hierauf an den Prior zurükk: Wenn der Frater Andreas Spenn in Bologna bleiben will, so

werden Sie mich recht sehr verbinden, wenn Sie denselben liebreich behandeln, und ihm in allen Stükken Ihren Schutz angedeihen lassen; sollte er aber die Reise nach Rom doch gern machen wollen, so ersuche ich Sie hierdurch diesen jungen Menschen, den ich sehr lieb habe, mit allem nöthigen Gelde zu unterstützen, ihm beiliegenden geistlichen Reisepaß einzuhändigen, und ihn dann in Gottes Namen hieher reisen zu lassen. Was Sie thun, will ich alles mit dem größten Vergnügen bei Heller und Pfennig ersetzen. Gleich nach Ankunft dieses Schreibens wurde ich zum Prior beschieden, der mir die erste Hälfte der Antwort des Assistenten des Inhalts, daß ich in Bologna bleiben könnte, zu wiederholtermalen vorlas. Da es aber mein fester Vorsatz war, nach Rom zu reisen, um künftig alles, was Klosterleben heißt, per dispensationem Papae aufgeben zu können, so erklärte ich ganz freimüthig: ich wollte nach Rom, und wenn ich auch dem Teufel durch die Füße schlüpfen müßte. Der Prior, welcher ein großer Freund von hübschen und wohlgebildeten jungen Leuten war, nahm diese meine Aeußerungen übel, machte mir indessen doch, als er sahe, daß ich durchaus nicht in seinen Wunsch einstimmte: mich bei sich zu behalten, den zweiten Theil von dem Inhalte des er-

wähnten Schreibens bekannt. Er überreichte mir hierauf auch meinen geistlichen Reisepaß, mit dem Beifügen, daß ich von ihm das nöthige Geld zu meiner Reise nach Rom bekommen, und nun in Gottes Namen zu meinem Gönner dahin abreisen könnte. Kaum war dieß alles auf der Stube des Priors abgemacht, so suchte ich auch sogleich einen Vittorino auf, der mich bis Rom mitnehmen möchte. Ich fand recht bald einen, und nahm sogleich Abschied. Der Prior war gegen mich so gnädig, daß er mir das Anerbieten machte, wenn ich wieder Lust bekäme noch einmal ordentlich in ein Kloster zu gehen, und in Italien zu bleiben, den Ordensgeneral und den Assistenten Schmalfuß zu bitten, daß mir in Rom die Erlaubniß ertheilt würde, gerade in sein Kloster zurückkehren, und dann bei ihm verweilen zu dürfen. Ich dankte ihm gehorsamst für sein gütiges Anerbieten, versicherte, daß ich es so machen würde, und reis'te im Frieden ab. Künftighin werde ich theils von der schönen und großen Stadt Bologna, theils von diesem reichen und schönen Kloster mehr erzählen, weil ich nachher noch anderthalb Jahre daselbst zubrachte, jetzt müssen meine Leser die Güte haben, mich erst auf meiner Reise nach Rom weiter zu begleiten.

Es war ein schöner Morgen, an welchem ich mit meinem Vittorino aus Bologna ausfuhr: die schönen Hügel, welche mit Landhäusern, Gärten und kleinen Hainen bedekkt sind, gaben einen lieblichen Anblikk. Die Fruchtbarkeit und der fleißige Anbau des Landes, ist im Gebiete von Bologna sehr gut, freilich nicht nach dem Zuschnitte der hiesigen Herrn Oekonomen z. B. im Herzogthum Magdeburg, in der Mark, im Halberstädtschen u. s. w. Wir reis'ten bei der schönsten Witterung über Imola, Faenza nach Rimini.

Riminis Gründung wird Umbriern, einem Volke von ungewissem Ursprunge zugeschrieben. Es ist eine große Marmorne Brükke über den Fluß Morechia, der sonst Ariminus, so wie Rimini Ariminium hieß, und vor der Stadt vorbeifließt, von Tiberius erbauet. Sie dient zur Ueberfahrt und ist ein großes Werk. Jenseits der Stadt steht ein Ehrenbogen, welcher dem Augustus als Stifter einer Kolonie errichtet wurde. Ich kann Rimini nicht verlassen, ohne meine Leser mit einem geistlichen Aufzuge von ganz eigener Art bekannt zu machen. Es war gerade am Tage vor dem Fronleichnamsfeste, als ich in Rimini mit meinem Vittorino ankam. Da mir nun im Kloster daselbst von diesem Hocus poeus so viel Erbauliches vorge-

schwatzt wurde, so suchte ich meinen Fuhrmann zu überreden, einen Tag länger hier zu bleiben, und wurde deßhalb mit ihm um ein Wartegeld von zwei Thalern nach unserm Gelde eins. Da er sichs gefallen ließ, diesen feierlichsten aller Tage im Jahre für Rimini hier still zu liegen, so konnte ich, der ich mich wirklich damals noch für dergleichen Dinge einigermaaßen interessirte, Augenzeuge von dieser Prozession seyn. Früh um acht Uhr am folgenden Morgen nahm sie ihren Anfang. Die katholische Religion zeigte, wie gewöhnlich, hierbei große Pracht und grosses Geräusch. Der Zug war sehr zahlreich und eben so ansehnlich. Die weltliche und klösterliche Klerisei ging paarweise mit weißen langen Wachskerzen einher. Das Hochwürdige wurde unter einem großen Baldachin getragen; vor und hinter dem Zuge der Geistlichkeit wurden die schönsten und kunstreichsten Gemählde und Bilder zur Schau getragen. Es war eine unbeschreibliche Menge von Bettlern, welche mit ihrem Geschrei und Geheule die Straße, durch welche der Zug ging, laut und grausend genug erfüllten. Ich habe sogar bei verschiedenen Häusern gesehen, daß man langwierige Kranke auf einer Maschine vom Dache herunterließ, während das Hochwürdige vorbeigetragen wurde. Man kann denken, ohne daß ich es hier hinzu-

setze, lediglich in der Absicht, um diese Unglükklichen durch ein plötzliches Wunder gesund zu sehen.

Eben so wenig darf ich hinzusetzen, daß diese Kranken, ohne geheilt zu seyn, wieder aufs Dach heraufgezogen werden mußten. Nicht leicht kann man mit einem Blikk einen größern Kontrast sehen, als der Glanz dieser Prozession und dazu das Geheul der Bettler war. Wahre Andacht habe ich nicht bemerkt, dieß alles war, was? — Nichts anders als eine geistliche Parade. Sollte mir jezt eine solche Prozession zu Gesichte kommen, so würde ich ganz anders davon denken als damals, und hätte ich dabei ein Wörtchen mitzureden, so würde ich nach dem Beispiele des Ambrosius alle goldene und silberne Gefäße nebst den übrigen Kostbarkeiten verkaufen, um dadurch dem Elende der Bettler, so viel als möglich, abzuhelfen. Isidorus der Heilige, meinte ja schon zu seiner Zeit: die Kirche hätte goldene Kelche, aber hölzerne Priester; da nun aber ein Holzblokk oder eine hölzerne Statüe zwar Ohren hat und nicht hört, Augen hat und nicht sieht, so ist es kein Wunder, daß der Kirchbaum der Katholiken mehr Blätter als Früchte aufweis't, woher es wol nicht ganz zwekkwidrig war, daß

ihn die französischen Generale als sachverständige Gärtner ein bischen scharf beschnitten.

Den andern Morgen nach dieser großen Feierlichkeit reis'te ich wieder von dannen mit einer unbeschreiblich großen Sehnsucht erst in Rom zu seyn. Der Weg ging über Pesaro, Fano und Sinigaglia nach Ancona. Von Sinigaglia bis Ancona führt die Straße durch ein anmuthiges Land längs dem adriatischen Meer hin. Der von der Natur gebildete Hafen wird durch einen langen Molo oder Steindamm gesichert. Die Stadt selbst ist sehr schön gebauet, und da ihr Hafen ein Freihafen ist, so befinden sich die Einwohner aus mehr als einem Grunde im eigentlichen Wohlstande. Es sollen sich hier 5000 Juden aufhalten, welche um sogleich als Juden erkannt zu werden, ihren Hutkopf mit rothen Lappen bedekken müssen, weil sie keinen Bart tragen; denn nur bei tiefer Trauer lassen sie den Bart 80 Tage wachsen. Alle Religionen werden in Ancona geduldet. Das Augustinerkloster daselbst, in welchem ich logirte, ist zwar auch sehr schön; aber Merkwürdiges habe ich nichts weiter darin erfahren können, als daß die Mönche lauter leichte Vögel waren. Auf dem Molo steht ein schöner Marmorner Ehrenbogen, welcher im Jahr 112 dem Trajan errichtet ward. Von Ancona

reis'ten wir nach Loretto. Fruchtbar und lieblich ist die hügeligte Gegend zwischen diesen beiden Städten. Es war ein sehr heißer Tag, als wir Nachmittags um drei Uhr daselbst ankamen. Wie gewöhnlich wurde mein Gasthof das Kloster, und da der Vittorino hier noch einen oder zwei Reisegefährten zu haben wünschte, mußte ich es mir gefallen lassen, so lange hier zu bleiben, bis es ihm beliebte, weiter zu reisen. Kaum war ich im Kloster angekommen, und hatte mich etwas umgekleidet, so war mein erster Wunsch, mich dem heiligen Hause zu nähern, um alles, was mir schon in meiner frühen Jugend von demselben erzählt war, vorzüglich daß es in Lüften schweben sollte, nun selbst in hohen Augenschein zu nehmen. Aus dem Kloster gings gleich in die Stadt und von da gerade in die Domkirche, wo das heilige Haus (sancta Casa) anzutreffen ist.

Ich hatte von der Hitze heftige Kopfschmerzen und hoffte beim Eintritt in das heilige Haus ein Wunder zu erleben, nämlich daß meine Kopfschmerzen sogleich aufhören würden; aber es blieb anfänglich noch ganz beim Alten, bis ich endlich dem Kamin nahe kam, in welchem die Jungfrau Maria gekocht haben soll. Dieser ist mit dem schönsten Marmor ausgelegt, folglich immer sehr kalt. Ich kam auf den

Gedanken, meinen Kopf, so wie andere gebrechliche Pilger ihre Schäden, daran zu legen, und siehe da, welches Wunder! Je länger und je stärker ich meinen heißen Kopf an die kalte Marmorplatte drükkte, desto mehr verloren sich meine Kopfschmerzen, und bald war es, als hätte sie der Wind ganz hinweggeblasen. Dieß ging doch wohl nicht von ganz natürlichen Dingen zu? Wenigstens damals machte mich doch der Vorgang etwas bestürzt, so sehr ich ihn mir späterhin und jetzt ganz natürlich zu erklären weiß. Mein Blut war zu stark nach dem Kopfe gedrungen, und der kalte Marmor ließ es ein Bischen weiter herunterspazieren, doch nicht alle Kopfschmerzen lassen sich gerade so kuriren, wie die meinigen dießmal.

Loretto, die Stadt selbst soll diesem heiligen Hause ihren Ursprung verdanken. Sie zählt an 8000 Menschen. Die Casa sancta soll im Jahr 1291 von Engeln — wie viele sich gerade vorgespannt haben, hat die Legende nicht zu melden für gut befunden — von Nazareth nach Sklavonien und 1294 aus Sklavonien über das adriatische Meer nach Loretto transportirt worden seyn. Die Einfassung dieses heiligen Hauses in der Domkirche ist ein getäfeltes Gehäuse, auf welchem Geschichten der heiligen Schrift von großen Bildhauern mei-

sterhaft ausgeschnitzt waren. In dieser Sancta Casa wird das für wunderthätig gehaltene Marienbild gezeigt, so wie auch der Schüsselschrank, die Teller und Näpfe, wovon, womit und woraus Maria und Joseph nebst ihrem Kinde Christus gegessen haben sollen, imgleichen kriegte ich hier auch das Gewand der Maria zu sehen. Diesem heiligen Hause und dem wunderthätigen Bilde zu Ehren kommen Pilger aus der ganzen katholischen Christenheit nach Loretto. Alle Pilger pflegen dreimal um das heilige Haus knieend herum zu kriechen, auch ich habe zu der Zeit diese heilige Sitte mitgemacht. Die Kniee der Pilger haben in den steinernen Fußboden der Kirche eine tiefe Spur gemacht. Vielleicht kam auch der englische Dichter Pope hierher, sahe dieß, und hatte das Bild in seinem schönen Briefe Heloisens an Abelard im Sinne. Er sagt nach Bürgers Uebersetzung von Heloisens Kloster:

„Harte Quadern, oft benetzt von Thränen,
Und von wunden Knieen ausgehöhlt!"

Ich stieg wie andere Pilger auf den Thurm. O was für eine Aussicht in die umliegende Gegend, und vorzüglich aufs adriatische Meer hin,

welches von hier nur eine halbe deutsche Meile entfernt liegt. Ich müßte mir des Abbate Bertola Pinsel borgen können, um die vielen und mannigfaltigen Reitzen Italiens in ihrer vollen Schönheit zu schildern; ich fordere daher alle Freunde reitzvoller Gegenden und schöner Naturgemählde auf, nebst Archenholzens Beschreibung Italiens vorzüglich Bertola's unvergleichlich schöne Briefe zu lesen, von welchen ich hier doch wenigstens einen als Beweis meiner Behauptung mittheilen muß.

Bertola an den Ritter Planelli.

Rimini den 12ten Mai.

Lange, Herr Ritter, habe ich kein dem heutigen ähnliches Vergnügen empfunden. Alles was die Götterlehre und die Geschichte uns Schönes und Seltenes aus Liebe zum Vaterlande geschehenes erzählen, scheint mir sehr natürlich, und ich würde gern wie Ulysses herumirren, um hernach das größte Vergnügen, mein Vaterland wieder zu sehen, desto besser zu genießen. Wem anders als Ihnen sollte ich wohl meine Freuden mittheilen? Sie gehören zu der Anzahl jener wenigen, die an dem Schmerz der Freunde Theil nehmen; nehmen Sie denselben auch jetzt an meinem reinen, der Natur

heiligen und Ihrer schönen Seele ganz würdigen Vergnügen.

Es sind mehrere Jahre verflossen, daß ich, wenn ich Popens Schriften las, bei jenen rührenden Stellen, in welchen er von seiner Mutter spricht, angenehm verweilte. Ich ziehe diese Stellen allen seinen übrigen größeren Werken vor, und jetzt lese ich sie wieder mit jenem Entzükken, das ich selbst dann nicht empfinden würde, wenn ich die schönste geßnerische Idille recitirte; die lebendige und sichtbare mütterliche Liebe lohnt mich reichlich dafür.

Wie viel Gegenstände haben mich hier an meine Jugend erinnert, und an die ersten Keime meiner Leidenschaft für Mahlerei und Musik. Diese Küste ist nicht so von Annehmlichkeiten entblößt, als Sie vielleicht glauben. Außer dem Meere hat sie schöne Aussichten auf Gebirge und lachende Hügel, wird von verschiedenen Bächen durchschnitten, welche, wie Sie wohl wissen, eine ländliche Gegend sehr verschönern. Ich weiß, daß der Anblikk Ihres größtentheils von Bergen und Hügeln, die sich insgesammt durch ihre Schönheit auszeichnen, umgrenzten Meeres nicht mit dem eines majestätisch offenen unabsehlichen Meeres verglichen werden kann; aber ich weiß auch, daß

dieß so beschaffene Meer der Seele eine Art von Größe und Freiheit einflößt, die mir sehr gefällt; ich weiß, daß sein langer, rechter Hand an ein kleines Vorgebirge ein wenig angelehnter Strich, ein mahlerischer und befriedigender Anblikk ist; ich weiß, daß alle Fremde davon ganz bezaubert sind, und daß der berühmte Abbe Robert, a) ein großer Kenner des Schönen, als er hier sich einige Tage aufhielt, seinen Freunden Wunder davon schrieb.

Einen der schönsten Tage meines Lebens habe ich in einer Villa, St. Lorenzo genannt, und in unserer Nachbarschaft gelegen, zugebracht. Es ist eine Gruppe sanft abhangender Hügel mit Pflanzen vom üppichsten Wuchse bedekkt. Das Landhaus steht an dem Abhange eines dieser Hügel. Es herrscht in demselben durchaus eine zierliche Einfalt. Der Garten ist so herrlich, daß ich das erstemal, als ich ihn sahe, nicht umhin konnte, Verse auf ihn zu machen, die ich unserm Herzog von Belforte sandte. Hier sind sie, im Fall er sie Ihnen nicht mitgetheilt hätte.

In mehrere Gänge getheilt, welche den sanften Abhang zweier gleichförmiger Hügel lieblich durchschneiden, liegt ein Garten wie ich

a) Königl. französischer Geograph und Historiograph.

ihn mir zuweilen in Gedanken mahlte, als der erste meiner jugendlichen Wünsche nur dahin gerichtet war, mein ganzes Leben auf dem Gipfel eines einsamen Hügels, unbekannt, aber mit einer Wiese und mit einer Heerde zufrieden, zubringen zu können. Junge Birnbäume, Weinranken von üppigem Wuchs, frischer Jesmin und Rosenstökke beschatten ihn, und die dem Herzen und den Augen wohlthuenden Ulmen bilden mehrere Lauben. Hier erblikkt man Hügel und dort düstere Alpengebirge, auf denen die Fahne einer, wenn schon an sich kleinen aber dennoch beglükkenden, eines Philosophen würdigen Republik schon lange wehet. b) Auf der andern Seite bekränzt das Meer den Horizont mit einem großen blauen Striche, und welchen Contrast machen nicht die das Ufer schmükkenden Felder und blühenden Wiesen! O ihr herrlichen Hügel! Ja, ich fühle, wie die vaterländische Luft mein ganzes Herz durchbebt, wie jede Bewegung desselben ein mir vorher unbekanntes Vergnügen ist. Lange aus meinem Vaterlande entfernt, besuche und küsse ich euch wieder; neue für mich angenehmere Düfte sammeln sich hier und die Farben eurer Blumen sind schöner als anderswo.

b) Die kleine Republik St. Marino.

Indem ich dir, o Genius, der du mich, in der Nähe so schöner Hügel, als Dichter ließest geboren werden, einen goldenen Maientag weihe, singe ich dein Lob, und bin beinahe dem Ufer von Mergellina ungetreu.

Etwas, das sehr schön in Versen würde haben beschrieben werden können, ist die größere von denen in Form eines Pavillons angelegten Lauben, welche längs den Gängen hinläuft. Im Hintergrunde derselben befinden sich sehr kühle Sitze und ein Bogen, durch dessen Oeffnung sich, gleichsam wie durch eine Zauberlaterne, eine bewundernswürdige Verschiedenheit von Blumen und Bäumen, deren Grün mehr oder minder dunkel von Farbe, und die mit aller möglichen neuern Kunst der Engländer gemischt sind, dem Auge darstellt. In der Ferne erblikkt man ein Amphitheater grünender Hügel, die nach und nach ins Blaue übergehen und den schönsten Contrast von Farbe und Symmetrie bilden. Es war des Morgens, als die liebenswürdige und aufgeräumte Gesellschaft, in der ich mich befand, sich in dem Hintergrunde der Laube niederließ. Die Nachtigallen schlugen, wie ich sie nie schlagen gehört zu haben glaubte. Eine Zitter, die von — ich weiß nicht ob geschikktern, oder niedlichern Fingern geschlagen wurde, — lud mich zum Singen ein, und ich

glaubte in diesen Augenblikken Tempe, Arkadien und alles das, was die lieblichsten Sänger ländlicher Schönheiten besangen, im Traume zu sehen. Welch ein Entzükken! als ich mich nach und nach überzeugte, nicht zu träumen. Das Schwanken der ob uns befindlichen Zweige, die sanfte Hin- und Her-Bewegung der Blumen, die wallenden Aehren in der Ferne, der Geruch des Thymians und der Aschwurz, c) mit denen einige Beete bei der Oeffnung der Alleen eingefaßt sind, und zwischen den grünen Massen hindurch der Anblikk des Meeres, dessen leises Gemurmel man gern mit dem Rauschen der Aeste verwechselt, alles dieß erzeugte in uns eine ununterbrochene Reihe wollüstiger Empfindungen. Mein Enthusiasmus vermehrte vielleicht den der übrigen Gesellschaft, und es schien mir, als ob einige meiner Verse die Gesellschaft bei den wonnevollen Empfindungen verweilen ließen, welche ihnen die Natur mittheilte. Täuschungen! wird man sagen; sie sind es; allein sie sind so angenehm und kostbar als selbst die Wirklichkeit.

Nach dem Mittagsessen war mein erster Gedanke, die umliegende Gegend zu besuchen.

---

c) Diptam.

Ich stieg von den Hügeln gegen einen Bach zu hinab. Welche Rükkerinnerungen! An diesem Bache, der Amarano heißt, habe ich in meiner Jugend einige Monate zugebracht. Wie soll ich Ihnen die Bewegungen und die Hitze beschreiben, mit denen ich überall die Ufer und die benachbarten Felder aufgesucht, und die Hecken, die Bäume, bei denen ich so oft die Schmetterlinge verfolgt, oder sitzend dem Gesang der Nachtigallen zugehört hatte, wieder erkannte und mit dem Finger bezeichnete? Ein Alterthumsforscher würde die Ruinen von Palmyra nicht mit größerem Entzükken betrachten. Ich habe das Wasser des Amarano wieder trinken, ein Dutzend von seinen Steinchen betrachten, bald an seinen grasreichsten, bald an seinen abschüssigsten Ufern mich niedersetzen, wieder aufstehen, neuerdings spähen und mich wieder niedersetzen wollen. Wer hätte mir damals sagen sollen, daß jenes Entzükken, mit dem ich auf diesen Wiesen und neben diesem Bache scherzte, ein, so zu sagen, nicht verstandener Wink der Natur war, daß meine ländlichen Gemählde eines Tages einem Gesner, einem Planelli gefallen würden. Der Geier hole jene stolzen Seelen, welche in diesen Rükkerinnerungen der Kindheit gar keine Philosophie zu finden wissen, und dieses lebhafteste, einfacheste

und lieblichste Erwachen der Natur verachten können.

Es mag seyn, daß die Vaterlandsliebe eine Ergießung der Eigenliebe sei, wie sie es dann wirklich ist, deren Thätigkeit nicht gern gestattet, daß sie sich in einen Punkt zusammen ziehe, und deßwegen aus unserer Seele überfließt und sich stufenweise über die Gegenstände verbreitet, welche auf uns Bezug haben. Die Ergießung derselben auf unseren Geburtsort wird immer die köstlichste, wird stets ein Grund der zuverlässigsten und lebhaftesten Vergnügen seyn. Von ihr rührt eine der weisesten Einrichtungen der Natur her, um derentwillen man die Schwierigkeit, welche ein Lappländer hat, zu Stokkholm oder zu Coppenhagen zu leben, eben so vernünftig nennen sollte, als diejenige, welche einige Pariser gehabt haben, einige Jahre in den Gebirgen von Corsika zuzubringen. Ich erinnere mich eines Sclaven von Tunis zu Portici, dem von seinem Herrn, einem Officier, ein Becher voll des vortreflichsten Lagrima angeboten und dabei gesagt wurde, daß man dergleichen in seinem Vaterlande nicht anträfe. Der Sclave verwechselte die Farbe und die Thränen traten ihm in die Augen. Als er um die Ursach dieser Unruhe befragt wurde, antwortete er: Er denke an den herrlichen Lieb-

lingstrank seines Vaterlandes, der, wie bekannt, das schlechteste und ekelhafteste aller Getränke ist. Wenden Sie ums Himmels Willen nicht die Ideen von Lappland und der Barbarei, die ich in Ihnen geweckt habe, auf mich an.

Ich kehre zu dem auf dem Lande zugebrachten Tage zurükk, dessen Herrlichkeiten ich Ihnen bisjetzt nur zur Hälfte beschrieben habe. Nach vollendetem Spaziergange kehrte man in den Garten zurükk und wir setzten uns samt und sonders auf das frische und weiche Gras einer kleinen Wiese nieder, welche sich an den Ausgang der Aleen lehnt. Ganz in der Nähe befindet sich ein Lorbeerwäldchen, und Rosen stehen überall. Die Sonne vergoldete nur noch die Berge, und schon erhob sich ein frisches Lüftchen, der Vorläufer eines sehr schönen Maien-Abends. Das ländliche Schauspiel erneuert sich beim Untergang der Sonne auf eine Weise, welche die Mahlerei nur schlecht darstellen kann. Ich habe sehr niedliche Morgengemählde gesehen; aber noch kein Mahler hat sich der Lichtschattirung bemeistern können, mit der die Wolken gegen Abend prangen, die durchsichtig und dennoch zusammengezogen, um die Sonne her in unsern Augen Gebirge von Schatten und Licht in einer gewissen majestätischen Unordnung bil-

den, welche eine so angenehme Bewunderung hervor ruft. Kein Mahler hat jenen von Safran- und Purpur-Farbe gemischten Glanz, der das Grün bedekkt und in sehr feinen Plättchen quer über die Blätter verschwindet, gut getroffen. Den Dichtern ists besser gelungen, vorzüglich Thomson und Zacheria. Schon war ich trunken von Freude beim Anblikk des Amarano und seiner Ufer; aber mit dem kommenden Abend verdoppelte sich meine Freude und das Dichten war für mich Bedürfniß. Dazu kam noch, daß, um vielleicht meine Einbildungskraft in ein größeres Feuer zu setzen, auf jener kleinen Wiese zwischen Lorbeeren und Rosen eine bezaubernde Stimme sich hören ließ, welche sang, wie die lieblichste der Grazien in dem reizendsten Wäldchen von Gnidus singen würde. Lorbeer-Ghirlanden schwankten über unsern Häuptern; zwei Knaben, schön wie Liebesgötter, reichten dieselben unvermuthet bald diesem bald jenem, und lächelten über die Ueberraschung, und zuweilen pflükkten sie Rosenknöspchen und andere Blümchen, und streueten sie wie Regengüsse über uns aus. Ich schwöre, daß ich in diesen Augenblikken an Planelli dachte, ich wünschte den durch die Redlichkeit seines Herzens hierzu geschikktesten Mann hierher, um die unschuldigen Freuden dieses ländlichen Fe-

stes zu genießen. Welch einen Contrast bildete nicht das Grün der kleinen Wiese mit dem der benachbarten Bäume! Die vom Winde auf die Furchen des nächsten Hügels gestreueten Mohnblätter, ein Olivenwald auf dem höchsten der Hügel, Weinberge an seinem Fuße, und hundert andere Gegenstände der freigebigen Natur gaben und empfingen neue Reitze in Vergleichung mit dem Garten, an dessen äusserstem Ende wir saßen. Ich weiß nicht, ob die Verse, welche ich machte, gut waren; aber das weiß ich, daß ich nie so aufgelegt, noch so innigst begeistert war, gute zu machen.

Beim Anbruch der Nacht verließen wir den Garten, und betraten einen von hohen blühenden Hekken eingeschlossenen Weg. Welche liebliche Gerüche! Lange hatten wir schon die Vergnügen des Auges genossen; die Empfindungen, welche uns der Geruch gewährte, jene Empfindungen, die unmittelbar angenehmer und vom Geiste unabhängiger sind als jene des Auges, überraschten uns so zur Zeit, daß ich nicht sagen kann, welch anderes Vergnügen schikklicher an ihre Stelle gesetzt werden könnte. Wir mußten tief athmen, und jeder so beschaffene Athemzug goß Wollust in unsere Seele.

Ungern entschließe ich mich, diesen Brief zu enden; aber wer würde wohl gern enden?

Ich schreibe an einen meiner liebsten Freunde und schreibe aus meinem Vaterlande. Wie glükklich bin ich, wenn Sie diesen Brief mit dem hundertsten Theile des Vergnügens lesen, mit dem ich ihn geschrieben habe! Warum besitze ich nicht Bonfadios Pinsel, mit dem er die Schönheiten seines Garda-Sees schilderte, oder den, mit dem Roberti ein Gemählde von der Gegend von Bassano entworfen hat? Ich umarme Sie von ganzem Herzen, Herr Ritter, und bitte Sie, sich auf Ihren Spatziergängen mit dem liebenswürdigen Vairo auf dem frischen und mahlerischen Bergrükken jenes Pausilippo, das mich selbst im Schooße meiner vaterländischen Hügel in gefährliche Versuchung führen konnte, besonders wenn Sie Sich daselbst aufhalten, meiner zu erinnern.

Meine Leser hören hier den Abbate nur über Rimini und die nächsten Gegenden umher sprechen. Seine Schilderung ist mit so vielen sich ihm aufdringenden Seitengedanken als Rükkerinnerung ins Kindesalter, Vaterlandsliebe u. s. w. durchwebt, wogegen man in so manchem andern seiner Briefe eine ganz ununterbrochene Naturmalerei der schönsten Gegen-

den und Aussichten Italiens findet. Genug hiervon, ich wollte meine Leser bloß aufmerksam machen.

Ich verließ den Thurm und eilte nun hin, mich mit den Einwohnern und ihrem Gewerbe näher bekannt zu machen. Man kann die Einwohner in Hinsicht auf ihr Gewerbe in vier Klassen theilen.

Erstens diejenigen, welche sich mit Verfertigung der Rosenkränze, Bilder und Kreuze abgeben, und diese nachher an Fremde und Pilger für einen sehr hohen Preis verkaufen, zweitens Gastwirthe, drittens Bordelle und Diebehehler; viertens Pfaffen. Damit die Pfaffen ebenfalls großen Verdienst haben, so ist der Dom in zwei Theile getheilt. Die Kirche hat ihr eigenes Domkapitel, und das heilige Haus wieder sein eigenes. Zwei Domherrn des heiligen Hauses müssen abwechseln, um die Aufsicht und Ordnung zu erhalten, auch verkaufen diese Herrn den Staub von dem Napfe und den Tellern, die ich schon oben näher beschrieben habe, in versiegelten Papieren als Reliquien. Da so viele Menschen aus der gesammten katholischen Christenheit hier zusammen kommen, so ist auch die Zahl der Diebe und Beutelschneider hier nicht klein; wie man denn täglich und stündlich von ausstudirten

Diebstählen hört. Von da ging ich in die Sakristei der Kirche, in welcher ich äußerst schöne Gemählde sah, die aber gerade für mich, weil ich kein Kenner war, nur wenigen Werth hatten. Der weit und breithin berühmte Schatz wird in einem großen Saale aufbewahrt. Ich sah da unzählige und große Kostbarkeiten, Geschenke von Fürsten, von Freistaaten und Privatpersonen. So sah ich die kaiserliche Familie unter Maria Theresia, alle Kinder in Lebensgröße von Golde. Auch zeigte man mir den Palazzo de gli Apostoli, in welchem reisende Päbste, Kardinäle und Fürsten auf Kosten des heiligen Hauses bewirthet werden. Welchen Schatz habe ich gesehen, ob ich leider! weil ich im mindesten nicht Kunstkenner war, seinen Werth nicht würdigen konnte. In der Apotheke von Loretto, einem Eigenthume der Sancta Casa wurden mir 330 Vasen von Fagence gezeigt, nach Handzeichnung eines Rafael, da ich aber nichts von Zeichnung verstand, so war ich auch nicht im Stande Rafaels Geist gehörig zu bewundern. Aus dieser Apotheke werden alle Arme in Loretto unentgeltlich mit Arzenei versorgt. Dem ganzen geistlichen Trödel wurde zwar durch die Franzosen ein Ende gemacht; aber Schade ist es, daß sie die ganze Geschichte wieder zurükkgaben, und daß über-

haupt Buonaparte den Katholiken durchaus das nicht geworden ist, was er ihnen so leicht hätte werden können, und was er ihnen als ein großer einsichtsvoller Mann, um sich ein unendliches Verdienst zu erwerben, meiner Meinung nach, hätte werden müssen. Drei Tage waren für mich in Loretto verflossen, und ich war nun auf meine Weiterreise bedacht, nachdem mir außerdem, was ich sah, im Kloster auch viele wirklich vorgefallene Wundergeschichten erzählt worden waren, von denen ich freilich damals noch ganz anders dachte als jetzt, wo mir alle solche Legenden, mit einem Worte Legenden oder abgeschmakktes Gewäsche sind. Ich besprach mich mit meinem Vittorino wegen der Abfahrt, erhielt aber von ihm zur Antwort, daß er so lange hier bleiben würde, bis er noch zwei Passagiere nach Rom mitnehmen könnte. Ich hatte nicht Lust länger in Loretto zu bleiben, entschloß mich kurz, meine Reise zu Fuße weiter fortzusetzen, kaufte mir zuvor einige Reliquien, die ich mit nach Wien nehmen wollte, da ich schon jetzt entschlossen war, zu meiner Rükkehr aus Italien einen andern Weg zu nehmen, und machte mich nun von dannen. Meine erste Fußpoststation wurde im Kloster zu Ricanati, eine kleine deutsche Meile von Loretto entfernt, gemacht. Rica-

nati ist ein sehr hübsches Städtchen, und liegt auf einem Hügel. Das Rathhaus daselbst ist mit einem großen, sehr schönen Basso rilievo von Erz geschmükkt, auf welchem die heilige Jungfrau mit dem Kinde vorgestellt ist. Hier hielt ich mich nicht lange auf, und nahm einen Wagen bis Tolentino. Der Weg entzükkt durch Mannigfaltigkeit und Schönheit der ganzen Landschaft, er führt durch die Appenninen, deren Höhen hier mit Laubholz mancher Art, vorzüglich mit hohen Eichen bewachsen sind. In den tiefen Thälern umher sieht man frischgrünende Auen und Triften, hohe Reben, Oehlbäume, Garten und Aekker. O wie schön ist es in Italien! Mit Recht nennt man Italien den Garten von Europa, und gibts noch irgend ein Land, wo die süße Empfindung der Naturschönheiten schöner und feuriger gemahlt werden kann, als Italien? Hier genießt man die Seligkeiten eines kühlenden Abends nach einem warmen Tage doppelt, und es bedarf keiner Aufforderung dazu. Hier ist sich jeder selbst Dichter und spricht im vollen Wonnegefühle zu seinem eigenen Herzen:

„Willkommen, o seliger Abend,
Dem Herzen, das froh dich genießt,

O

Du bist so erquikkend, so labend,
Drum sei mir recht herzlich gegrüßt!"

und, o wie herrlich, o wie labend ist ein solcher kühler Abend. Viele Naturfreuden habe ich in Italien genossen, sie werden meinem Andenken nie ganz entschwinden können; nur hatte ich sehr Ursache zu beklagen, daß ich kein Italienisch verstand. Ich mußte mir blos durch Lateinsprechen zu helfen suchen: dieß ging wol in den Klöstern, aber mit diesem und jenem aus dem großen Haufen konnte ich mich gar nicht unterhalten, und gleichwol gehört doch auch dieß mit dazu, wenn man ein fremdes Land in allen seinen Rükksichten näher und ganz kennen zu lernen wünscht.

In Tolentino im Kloster wurde ich sehr freundschaftlich aufgenommen und brauchte ein Gastrecht von drei Tagen. In Tolentino liegt der heilige Nicolaus begraben, welcher auch der Stadt-Patron ist. In einer großen eisernen Kiste, zu welcher die Stadt, das Kloster und der Bischoff zu drei verschiedenen Schlössern den Schlüssel haben, werden beide Arme, die dem Heiligen von den Dieben abgeschnitten wurden, aufbewahrt, auch ist daselbst noch immer das frische Blut zu sehen. Von eben diesem Heiligen führt auch das schon frü-

her in diesem Buche erwähnte Nicolaibrot seinen Namen, eben das, womit die Augustinermönche das kalte Fieber vertreiben zu können glauben. Nach drei Tagen nahm ich einen Fuhrmann an, dem ich bis Rom vier Zechinen bezahlen mußte. Ich kam glükklich nach Spoleto. Hier sah ich eine große berühmte Brükke, von welcher man nicht mit Gewißheit weiß, ob sie ein Werk der Römer oder Gothen ist. Es ging nun weiter nach Terni, Narni und Ottricoli, von da nach Civita, Castellana u. s. w. Narni und Ottricoli sind beides alte Städte, die ehemals Narnia und Otriculum hießen.

Funfzehn italienische Meilen von Rom erblikkte ich diese große Stadt, deren bloßer Name schon so unaussprechlich viele Zurükkerinnerungen hervorruft. Die Kuppel der Peterskirche beherrscht die ganze Gegend. Die andern großen Gebäude erscheinen gegen sie nur wie Buden, die man etwa zur Bequemlichkeit der Pilger, welche nach der Peterskirche wallen, gebauet hätte. Der Tiberfluß, den man übersieht, hat gelbes Wasser, und mit Recht nennt Horaz ihn den blonden Tiber: Vidimus flavum Tiberim. Die Einfahrt durch la porta del popolo ist äußerst schön. Man sieht, in-

dem man hineinfährt, drei große Straßen, die sich innerhalb des Thors in die Stadt hineinziehen. Auf diesem Platze steht ein sehr großer Obelisk, welcher nach August benannt worden ist, weil ihn dieser erste römische Kaiser aus Aegypten nach Rom hat kommen lassen; Pabst Sixtus V. aber ließ ihn, nachdem er unter den Trümmern des großen Circus entdekkt war, hierher setzen. Es ist nicht möglich die Vorstellungen zu schildern, die sich meiner bei der Herannäherung Roms bemächtigten; denn nun war endlich der erwünschte Augenblick gekommen, wo ich gesund und mit einem, wiewol etwas ängstlichen, doch zugleich sehr behaglichen Gefühle in Rom hineinfuhr. Wir Deutschen glauben vielleicht, wie viele ausführliche Beschreibungen ganzer und einzelner Gegenden, großer und kleiner Merkwürdigkeiten Italiens wir schon besitzen! — Es ist wahr, wir haben recht viele Schilderungen von diesem himmlischen Lande; aber wie vieles ist uns davon noch zu wissen übrig, und dann welcher Unterschied zwischen dem nur Hören und dem wirklichen Sehen! könnte ich jetzt noch einmal jene Reise machen, wie würde ich sie so ganz anders genießen, und wie groß sollte zugleich die Ausbeute davon für meine Leser seyn, gesetzt daß ich dann ein Reisetagbuch dem Publikum gedrukkt über-

reichte. Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, meine sämmtlichen geehrten Leser, wenn Sie sich für Italien interessiren, auf folgendes ganz neue Unternehmen in Deutschland aufmerksam zu machen. Es wird im Fortlauf eine eben so belehrende und unterhaltende als ausführliche Lesung von Italien werden. Ich meine die Zeitschrift: Italien von zwei reisenden Deutschen, Rehfues und Tscharner, Berlin bei Unger 1803 und 1804. Was ich bis dahin hiervon gelesen habe, ist ganz des Beifalls würdig, welchen diese Schrift bei Freunden der Länder- und Sittenkunde zu finden scheint.

Es ist gewiß schon außerordentlich viel werth, ein Panorama von Rom und seinen Umgebungen zu sehen, wenn ich anders von dem gesehenen Londonschen auf ein Römisches schließen darf. Eine gewisse Gegend Italiens, wo in weiter Ferne die Kuppel der Peterskirche hervorragt, soll als Panorama vor einigen Jahren in Magdeburg zu sehen und recht schön gewesen seyn. Das erste dieser Art, was ich sah, war London, zu Leipzig im Jahr 1799. Ich kann der Wahrheit gemäß versichern, daß mit mir zugleich zwei eben in Leipzig angekommene Engländer in den verschlossenen Schauplatz eintraten, welche von Petersburg kamen, und ihr geliebtes London seit fünf Jahren nicht ge-

sehen hatten. Sie waren über dieses Panorama im höchsten Grade entzükkt, und hielten sich schon im Geist vor London hinversetzt. Sie fanden gleich jede Merkwürdigkeit auf, und bezeichneten 10 Häuser in der Vorstadt Southwark mit Namen u. s. w. u. s. w. Einer meiner deutschen Freunde, der Englisch spricht, unterhielt sich mit Ihnen, und theilte mir darauf den Inhalt ihres Gesprächs mit. Vielleicht ist es meinen Lesern nicht unlieb, wenn ich hier noch eine kleine Erklärung des Worts Panorama hinzufüge:

Panorama ist ein griechisches Wort, und bedeutet seiner Zusammensetzung nach einen Gesammtblikk, einen Hinblikk, wodurch man ein Ganzes übersieht und betrachtet. Es ist ein Gemählde von ganz besonderer Art. Der Erfinder solcher Gemählde, welche eine ganze Stadt, auch eine ganze Gegend darstellen z. B. die Stadt London, Rom, Paris, eine Gegend in der Schweitz u. s. w. ist ein Schottländer mit Namen Parker, aus Edimburg; auch ein Deutscher, nämlich der Professor Breisig hat, wie man sagt, auf diese Erfindung, gleichen Anspruch. Das erste in Deutschland gezeigte Panorama ist das von London, was ich, wie schon gesagt, in Leipzig sah. Dieß ist so dargestellt, daß man von einer Mühle

in der Nähe der Vorstadt Southwark, die Hauptstadt Englands übersieht. Die Täuschung ist überaus groß, denn man glaubt wirklich vor London zu seyn, so natürlich ist die Themse mit Gondeln und Fischern besetzt u. s. w.

Das erste, was ich in Rom zu sehen bekam, war mein erster Reisegefährte, welcher mich mit dem schon geschilderten Abbate böslich verlassen hatte. Ich trauete meinen Augen nicht, weil er so elend und abgerissen aussah. Ich ließ meinen Wagen stillhalten, rief ihn heran, und fand wirklich, daß ich mich nicht geirrt hatte. Der Anblikk dieses jungen Menschen ging mir durchs Herz, ich vergoß Thränen der Wehmuth über ihn, aber auch zugleich Thränen des Unmuths, wenn ich daran dachte, daß er doch so schlecht war, mich in jener gemeldeten Lage verlassen zu können. Nur in der größten Eil fragte ich ihn nach seinem jetzigen Schikksale, erfuhr bald, daß er am Rande der Verzweiflung sei, da besann ich mich nicht lange, sondern nahm ihn mit in den Wagen, und befahl dem Vittorino, mich zu einem deutschen Gastwirthe zu fahren, um bei einem solchen für diesen jungen Unglücklichen gleich einigermaaßen zu sorgen, da er mir erzählte, daß er nichts zu essen habe, und bereits vier Nächte un=

ter den Porticibus der heiligen Peterskirche hätte schlafen müssen. Ich traf mit dem Wirthe den Vergleich, diesen armen Schelm in den ersten vier Tagen gehörig zu verpflegen, wofür ich zum Voraus bezahlte. Nun verließ ich diesen Freund mit dem Versprechen ihn so bald als möglich wieder zu besuchen.

Mein Vittorino brachte mich hierauf in das schöne Kloster der Augustiner zur heiligen Monica. Kaum war ich in dieses Kloster eingetreten, als mich der Bediente des P. Assistenten Schmalfuß aufsuchte, und mir andeutete, daß ich mich zu seinem Herrn verfügen mögte. Ich kleidete mich nur etwas um, und wurde dem Herrn Assistenten sogleich vorgestellt. Dieser Mann nahm mich mit der größten Freundschaft, ja mit Liebe und Zärtlichkeit auf. Er unterhielt sich lange mit mir über meine zurükkgelegte Reise, und ließ mir hierauf meine Stube nicht weit von der Seinigen anweisen. Er lud mich zum Abendbrot bei sich ein, wozu auch der italienische und spanische Assistent gebeten waren. Wir aßen sehr gut bei ihm, und ich genoß einmal wieder zu meinem nicht kleinen Vergnügen auf deutsche Art zubereitete Speisen, indem sein aus Deutschland mitgenommener Bedienter zugleich sein Koch war. Wir waren sehr lustig, und ich mit meinen Antwor-

ten auf die, wegen des Zwekks meiner Reise nach Rom an mich gethanen Fragen sehr offenherzig. Um vom Orden dispensirt zu werden, war das ganz ehrliche Bekenntniß, was ich ablegte.

Diese drei Männer fingen an recht herzhaft zu lachen, und ich als ein gänzlich Unerfahrener glaubte, daß dieß Lachen eine äußerst gute Vorbedeutung wäre. Es kam die Schlafenszeit heran, ich wünschte allen eine gute Nacht, ging auf meine Stube und warf mich dem Gott Morpheus in die Arme, der mich so über und über mit Mohn bestreuete, daß ich nicht erst wieder erwachen konnte. Am Morgen darauf wurde ich gleich zum P. Assistenten auf eine Schale Schokolade eingeladen. Nachdem ich dieß Frühstükkchen zu mir genommen hatte, machte er mir bekannt, daß es die Regeln der katholischen Geistlichen so mit sich brächten, wenn ein Apostata oder ein Abtrünniger nach Rom käme, so müßte derselbe drei Tage hindurch die exercitia spiritualia beobachten; da ich nun für nichts anderes als für einen Apostaten zu halten wäre, so würde ich drei Tage auf meine Stube verwiesen, um da diese exercitia spiritualia zu treiben. Den vierten Tag, ehe ich in der Gemeinschaft der übrigen Klosterbrüder erscheinen dürfte, würde ich meiner Excommu-

nication entledigt, und pro forma — ein allerliebstes pro forma, so wahr ich ehrlich bin! — vom Superior des Klosters unter Absingung des Psalms de profundis gegeißelt werden. Nach dieser glükklich vollendeten Feierlichkeit wäre ich frei, und könnte dann aus dem Kloster hingehen, wohin ich wollte; nur des Mittags und Abends müßte ich wieder zu Hause seyn, und dem Herrn Assistenten alles treulich berichten, wo ich gewesen wäre, was ich gemacht, was ich gesehen und wen ich gesprochen hätte. Ich fügte mich in alles, und wartete mein Schikksal ruhig ab. Ein beneidenswerther Empfang in Rom! werden meine Leser sagen. So sauer mußte es sich also der arme Spenn werden lassen, ehe er zu der Ehre: dem Pabste den Pantoffel zu küssen, gelangen konnte! Was sollte ich machen? und was würden Sie gemacht haben, wenn Sie in meiner Lage gewesen wären? Ich dachte: es ist schwer, wider den Stachel zu lökken (oder hintenauszuschlagen. Calcitrare übersezt Herr Knoll das Wort des Originals λακτιζειν. Sie sehen daher meine Herrn unter den Theologen, daß ich sogar noch ein Wörtchen Griechisch verstehe.)

Ich wurde, um hier in meiner Erzählung nicht zu weitläuftig zu werden, förmlich eingesperrt, mir wurden verschiedene Bücher als

geistliche Lesungen übergeben, ich erhielt dabei Mittags und Abends mein Essen. Eine Ausnahme fand bei mir statt, und das war diese: nicht der sonst dazu gewöhnlich bestimmte Laienbruder, sondern der Bediente des P. Assistenten selbst brachte mir mein Essen und Trinken. Noch nie hatte ich auf meiner Reise solche lebhafte Vorstellungen von dem Mädchen, welches ich in Wien zurükließ, gehabt, als gerade in diesen Tagen; ich schmeichelte mir nun mit der größten Hoffnung, da ich in Rom, dem Ziele meiner Wünsche, wirklich dem Leibe und der Seele nach wäre, bald von meinen Gelübden freigesprochen zu werden, und dann glüklich zu ihr nach Wien zurükzukehren. Wie alle Zeit vergeht, so verliefen auch diese drei Tage weit schneller, als ich dachte; am vierten Tage, nicht lange vor dem Mittagsbrote, trat der P. Subprior in meine Stube und holte mich ab. Ich wurde in das Refectorium oder in den gemeinschaftlichen Speisesaal geführt, erhielt da meine Strafe als Apostat, und wurde nach einigen über mich gesprochenen Gebeten von der Excommunication freigesprochen, war nun wieder für ehrlich erklärt und durfte sogleich mit den übrigen Mönchen im Refektorium essen und trinken. Ich glaubte, hier zu Rom im Kloster, wo der General existirt, von

wo aus alle Provinzen dirigirt werden, mehr Ordnung, Eintracht und Nüchternheit zu sehen, als in der Provinz, welche ich verlassen hatte; aber was fand ich? — Gerade das Gegentheil. Die Mönche machten was sie wollten. Bei Tische war immer ein sehr grosser Lerm, jeder kam und ging, wie es ihm beliebte. Die Tischzeit dauerte drei Viertelstunden. Nach Tische wurden die Fensterladen geschlossen und jeder legte sich aufs Ohr, um zu schlafen. Um vier Uhr war Chor und nachher gingen die Mönche, wohin sie wollten, zu Kaffee- Schokolade- oder Weiberbesuchen. Mich beschäftigte jetzt ausschließlich der Gedanke, dem Pabst Ganganelli vorgestellt und von diesem menschenfreundlichen und sehr gelehrten Manne dispensirt zu werden.

Ich war nun frei und konnte täglich gehen, wohin ich wollte. Für Geld kann man in Rom alles haben, was ich weiter unten mit Beispielen zu belegen Gelegenheit haben werde. Für Geld verpflichtete ich daher einen Menschen, der mich Vor- und Nachmittags in Rom herumführen mußte. Er machte mich immer auf das Sehenswürdigste aufmerksam und auch den Weg ausfindig, daß ich vor den Pabst zur Audienz gelangen könnte. Das erste Gebäude, was wir besuchten, war die Peterskirche. Sie

ist ganz gewiß der größte und herrlichste Tempel dieser Erde. Der Platz, auf welchem der Tempel steht, ist eben so schön als die Kirche selbst, und jedes in seiner Art gewiß das schönste, was Europa in dieser Rükksicht aufzuweisen hat. Ich kam mit meinem Führer eben in die Kirche, als der Pabst Ganganelli das Hochamt verrichtete. Er that dieß mit ausnehmend vieler Würde und großem Anstande. Ich glaubte in eine ganz andere Region versetzt zu seyn, da ich die Musik hörte. Sie bestand aus sechzig Vokalisten ohne Begleitung irgend eines Instruments. Da ich selbst musikalisch bin, so war gerade dieß für mich etwas sehr Außerordentliches. Die Vornehmen standen in einem Kreise um den Altar, welcher von der Leibwache des Pabstes, die aus lauter Schweizern bestand, umschlossen war.

Nachdem das Hochamt geendigt war, wurde der Pabst auf einem hohen Thron aus der Kirche getragen. Zu beiden Seiten ging die Wache und hinter dem Throne gingen zwei Männer, welche große Wedel von weißen Pfauenfedern trugen. Die Kardinäle gingen vor dem Pabst her, welcher das auf die Kniee gesunkene Volk, worunter auch ich mich befand, segnete. Ich wurde ganz versteinert, als ich den liebreichen Mann sah, und mir zu der Zeit recht lebhaft

vorstellte, daß er wirklich das sichtbare Haupt der Kirche sei. Ich kann durchaus die mancherlei Empfindungen nicht schildern, die sich meiner dasmal bemächtigten. Wir gingen hierauf zu Hause, und mein Führer sagte mir, daß er alles anwenden würde, mir bei dem Pabste Audienz zu verschaffen; ich müßte nur zuvor selbst eine Bittschrift aufsetzen, oder mir von einem andern für Geld eine verfertigen lassen. Er müßte mir vor allen andern Dingen rathen, setzte er hinzu, ja nicht sparsam mit den Zechinen zu seyn, wenn ich in Rom meinen gewünschten Zwekk erreichen wollte. So oft ich in mein Kloster zurükkehrte, mußte ich erzählen, was ich schon alles in Rom gesehen hätte, man legte mir verfängliche Fragen vor, ob ich schon hier und da bekannt wäre, oder wol gar schon Anstalten getroffen hätte, den Past zu sprechen. Da dieß noch nicht geschehen war, so fiel meine Antwort bis dahin immer verneinend aus.

Meine Bittschrift war fertig, mein Führer hatte auch schon einen Kanal gefunden beim Pabste Audienz zu erhalten, und nun wurde mir der Tag bestimmt, an welchem ich den Pabst Ganganelli sehen, ihn sprechen und demselben meine Bittschrift überreichen sollte. An einem schönen Morgen kam mein Führer nebst

einem ansehnlichen Manne zu mir, mich abzuholen, um mich dem Pabste vorzustellen. Das erste, was von mir gefordert wurde, war Geld; mein Führer sagte heimlich zu mir, daß dieser Mann meine ganze Angelegenheiten in Rom besorgen würde, ich mögte ihm nur gleich als captatio benevolentiae einige Zechinen in die Hände drükken. Ich befolgte seinen Rath, und fand nun an diesem ansehnlichen Manne den bereitwilligsten Helfer von der Welt. Er sagte mir sogar, daß er doch meinen Wunsch zur Erfüllung bringen wollte, wenn es mir auch nicht glükken sollte, vom Pabste selbst meine Dispensation zu erlangen.

Er versprach mir selbst meine vollgültige Dispensation zu verschaffen, die ohne Zustimmung des Pabstes dennoch mit allen päbstlichen Dokumenten versehen seyn sollte, so daß ich damit ganz frei nach Wien zurükreisen könnte. Wie sehr erleichterte mir dieser Mann das Herz, ich hätte ihm gern ein Königreich zum Geschenke gemacht, nur Schade, daß ich keins zu verschenken hatte.

Wir gingen zum päbstlichen Pallast auf dem Monte Cavallo, in welchem der würdigste unter allen Päbsten wohnte. Wir warteten eine volle halbe Stunde und dann erschien ein Bischoff, der mich aufforderte, im Ganga=

nelli's Zimmer zu kommen. Gott, wie sah es in diesem Augenblikke in meinem ganzen Gemüthe aus! die Begriffe von Christus, dem großen Stifter der sanftesten Religion, das sichtbare Oberhaupt dieser Kirche nicht nur zu sehen, sondern auch zu sprechen — dieß alles und noch tausend Dinge dazu durchkreuzten sich in meiner Seele. Es war gleichsam ein elektrischer Stoß, der mir durch Mark und Bein, durch Leib und Seele drang. Doch der Himmel gab mir vielen Muth, ich ging dreist auf den Pabst los, und wäre noch viel näher zu ihm hingetreten, wenn mir nicht der Bischoff ein Halt zugerufen hätte. Ich blieb stehen, und nun befahl mir der Bischoff auf die Kniee zu fallen. Ich thats, und nun kam der liebenswürdige menschenfreundliche Ganganelli zu mir, reichte mir, indem er vom Bischoff unterstützt wurde, den rechten Fuß, welchen ich auch mit einem solchen Entzükken küßte, daß ich dieß hier nicht zu schildern vermag. Seine erste Frage an mich war auf Italienisch: Wo kommst du her? Da ich nicht Italienisch, sondern nur Lateinisch zu antworten im Stande war, so ließ er sich herab, Lateinisch mit mir zu sprechen, ob ihm dieß gleich sehr sauer wurde, und er nur gebrochen und unrichtig die lateinische Sprache redte. Er fragte jetzt noch einmal

Lateinisch: Wo kommst du her? Aus Wien. Was suchst du hier? Von dem Orden und meinen Gelübden als Augustinermönch freigesprochen zu werden. Er wandte sich hierauf zu dem Bischoff und zu zwei Kardinälen, mit den Worten: Ich bedaure den schönen jungen Menschen, daß er eine solche weite Reise unternommen hat. Hast du eine Bittschrift, sagte er darauf wieder zu mir, in welcher deine Gründe vorgetragen sind? Ja, war meine Antwort. Gib sie mir. Hierauf sprach er noch mit mir über die Beschwerlichkeit meiner Reise, über verschiedene Gebräuche im Oesterreichischen, über das Befinden Maria Theresia's und Joseph des Zweiten, ertheilte mir den Segen und entließ mich mit dem Befehle, mich am fünften Tage darauf wieder zu selben Zeit bei ihm einzufinden. Ich ging von meinem Führer begleitet nach Hause, worauf mir der schon öfter erwähnte Mann, der in einem sehr ansehnlichen Posten stand, sagen ließ, ich mögte mich nur ferner in jeder mir wichtigen Angelegenheit an ihn wenden. Daß ich heute das große Glükk hatte den heiligen Vater zu sprechen und ihm meine Bittschrift zu überreichen, war so etwas, das ich sehr weislich im Kloster verschwieg.

Mit der größten Sehnsucht ging ich die folgenden vier Tage herum, bis ich am fünften wieder das Glükk haben würde, aus dem Munde des guten Ganganelli meine Dispensation zu erlangen. Mein Führer kam täglich zweimal, mich abzuholen, damit ich alles Merkwürdige der Stadt Rom sehen sollte, und er versicherte mich, daß man in Rom wenigstens ein Jahr bleiben müßte, um alles in Augenschein nehmen zu können. Jezt, da ich mit der Literatur und mit der Alterthumskunde etwas bekannter bin, sehe ich sehr wohl ein, daß der Mann vollkommen Recht hatte.

Wir besuchten nun zuerst die schönsten Kirchen, und die Peterskirche habe ich während meines Aufenthalts in Rom wol zwanzigmal besucht, ob ich gleich von meinem Kloster recht gut eine halbe Stunde bis dahin zu gehen hatte; aber diese Kirche verdient gewiß auch wegen ihrer Größe, Schönheit, mosaischer Arbeit und übriger Kunst aller Art, so oft als möglich besucht zu werden, weil man jedesmal etwas Neues und Schönes zu sehen bekommt. Ehe ich hier zu erzählen fortfahre, muß ich für die Freunde der Länderkunde noch folgendes Buch als sehr unterhaltend und belehrend über Italien anführen: Gemählde der merkwürdigsten

Hauptstädte von Europa, 1803. Gotha bei Perthes.

Das Gemählde von Rom. Rom zählt jetzt ungefähr 163000 Einwohner. Manchem meiner Leser bin ich hier wol eine kleine Erklärung des Worts: mosaische Arbeit schuldig, ich würde mir dergleichen Erklärungen nicht erlauben, sondern immer gern voraussezzen, daß alle meine Leser gleich alles ohne Zusatz verständen, was in diesem ganzen Buche gesagt wird, wenn mich nicht die Erfahrung gelehrt hätte, daß es selbst in den gebildetsten Zirkeln manchen gibt, der sich nach einer solchen Erklärung umsieht. Für einen solchen gelte also das, was ich hier noch zuzusetzen habe. Unter mosaischen oder musivischen Arbeiten versteht man solche Kunstwerke, wo aus einzelnen sehr kleinen Stükkchen Edelsteinen ganze Gemählde zusammengesetzt werden, und zwar so täuschend, als wenn sie mit dem Pinsel gemahlt wären. Diese mosaische Arbeiten sind theils wegen der Materialien dazu, theils wegen der vielen darauf verwandten Mühe sehr kostbar.

Die zweite Kirche, die wir besuchten, war die Lateranische; auch diese hat große Merk-

würdigkeiten aufzuweisen, ob sie gleich nicht im Ganzen mit der Peterskirche verglichen werden kann. Das schönste Stükk, was mir in dieser zweiten Kirche auffiel, war das sehr rührende Bildniß des Heilandes an der Geißelungssäule, wozu die Menschen nur auf den Knieen hinrutschen konnten, um mich so auszudrükken. Sobald wir etwas ermüdet waren, kehrten wir bald hier, bald da ein, um Erfrischungen zu uns zu nehmen. Da ich glaubte, daß ein Aufenthalsort in Rom, wo so viele Geistliche mit und ohne Kapuzen einkehrten, vor allen übrigen Erquikkungsörtern in der Welt große Vorzüge haben müßte, so ging auch ich dahin — aber was kriegte ich da zu sehen? Der Begriff von Keuschheit mußte nie zu dem Geiste aller derer, die ich hier sahe, hindurchgedrungen seyn. Ich sahe die Mönche, Canonici, Abbaten u. s. w. jedesmal mit der Dame von Hause, welche noch 6 bis 8 andere Buhlschwestern bei sich hatte, in dem vertraulichsten Umgange. alles schlich sich paarweise aus der Gesellschaft, und kehrte eben so wieder zurükk. Der Pfaffe mußte bezahlen, was gut und theuer war. Die Männer dieser Frauen sah ich nie. Mit Unwillen über eine solche Lebensart verließ ich dieß Haus. Mein Führer sagte mir: ich müßte mich über solche Dinge ja nicht ärgern,

denn so, und hin und wieder noch ärger, wäre es in Rom und in ganz Italien; selbst die Päbste und Kardinäle wären von dieser Lebensart nicht ausgenommen. Vom Pabst Innocenz XI sagte er mir, daß dieser heilige Vater nicht mehr als elf lebendige Zeugen von seiner Enthaltsamkeit in der Liebe aufzuweisen gehabt hätte. Die Aechtheit von der Lebensweise Innocenz des Elften und noch mehrerer anderer Statthalter Christi habe ich aus Schröhks Munde gehört, als ich bei diesem trefflichen nur nach Wahrheit forschenden Manne in Wittenberg die Kirchengeschichte hörte. Innocenz des Elften heimliche Sprößlinge reducirte er auf fünf Stükk. So viel hätte der heilige Vater wirklich der Welt als ächte Früchte seiner Mannheit hinterlassen. Es ist wahr, auch in Deutschland wird manche Rose gebrochen von manchem, der sie, wie keine einzige, zu brechen berechtigt ist; aber das Ding wird mit mehr Behutsamkeit praktisirt. Endlich kam der erwünschte fünfte Tag, wo ich wieder vor Ganganelli erscheinen durfte und mußte. Ich ging, kaum war ich gemeldet, so mußte ich eintreten, und es fand wieder dieselbe Feierlichkeit statt, wie das erstemal. Ich erhielt nach dem Pantoffelkuß den Segen und ein Kardinal überreichte mir die nachgesuchte Dispensation. Diese

war lateinisch abgefaßt und folgenden Inhalts:

1. Ich sei zwar hierdurch vom Orden dispensirt; aber ich müßte doch noch ein Stükk von dem Ordenshabite an meinem Leibe tragen.

2. Müßte ich täglich das Brevier beten.

3. Nie heirathen und

4. Durchaus keine andere als eine Militärbedienung suchen und annehmen.

Wie erschrak ich bei solchen Bedingungen! Ich war damals noch viel zu bigot oder zu dummfromm, als daß ich mich über solche Bedingungen hätte hinaussetzen können, welches indes der so vernünftige und menschenfreundliche Ganganelli gewiß von mir erwartete. Ich konnte dieß Gewebe damals nicht durchschauen, so wie ich nichts Gemischtes meiner sich immer durchkreuzenden Vorstellungen in Glaubenssachen aufs Reine bringen konnte. Der Freund meines Führers that mir den Vorschlag, einen Mann aufzusuchen, der für Zechinen gewonnen werden sollte, mir eine ganz andere Dispensation vom Orden auszufertigen, die gleichwol mit dem förmlichen päbstlichen Siegel versehen seyn sollte. Dieß erlaubte mein Gewissen nicht,

und ich behielt mein Geld. Für Geld ist in Rom alles feil, für Geld kann man die heilige Hostie aus dem Tabernakel stehlen lassen und kaufen, Ist etwas wahr, so ist es das Sprichwort: La Roma santa il populo cornuto. Rom, Rom, was ich in dir suchte, habe ich nicht gefunden, ich war vielmehr im Punkt der Dispensation jetzt eben so klug wie vorher.

Jetzt entstand ein anderer Gedanke in mir und das war dieser: Du mußt es machen, wie die andern Mönche, sündigen und beichten, beichten und sündigen. Nichts anderes bleibt dir übrig. Zum ehrlichen bürgerlichen Leben und zum Heirathen wirst und kannst du nicht kommen. Ergib dich in Geduld u. s. w. Ich suchte jetzt meinen ersten Reisegefährten von Laybach auf, den ich, wie oben gesagt, einem deutschen Wirthe anvertrauet hatte. Ich bezahlte für ihn, was er über die schon bezahlte Zeit hinaus verzehrt hatte, und nahm ihn mit ins Kloster. Er war jetzt recht gesund und hatte sich wieder gut aufgegessen. Ganz ohne Geld, wie er war, mußte für ihn jeder Gedanke an Dispensation wol verschwinden, da er erfuhr, wie es mir ergangen war. Noch erholten wir uns ein ganz Weilchen im Kloster. Der Assistent war auf meine Bitte so gütig, ihm einen ganz freien Aufenthalt im Kloster zuzugestehen, doch mit

der Bedingung, daß er wieder in sein Kloster nach Laybach zurükk müßte. Nachdem ich mich an sechs Wochen in Rom umhergetrieben, und da noch ein schrekklicheres Mönchthum hatte kennen gelernt, als ich es im Oesterreichischen verließ, so war ich nun mit allem Ernst auf meine Rükkreise bedacht. Mein Gönner, der Assistent, welcher wol wußte, wie es mir in meiner Provinz ergehen würde, wenn ich sogleich unverrichteter Sache dahin wieder zurükkäme, that mir den Vorschlag, die ersten beiden Jahre wenigstens noch in Italien zu bleiben, und zunächst nach Bologna zurükkzugehen, um dort unter dem Schutze des mich auszeichnend liebenden Priors zu studiren, und mich zum Priester weihen zu lassen. Wollte ich nicht Bologna, so mögte ich Neapel oder Genua wählen; überallhin wollte er mir die nöthigen Empfehlungen mitgeben. Da er mir am meisten nach Bologna zu gehen rieth, so entschloß ich mich, dahin zu gehen. Mein Reisegefährte erhielt den Bescheid, sich wieder ins Oesterreichische zurükk zu verfügen, mit der Empfehlung, daß ihn sein Kloster nicht strafen, sondern als einen reuigen Sünder wieder zu Gnaden annehmen würde. Meine Obern im Oesterreichischen würden mich, wenn ich in Italien zum Priester geweiht wäre, gewiß nach einigen Jahren

von selbst zurükkfordern, versicherte mich der Assistent aufs heiligste, und ich würde auf diese Art gewiß noch vergnügte Tage in meinem geistlichen Stande erleben. Da ich vom edlen Pabste keine Dispensation erlangt hatte, oder von der erlangten weder Gebrauch machen konnte noch wollte, so suchte ich wenigstens durch seine Gnade doch etwas in Rom selbst zu erlangen. Ich war jezt 22½ Jahr alt, und mußte 24 alt seyn — denn dieß sind die anni canonici — um zum Priester geweiht werden zu können. Ich ließ daher eine neue Bittschrift überreichen, worin ich um Dispensation von einem Jahre bat, und zugleich um die Erlaubniß in Rom Reliquien sammeln zu dürfen. Diese doppelte Bitte wurde mir sogleich gewährt. Ich könnte gleich nach Empfang meines Bescheids die Priesterweihe in einem Kloster erhalten. Zur Erfüllung der zweiten Bitte, Reliquien zu kaufen, gehört bloß Geld, und eine solche Bitte um Erlaubniß dazu ist bloß ein Ding pro forma. Reliquien zu verkaufen ist einer der bedeutendsten Handelszweige in Rom.

Ich kaufte ein, so viel nur mein Geldbeutel es erlaubte z. B. Kreuzstükke von ziemlicher Größe, dieß sind Stükke von dem Kreuze, an welchem Christus gekreuzigt worden und gestorben ist, das Stükk zum Dukaten. Hier

heißt es wol mit Recht: der Glaube macht selig. Die gewöhnlichen Heiligen, und auch die Mutter Maria, wenn sie nicht in silbernen Kapseln eingefaßt ist, kann man das Stükk zum Gulden haben. Ich kaufte ein, es mußte nur so seyn, um, wenn ich einst in mein Vaterland zurükkäme, in Rom selbst gekaufte Sachen zu haben, aus welchen man in den katholischen Ländern so viel macht.

Der Herr Assistent versorgte mich mit dem nöthigen Reisegelde, nebst dem erforderlichen geistlichen Pässen, ferner mit der Obedienz in Bologna zu bleiben, und mit vielen Empfehlungsschreiben an den P. Prior Christiani und einige Doktores und Professores Theologiá. Der Tag wie die Art und Weise unsrer Abreise war bereits bestimmt, es sollte mit Extrapost von dannen gehen und ging auch wirklich von dannen.

Das Weitere so wie den ganzen Fortlauf meiner Geschichte sollen meine lieben Leser im zweiten Theile erfahren; jezt erlauben Sie mir gütigst, mich meiner Patienten wegen von Ihnen auf einige Wochen verabschieden zu dürfen.

Ende des ersten Theils.

Anzeige der Drukkfehler, nebst einigen kleinen Zusätzen.

Anmerkung. Wegen zu großer Entfernung vom Drukkorte konnte ich die Korrektur dieses Buchs nicht selbst übernehmen, und es haben sich daher zu meinem nicht kleinen Mißvergnügen mehr Fehler eingeschlichen, als ich bei der mir zugesagten sorgfältigen Korrektur erwartet hätte. So weh es mir nun auch thut, meinen sämmtlichen geehrten Subscribenten mein Buch so vorführen zu müssen, so kann ich gleichwol hinterher nicht mehr thun, als was durch die hier angehängte Anzeige von Drukkfehlern geschieht. Die Folge der Kapitel ist auch nicht regelmäßig beobachtet, weil z. B. das zweite Kapitel an den Rand geschrieben war, und dieß vom Setzer und Korrektor übersehen wurde. Ich will gern thun, was in meiner Gewalt steht, und alles wieder gut zu machen suchen; werden Sie nur dießmal nicht böse, meine Damen und Herrn, die Sie mich hier lesen. Sie sollen dafür im zweiten Theile weniger über Drukkfehler und Unordnung zu klagen Ursache finden.

Wollte ich nun recht pünktlich bei dieser Anzeige durchs ganze Buch zu Werke gehen, so müßte ich gleich Seite 3 Zeile 12 zeigen, daß statt: viel Angst, dastehen sollte: viele Angst, und Seite 5 Zeile 5 nicht: uuter, sondern: unter; aber dieser Arbeit wird man mich gewiß gern überheben. Es ist ja überdieß weltkundig genug, daß noch kein ganz drukkfehlerfreies Buch in deutscher Sprache, wenn es zum erstenmale gedrukkt wurde, vorhanden ist, wie sollte ich es denn wagen, ein Meisterstükk dieser Art zu Tage zu fördern? Nein, ich mag und will nun auch nicht geradezu der erste seyn; denn man würde ja mit Fingern auf mich hinweisen, und so etwas vermeidet jedes Menschenkind gern, wenn dieß sonst nur in seiner Gewalt steht. — Doch nun gleich zur Sache, wo etwas von Bedeutung aufs Reine zu bringen seyn mögte. Auf dem Titel lese man Katholiken statt des dastehenden Katholikken. Daß Seite 5 Zeile 8 von unten: um statt um's steht, übergehe ich mit Stillschweigen; aber daß Shandy in der untersten Zeile dieser Seite einen Buchstaben zu wenig hat und nur Sandy heißt, muß durchaus gerügt werden.

Seite 6 Zeile 6 habe man die Güte sich zwischen den Worten will auch ein mich zu ergänzen.

Im Verschen von Bürger muß das Wörtchen: nein einen Apostroph an seiner Spitze haben; denn es ist das abgekürzte: hinein, und statt Lalatum lese man Cacatum.

Seite 9 Zeile 4 lese man: als ein rechtes Kind.
- 10 Zeile 6 statt: nur verdiente, lese man: unverdiente.
- 13 Zeile 13 statt subluarische, lese man sublunarische.
- 17 Zeile 1 statt Deutschen l. m. Deutsches.
- 17 Zeile 6 von unten statt Minien l. m. Manen. Das sind, wie bekannt, die Seelen der Verstorbenen.
- 17 Z. 5 von unten. Das r, welches der Gott der Götter hier einbüßt, hat das über ihm stehende fürchterliche Wort zürnen gewaltsamer Weise an sich gerissen; ich bitte meine Leser, dieß r ein wenig tiefer zu rükken, damit der Vater der Götter und Menschen zu seiner vollen Buchstabenzahl gelanget.
- 17 Z. 2 von unten, verwandle man qui in quid.
- 18 Z. 6 statt Jüngling l. m. Zögling und Z. 9 statt Factum l. m. Fatum.
- 27 Z. 6 statt gewosen l. m. gewesen.

Seite 31 Z. 23 denke man sich nach den Worten: gebracht werden, einen völligen Absatz und schiebe ein:

Zweites Kapitel

Joseph Spenn in der öffentlichen Schule der Jesuiten.

Hier muß ich noch hinzufügen: Man geht zu den Jesuiten in die Schule, braucht aber deßhalb nicht bei ihnen zu wohnen, sondern kann noch ferner im elterlichen Hause bleiben, und das war bei mir der Fall, ich bitte sehr um Verzeihung, daß ich mich in dieser Stelle nicht deutlicher ausgedrükkt habe.

Seite 38 Zeile 8 statt Lector l. m. Rector.
" 39 Z. 9 statt Mideliqueten l. m. Midelinquenten.
" 42 Z. 18 statt Fratribus l. m. Patribus.
" 45 Z. 15 statt einen icht l. m. eine nicht.
" 56 Z. 10 statt spiritucalia l. m. spiritualia.
" 70 Z. 3 statt zu kommen l. m. kommen.
" 81 Z. 7 von unten nach den Worten: Vergnügen gewährte, ist folgender Zusatz einzuschalten: Von dieser Zeit an wurde dieß Ceremoniel von Joseph dem Zweiten gänzlich abgeschafft, wobei er sich so ausdrükkte.

„Eine solche Ehre gebühre einzig und allein dem allmächtigen Gott.“

Seite 91 Z. 18 statt Ernst l. m. Ekner.
- 93 Z. 17 statt Ostinger l. m. Ottinger.
- 100 Z. 1 von unten statt vier kleine l. m. zwei Weihen.
- 106 Z. 1 statt Obedenz l. m. Obedienz.
- 109 Z. 18 statt qui l. m. quid.
- 144 Z. 11 wird man wol selbst sehen, daß das äußerst unangenehme Ding, Krankheit genannt, einen Buchstaben zu wenig hat.
- 116 Z. 17 statt pelêmêle lese man pêle-mêle — doch auf solche Kleinigkeiten werde ich mich nicht ferner einlassen.
- 122 Z. 3 statt ab l. m. ad.
- 138 Z. 2 von unten statt Weisheit l. m. Weichheit.
- 148 Z. 15 statt erhielt l. m. enthielt.
- 149 Z. 3 statt Wildau l. m. immer Wildann.
- 166 Z. 4 statt Es sind l. m. Es fand.
- 191 Z. 19 statt ſancta lese man immer ſanta. Der Herr Corrector nehme es mir nicht übel, wenn ich hier rundaus bekenne, daß er kein Italienisch versteht; denn sonst würde er mein Santa nicht in sancta zu verbessern gesucht haben.

Seite 192 Zeile 10 von unten muß sancta wieder santa heißen.
" 192 Z. 6 von unten statt Sklav. l. m. Slavonien
" 193 Z. 1 statt Sancta l. m. Santa.
" 207 Z. 19 statt Sancta l. m. Santa, und ebendaselbst statt Fagence l. m. Fayence.
" 214 Z. 8 statt Ihnen l. m. ihnen.
" 218 Z. 3 statt Superior l. m. Subprior.

Spenns Lebensbeschreibung.

Zweiter Theil.

Sechstes Kapitel.

Ich gehe unverrichteter Sache wirklich von Rom zurükk.

Endlich, nachdem ich so glükklich gewesen bin alle meine folgsamen Patienten so ziemlich wieder zum Wohlseyn zurükkzuführen, kann ich auch ganz gewissensfrei das Vergnügen haben, mich mit meinen geehrten Lesern einmal wieder über mich selbst zu unterhalten. Variatio delectat murmelten schon die Alten und die Jungen — ja die kennen gar keinen Zaum und kein Gebiß mehr — die schreien dieß Sprichwort bereits über alle Straßen aus. Weil dem nun wirklich einmal in der Welt so ist, daß die Abwechselung Vergnügen gewährt, so will

ich es auch ehrlich hiermit bekennen, daß ich keinesweges in diesem Stükke eine Ausnahme von der Regel mache, sondern daß auch mich wie die gewöhnlichen Sterblichen eine Lust nach Variation anwandelt, und wäre diese wol nicht um desto verzeihlicher, um desto natürlicher wollte ich sagen? da ich über mich selbst reden darf, ja eigentlich muß, weil das Ding nun einmal angefangen ist, und demnach billigerweise glükklich geendet werden muß?

Nicht wahr, als ich mich von Ihnen verabschiedete, sollte es mit Extrapost von Rom zurükkgehen — Nun so hören Sie denn weiter: es ging wirklich von dannen. Wir, das heißt ich und mein Reisegefährte, den ich nolens volens nach dem Willen des Klosters mitnehmen mußte, und den ich wieder frei zu halten hatte, reis'ten am Tage vor Anton v. Padua, welches Fest in ganz Italien sehr hoch gefeiert wird, wirklich von dannen. Um einen andern Weg als den über Loretto zurükkzunehmen, beschloß ich durchs Gebürge zu reisen. Die Extraposten mit zwei Pferden, dergleichen ich jezt eine hatte, werden auf folgende Art fortgebracht. Auf dem einen Pferde ruht das Cabriolet, auf dem andern, was neben gespannt ist, reitet der Postillon. Wir kamen

glükklich nach Ronciglione, wo wir einige Stellen trafen, da der Geruch mephytischer Dünste fast unerträglich und höchst beschwerlich war. Von Rom bis hieher, eine Strekke von 35 italiänischen Meilen, ist fast alles ein bloßer kahler Anger und eine Gegend, die ganz von Menschen verlassen zu seyn scheint; nur einige, mit Gebüschen bewachsene Hügel, auf welchen Ziegen und Schafe weideten, erquikkten das Auge.

Da wir uns nirgends aufzuhalten Willens waren, so reis'ten wir immer vorwärts und kamen nun zunächst nach Viterbo. Diese Stadt soll 10000 Einwohner haben, auch werden in derselben viele Gewerbe betrieben. In Sienna wollten wir wieder zum erstenmale ordentlich ausruhen, und das geschah auch wirklich; wir kamen glükklich und wohlbehalten daselbst an, und hielten uns drei Tage in dem Augustinerkloster auf. Wir wurden sehr gut aufgenommen und konnten auf Veranstaltung des Klosters alles Sehenswerthe der Stadt in Augenschein nehmen. Die Gegend um Sienna herum ist reich an Maulbeerbäumen, um welche sich Reben von unglaublicher Größe und Dikke herumschlingen. Die Stadt selbst liegt sehr hoch in den Apenninen zwischen Hügeln,

welche mit Oelbäumen bepflanzt sind. An keinem andern Orte habe ich die italiänische Sprache so schön sprechen gehört als eben hier, am besten und zierlichsten auf dem Lande von den Bauern. Das glaubt vielleicht mancher nicht, und dennoch ist es wahr. Der hohen Lage verdankt die Stadt Sienna ihre kühlen Sommer, der Winter aber soll, wie uns versichert wurde, oft sehr strenge seyn, wenigstens für Italiener. Ihr Umfang wird auf eine deutsche Meile geschätzt, die Zahl der Einwohner soll sich auf 17000 belaufen. Sie ist ziemlich wohlgebauet, doch vermißt man darin die Portici oder Hallen um die Häuser, welche den Städten jenseits der Apenninen ein edles Ansehen und zugleich den Bewohnern einen kühlenden Schatten geben. Der öffentliche Platz ist schön und größer, als man solche Plätze in Italien zu finden pflegt. Er ist rund und in Gestalt einer hohlen Muschel angelegt, unten tiefer als an den Seiten. Die Domkirche ist ein sehr kostbares gothisches Gebäude von weißem und schwarzem Marmor. Der Fußboden ist von der größten Schönheit, er stellt in mosaischer Arbeit Geschichten aus der heiligen Schrift vor und ist beständig mit Brettern belegt. Wollen Fremde sich besehen, wofür sie allerdings ein beliebiges Geschenk zu

entrichten haben, so werden diese Bretter weggenommen, und der Fußboden erscheint dann in seiner ganzen Pracht.

Von Sienna gings gleich nach Florenz. Wir hatten sehr heiße Tage, so daß wir oft verschmachten zu müßen glaubten; allein die schönen Citronen und Apfelsinen gaben uns die nöthige Erfrischung. Wir kamen glükklich zu Florenz an und ließen uns nach dem Augustinerkloster zum heiligen Geiste weisen. Welche Pracht, man glaubt es kaum, kriegte ich hier sowohl im Innern als im Aeußern des Klosters zu sehen? — aber die Mönche waren — mit einem Worte gesagt — Libertiner im höchsten Grade, sie achteten ihren Klosterobern im mindesten nicht, so ein würdiger Mann er auch war, was mir einige Tage darauf der Großherzog Leopold selbst sagte, als ich die hohe Gnade genoß ihm vorgestellt zu werden. Die Stadt zählt 74000 Einwohner. Ihre Lage am Flusse Arno ist sehr schön, und die vier großen Brükken geben ihr ein erhabenes Ansehen, übrigens ist sie nicht durch und durch zum Besten gebauet. Die ganz massiven Häuser, die man in allen Städten Italiens antrifft, geben ihr gleichwol vor den Deutschen einen überwiegenden Vorzug; ob

gleich die Straßen dort enge und krumm sind. Ich entschloß mich in dieser schönen Stadt acht Tage zu bleiben, um alles Merkwürdige recht aufmerksam zu betrachten, und zugleich eine Gelegenheit zu erhalten, den Großherzog sprechen zu können. Das erste, was uns gezeigt wurde, war das großherzogliche Museum. Hier sahen wir eine sehr reiche und vollständige Sammlung von Merkwürdigkeiten aus allen Reichen der Natur. Wenn ich mich jetzt als Arzt noch an die anatomischen Präparate von Wachs erinnere, die mit höchsttäuschender Kunst gemacht sind, so bedaure ich nichts mehr, als daß nicht damals der Gedanke Arzt zu werden in meine Sele kam. Der großherzogliche Pallast war von edlem Ansehen und inwendig sehr prächtig; vorzüglich merkwürdig ist er durch die reiche Sammlung von Gemälden, die ich zwar ansah, aber leider! nicht zu würdigen wußte, unter allen fielen mir zwei am meisten auf, nämlich Martin Luther und seine Frau, sie sollen unbeschreiblich schön seyn. Hierauf wurden die Hauptkirchen der Ordnung nach besucht. Die mir am meisten gefielen sind die Kirche della annunciata, der Dom, die Kirche della santa croce oder zum heiligen Kreutze, in dieser Kirche sind drei großen Florentinern Denkmähler gesetzt worden, nämlich dem

Galiläi, Machiavelli und Michel Angelo Bonarota. Wäre es nöthig meine Leser mit dem ersten großen Manne, mit Galilei näher bekannt machen zu müßen? — Nein; aber doch noch so viel von ihm hier:

Galilei (Galiläus, Galiläi) ein sehr berühmter Mathematiker und Astronom, lebte von 1564 bis 1642, lehrte die Mathematik zu Pisa und Padua mit dem größten Beifalle, und machte viele sehr wichtige Entdeckkungen, durch die er sich ein unsterbliches Verdienst erworben hat. So sind z. B. die Thermometer und Mikroskope seine Erfindung. Er entdekkte ferner die Sonnenflekken, bemerkte, daß die nach uns zugekehrte Mondesfläche ungleich sey, und bildete besonders den Hauptsatz des kopernikalischen Systems aus: daß die Sonne im Mittelpunkte unsers Planetensystems stehe, und die Erde nebst den übrigen Planeten sich um sie drehe; allein der Pabst hielt diesen Satz für gefährlich, weil er der heiligen Schrift zu widersprechen schien. Der große Galilei wurde daher in Verhaft genommen, und konnte nur durch einen feierlichen Widerruf, den er seiner eigenen Ueberzeugung zuwider leisten mußte, der ihm als Irrlehrer gedroheten Strafe entgehen.

Zweimal ward er vor die Inquisition in Rom gefordert. Das zweitemal saß er lange gefangen, und in größter Ungewißheit wegen seines Schikksals; endlich gab man ihn unter der Bedingung frei, daß er nicht aus dem Herzogthum Florenz weichen sollte.

Er lebte nach seiner letzten Gefangenschaft auf seinem Landhause zu Arcetri, verlor sein Gesicht und genoß in den letzten Jahren bis an seinen Tod die Gesellschaft des Viviani, der nachher sein Leben beschrieb, und seinen Namen nie anders als mit dem Zusatze zu unterzeichnen pflegte: Schüler des Galilei. Die größten Beschützer des Galilei waren, wie er selbst so oft rühmt, die Mediceer in Florenz. Johann von Medici zeichnete sich, als Adel und Bürger um die Oberherrschaft kämpften, durch Mäßigung und Klugheit allgemein aus. Er that keiner Parthei weh. Sein Sohn Kosmus wurde noch berühmter, und dessen Enkel Lorenzo gleichfalls. Der letzte vorzüglich zog die aufgeklärtesten Männer seiner Zeit zu sich, und lebte mit ihnen in der engsten Freundschaft. Ueberhaupt gehörten alle Mediceer zu den mächtigsten Beförderern und wohlthätigsten Beschützern der Wissenschaften und Künste, welche durch die Barbarei der

finstern Jahrhunderte niedergedrükkt, durch sie aus der Dunkelheit hervorgezogen, und aufs neue belebt wurden. Durch sie wurde Florenz der Mittelpunkt alles Wissenswürdigen, und ein Sammelplatz der besten Köpfe der damaligen Zeit.

Die Kirche des heiligen Laurentius in Florenz ist berühmt wegen der Grabmähler der Medicis. In der Sakristei, wo sie liegen, sind zwei Gräber mit schönen Bildsäulen, die aber zum Theil noch nicht ganz vollendet waren. Halt! rief hier einer meiner Freunde, denen ich mein Manuscript vorlas, Sie haben da dem Publikum eine sehr gute Auskunft über Galiläi gegeben, und nun fahren Sie gleich in Ihrer Geschichte weiter fort? Wollten Sie bei dieser Gelegenheit nun nicht auch noch ein Wörtchen von Machiavelli und Michel Angelo hinzusetzen? Ich dächte, was dem einen recht ist, wäre auch dem andern billig; da nun die übrigen Freunde mit ihm übereinstimmten, so schaltete ich noch folgendes ein:

1. Nicolaus Machiavelli war in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts Staatssecretär in Florenz, wurde beschuldigt an einer Verschwörung gegen die Mediceer Antheil ge-

nommen zu haben, erlangte aber, nachdem seine Unschuld an den Tag gekommen war, die Freiheit wieder, und schrieb mehrere Bücher, worunter der Principe oder Fürst das meiste Aufsehen erregte und ihn in den Ruf eines äußerst boshaften und heimtückischen Menschen brachte. Allein so gefährlich und verabscheuungswürdig auch immer die Grundsätze seyn mögen, deren Befolgung Machiavelli den Königen und Fürsten anräth, so würde man doch sehr irren, wenn man sie auf die Rechnung seines bösen Willens, Andern damit zu schaden, setzen wollte. Machiavell hatte tiefe Einsichten in die Staatskunst, und besaß keine gemeine Menschenkenntniß. Die Päbste überzeugten sich bald, daß es dem Machiavell mit der Ausarbeitung seines Principe kein wahrer Ernst gewesen sey, und verboten deßwegen das Buch als ketzerisch. Daß der große König von Preußen, Friedrich der Zweite, eine Widerlegung des Machiavell geschrieben hat, ist hinlänglich bekannt.

Da ich nun einmal in die kleinen Biographien, ich weiß selbst nicht wie, so hineingerathen bin, so muß ich

2. Auch noch ein Wörtchen von dem großen Maler sagen. Michael Angelo Bonaro-

ta oder Buonarota, ein Sohn Ludovici Buonaroti Simoni, wurde 1474 unweit Arezzo geboren. Er war gleich groß als Maler, Bildhauer und Baumeister, welchen Künsten er sich von seiner frühsten Jugend an leidenschaftlich ergab, ob ihn gleich sein Vater oft mit Schlägen davon abzuhalten versuchte. Er hat viel für die Mediceer zu Florenz und für mehrere Päbste gearbeitet. Dabei hat er sich in den innerlichen Unruhen, die sich 1527 zu Florenz erhoben, als einen großen Freund der Freiheit gezeigt, und den Posten eines Hauptes der Ingenieurs behauptet. Seine Feinde, welche zu seinem Nachtheile die Alten hervorzogen, beschämte er vortrefflich. Er vergrub einen Cupido von sich, nachdem er ihm einen Arm abgebrochen hatte; man findet die Statüe und zweifelt keinen Augenblikk, daß sie ein altes Kunstwerk sey. Michael Angelo macht sich zu aller Verwunderung anheischig, den fehlenden Arm zu ergänzen, und es zeigt sich, daß die Statüe von niemand anders als von ihm herrührt.

Nun zurükk auf Florenz. Zu der Kirche des heiligen Laurentius gehört eine schöne Bibliothek, die Bücher sind alle mit Ketten an Tischen befestigt, auf welche man sie indeß

doch sehr bequem hinlegen kann. Die Kirche del Battisterio ist von edler Bauart, rund und auf korinthischen Säulen ruhend. Die Tradition sagt, daß es ein alter Tempel des Mars gewesen sey. Am fünften Tage meines Aufenthalts in Florenz äußerte ich den Wunsch den Großherzog Leopold als meinen Landsmann sprechen zu können, ob ich gleich bei ihm im Grunde gar nichts zu sucheu hatte; mir war es blos an der Ehre gelegen, diesen menschenfreundlichen Herrn in Florenz selbst einmal in der Nähe zu sehen und zu sprechen. Ich glaubte diesen großen aufgeklärten Mann sprechen zu können würde mit sehr vielen Schwierigkeiten verbunden seyn; allein man versicherte mich sogleich vom Gegentheil, indem er jeden, reich oder arm, vornehm oder gering, der ihn zu sprechen wünschte, zu sich ließe. Da er von Wien nach Florenz kam, so konnte es nicht fehlen, wie man leicht denken kann, daß unter seinen Hofleuten auch Wiener waren, von welchen ich denn wol auch einen und den andern kannte. Ich suchte so lange bis ich endlich einen Bekannten fand, der mir versprach schon dafür zu sorgen, daß ich am andern Morgen um 8 Uhr das Glükk haben sollte Leopolden den Menschenfreund wirklich zu sprechen. Er hielt Wort, und ich war von den an diesem

Tage zur Audienz Aufgezeichneten der Vierte. Als die Reihe mich traf, wurde ich in ein kleines sehr zierlich möblirtes Kabinet eingelassen, in welchem sich der aufgeklärte, weise, menschenfreundliche Regent unter Büchern und Schriften befand. Er stand auf, kam mir liebreich entgegen und that nun Fragen über Fragen an mich z. B. Wo kommen Sie her? Jetzt von Rom zurükk, war meine Antwort, aber ich bin ursprünglich von Wien, und da ich gerade in Florenz bin, so konnte ich meinem Herzen die süße Befriedigung nicht versagen das Glükk zu genießen Ew. Königl. Hoheit zu sprechen, damit ich mich bei meiner Zurükkunft in Wien noch desselben freuen und meinen Freunden dieß mittheilen kann.

Warum haben Sie eine Reise nach Rom gemacht?

Ich suchte von dem Orden, in welchen ich zu jung und zu leichtsinnig eingetreten bin, durch den Mund eines Ganganelli dispensirt zu werden; aber es wollte leider! nicht so gehen, wie ich hoffte.

Er. Lieber junger Mann, ich bedaure Sie von Herzen! Es kann seyn, daß Ihnen

von der Vorsicht ein langes Leben beschieden ist, glauben Sie nicht, daß Sie doch künftig in ihrem Orden, obgleich die meisten Mönche Taugenichtse und Ignoranten sind, noch zufriedene und vergnügte Stunden erleben können? — ich denke wol, Sie sollen einmal sehen.

Ich. Ew. Königl. Hoheit halten zu Gnaden, ich glaube nie in diesem oder irgend einem andern Mönchsorden glükklich werden zu können. Er unterhielt sich mit mir wol eine halbe Stunde über so manche Dinge vorzüglich über Religionsangelegenheiten, über Mißbräuche der Klöster, und daß man als katholischer Geistlicher doch viel Gutes stiften könnte, wenn man nur mit Vorsicht und Klugheit zu Werke ginge, wenn man etwas rechts gelernt hätte und redlich fortstudirte. Er gab mir dabei so manche weise Lebensregel, und schien es mit mir so überaus väterlich zu meinen, nur glaube ich jetzt ihn damals doch nicht in allen Stükken ganz verstanden zu haben. Er fragte mich auch, wo ich hier logire, und wie lange ich noch in Florenz zu bleiben dächte, und ob mich die Müßiggänger, die Mönche doch wenigstens in der Stadt herumführten, und mir die merkwürdigsten Sachen zeigten. Ich

antwortete, daß ich im Kloster zum heiligen Geist logire, daß ich noch drei Tage hier zu bleiben dächte, und daß ich von Seiten des Klosters umhergeführt würde. So im Kloster zum heiligen Geist logiren Sie, erwiederte der Großherzog, ach das sind schlechte Menschen und noch schlechtere Priester! Wenn Sie zurükkommen, so grüßen Sie den würdigen Klosterobern von mir, und melden Sie ihm, daß das Sündenmaaß seiner Mönche bald voll und ich gezwungen seyn würde das Kloster aufzuheben und die Mönche aus meinem Staate zu verjagen. Ich kann nicht läugnen, daß mich diese Worte in das größte Erstaunen versetzten, weil ich damals noch nie gehört oder gelesen hatte, daß ein weltlicher Regent das Recht und die Gewalt hätte Klöster aufzuheben. Er gab mir zuletzt noch einige vortreffliche Lehren, wies mich zur Geduld und entließ mich äußerst gnädig. O es war ein vortrefflicher Mann! dieser Großherzog und nachmaliger Kaiser, ob er gleich in seiner zweyten höhern Würde durch Umstände genöthiget wurde sich weniger als den an Geist und Herz gleich großen Mann überall zeigen zu können.

Den Kennern und Freunden der Regentengeschichte kann ich hier über Leopold nichts

neues sagen, nicht einmal woran erinnern, da es die Geschichte unsrer Zeit ist; nur einen ganz kleinen Abriß der Regierungsgeschichte jener beiden großen Brüder, die ich persönlich zu kennen das Glükk hatte, hier noch hinzuwerfen ist vielleicht nicht ganz außer der Ordnung: Joseph II seit 1763 als Sohn Franz I und der Maria Theresia war bis zum Tode seiner Mutter (1780) Mitregent der österreichischen Monarchie. Als Alleinregent fing Joseph an seinen Entwurf auszuführen, die durch besondere Gesetze, Freiheiten und eigenthümliche Einrichtungen verschiedenen Provinzen des österreichischen Staats unter eine allgemeine monokratische Verwaltung zu bringen und zugleich die Kultur ihrer Einwohner zu erhöhen. Er hob daher verschiedene Freiheiten der einzelnen Provinzen auf, verordnete eine allgemeine Verträglichkeit in Religionssachen, schränkte die Gewalt des Pabstes ein, hob viele Klöster und andere Auswüchse der religiösen Aberglaubens, als Wallfahrten, Processionen, Winkelandachten, Bilderverehrung u. s. w. auf, verbesserte überhaupt dadurch den katholischen Gottesdienst und schrieb den Geistlichen eine zwekkmäßigere Beobachtung ihrer Bestimmung vor u. s. w. Pabst Pius VI. kam zwar nach Wien um den Kaiser zu erschüttern, aber vergeblich,

Die Niederländer lehnten sich mit gewaffneter Hand wider seine Verfügungen auf; auch konnte er seine Absicht, Baiern einzutauschen, nicht erreichen, und den Krieg gegen die Türken, den er 1788 unerwartet anfing, nicht glükklich führen.

Leopold II. seit 1790 des Vorigen Bruder, vorhin Großherzog von Toskana, wurde bald von dem Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm II., durch die Convention zu Reichenbach bewogen mit den Türken Frieden zu schließen. Darauf konnte er erst die Niederlande zum Gehorsam zwingen, mußte aber auch viele von Josephs Verordnungen in kirchlichen und politischen Sachen widerrufen. Nachdem die französische Nation seit 1788 gleichfalls angefangen hatte, einige religiöse und politische Einrichtungen und Misbräuche ihres Landes abzuändern, diesem zu Folge die Herrschaft des Pabstes in Frankreich, das Mönchswesen und andere Mißbräuche aufhob; auch eine zwekkmäßigere Eintheilung ihres Reichs machte, aber dadurch auch die Besitzungen, welche einige deutsche Reichsstände bisher noch in Frankreich hatten, einzog, und da jene Stände die Entschädigungen, welche man ihnen anbot, nicht annehmen wollten, sondern den Kaiser und das

Reich um Schutz baten, und da auch die Franzosen ihren eigenen König, Ludwig XVI., des Kaisers Schwager, weil derselbe nicht allen Neuerungen beistimmen wollte, hart behandelten, so schloß Leopold mit dem Könige von Preußen eine Uebereinkunft zu Pillnitz 1791 mit Hülfe andrer Mächte, die Revolution in Frankreich zu unterdrükken, starb aber schon im folgenden Jahre gewiß für alle die, welche ihn näher zu kennen das Glükk hatten, viel zu früh. Wer weiß, was Leopold noch kirchlich gezeigt hätte, wenn er nicht politisch vor der Hand gehindert wäre, er dachte wenigstens eben so aufgeklärt als sein großer Bruder Joseph. Genug hiervon, ich komme auf mich selbst zurükk.

Als ich wieder ins Kloster kam, war alles neugierig, was ich mit dem Großherzoge als mit meinem Landsmann wol alles gesprochen hätte? Ich machte kein Geheimniß aus dieser gehabten Unterredung, und erzählte wörtlich wieder, was gesprochen worden war. Wir gingen zu Tische, während wir aßen, kam ein Hoffourier vom Großherzog in den Speisesaal, suchte mich auf, und überbrachte mir 24 Stükk Dukaten mit den Worten: Seine Königl. Hoheit wüßten wol

daß zu meiner Reise viel Geld erfordert würde, Sie überschükkten mir daher eine kleine Beihülfe, wodurch ich mir meine Reise einigermaaßen erleichtern mögte. Die Mönche kukkten einander an, und niemand war mit dieser menschenfreundlichen Handlung des Großherzogs zufrieden, ausgenommen der würdige Obere des Klosters, der sich sichtlich darüber freuete. Die sämmtlichen Pfaffen schienen neidisch darauf zu seyn, und wünschten sich dieß Geschenk selbst, weil sie es zur Unterhaltung ihrer Weiber und Mädchen besser brauchen zu können glaubten. Noch besah ich manches in Florenz und war nun ernstlich auf meine Abreise bedacht. Am letzten Tage sah ich etwas von ganz eigener Art, und gewiß etwas sehr Erfreuliches, etwas, das der Menschheit vor vielen tausend andern Dingen wahre Ehre macht. Es fiel ein Ziegeldekker von seinem Gerüste und blieb halbtodt liegen. Viele Menschen kamen zusammen gelaufen, allein auch nicht einer darunter machte Anstalt zur Rettung des Unglükklichen, und zwar aus dem Grunde, wie man mir sagte, weil man nicht wüßte, wohin er gehörte. Ich blieb stehen und wunderte mich, mein Herz schwamm in Thränen; aber kaum war eine Viertelstunde verlaufen, so kamen vier Män-

ner in Masken mit einem Tragsessel, luden den Verunglükkten auf und trugen ihn in das schöne Hospital. Dieß alles, was ich jetzt sahe, fiel mir so sehr auf, daß ich meine Verwunderung darüber laut zu erkennen gab, worauf ich als äußerst wohlthuende Auskunft folgendes erfuhr. Es herrscht in Florenz schon seit den Zeiten seiner Freiheit her ein menschenfreundlicher Gebrauch, der dieser Stadt gewiß die größte Ehre macht. Eine gewisse Gesellschaft, welche la società della misericordia heißt, und immer aus vielen Mitgliedern von allen Ständen besteht, macht es sich zur Pflicht die Armen und Hülfsbedürftigen in der Stadt zu unterstützen. Die Kranken werden, je nachdem wie es die Umstände erfordern, entweder ins schöne Hospital gebracht oder in ihren Häusern verpflegt. Jeder, den ein außerordentliches Unglükk trifft, kann mit Gewißheit auf die Wohlthätigkeit dieser Gesellschaft rechnen. So oft diese società della misericordia versammelt, oder wenn ein plötzlicher Fall der Hülfsleistung verschiedene Mitglieder zusammenführt, so erscheinen sie jederzeit in Larven, theils aus Bescheidenheit sich zu verhüllen, theils damit der vornehmere und reichere Menschenfreundlichkeitsbruder den geringern und

kirmern durch seine bessere Kleidung nicht beschäme. Auch ganz unaufgefordert bieten sie Hülfe jedem, welcher derselben bedarf. Wird ein Dürftiger durch irgend einen Fall beschädigt, so fällt er der Gesellschaft, auch wenn er nie von ihr gehört hätte, in die Hände. Eben dieß, was mich hier in Florenz so sehr in Erstaunen setzte, hatte ich hinterher auch in mehrern Städten Italiens zu bemerken Gelegenheit, vorzüglich in Bologna, wo ich mich beinahe zwei Jahre aufhielt. Nach diesem Bologna, meine Leser, haben Sie die Güte mich jetzt wieder zu begleiten. Ungern reis'te ich von Florenz ab, weil mir die Stadt selbst recht sehr gefiel. Eben so war ich mit der dortigen Lebensart, einem Mitteldinge vom Deutschen und Italienischen, sehr zufrieden, und hatte überdieß schon herzlichen Umgang mit einigen Bekannten aus Wien. Die Postpferde kamen an, und nun reis'te ich mit meinem in Rom wieder gefundenen Gefährten glükklich nach Bologna ab. Wir kamen gleich nach Tische da an, man nahm uns mit Auszeichnung auf; sobald ich dem Klosterobern meine Obedienz vorzeigte, freuete er sich recht sehr, daß der P. Assistent Schmalfuß seine Bitte hätte Statt finden lassen, und mich gerade in sein Kloster geschikkt hätte.

Siebentes Kapitel.

Ich lebe jetzt in Bologna, und werde da ein ordentlicher Priester.

Das Kloster hieß zum heiligen Jakob, und ist eins der schönsten Gebäude, die ich je gesehen habe. Es besteht aus drei Vierekken ohne die Nebengebäude. Es waren damals über hundert Mönche. Mir wurde sogleich eine Stube angewiesen, wie auch meinem Reisegefährten, der die Erlaubniß hatte sich hier noch drei Tage zu verweilen. Diese Zeit benutzte ich zur Anfertigung verschiedener Briefe, die er mit nach Wien nehmen sollte an meine Eltern, an meine Geliebte u. s. w. Meinen Eltern meldete ich meine ganze Verhandlung in Rom, und bat zugleich, daß sie die von mir gemachten Schulden bezahlen und für meinen bequemern Aufenthalt in Bologna durch Geldunterstützung gütigst sorgen mögten. Dem lieben Mädchen meldete ich, daß meine Reise nach Rom ohne allen Nutzen gewesen wäre, und daß ich so bald nicht nach Wien zurückkommen könnte. Nach Verlauf dieser drei Tage, die

ich in stiller Einsamkeit verlebte, nahm mein Freund von mir und vom ganzen Kloster Abschied und reis'te zu Fuß zurükk nach Oesterreich. Ich habe ihn nie wieder gesehen, er ist gestorben und zwar an der Auszehrung, ob er gleich, wie er mich verließ, ein baumstarker Kerl war.

Nun mußte ich mich an diesem meinem jezigen Bestimmungsorte einrichten. Das erste war, daß ich mir die italienische Sprache zu eigen zu machen suchte. Es wird leider! in Bologna selbst das schlechteste Italienische gesprochen, ja so schlecht, daß die gebornen Italiener von Rom u. s. w. wenn sie hierher versezt werden, die Sprache nicht einmal verstehen. Ich lernte diese Sprache in wenigen Monaten sprechen, viel Feineres hatte ich mir schon vorher gemerkt, nun das Bücherstudium dazu und eine tägliche Uebung im Sprechen, das mußte wol helfen.

Außerdem studirte ich denn hier nun mit vollem Ernste die Theologia speculativa — eigentlich müßte ich sagen, um zu zeigen, daß ich noch ordentlich dekliniren kann, die Theologiam speculativam; aber das ist nicht mehr Mode, und ich will auch nicht so ganz

unmodig seyn: Man sagt jetzt das Pädagogium, des Pädagogiums, dem Pädagogium u. s. w. kurz man deklinirt die fremden Wörter gar nicht oder formt alles deutsch, ich unterwerfe mich dem strengen Gebrauche, denn usus est tyrannus, und mich gegen den obzulehnen dazu fühle ich mich viel zu schwach. Ich könnte sogar die neue Mode hier in Schutz nehmen und zeigen, daß es in den halbdeutsch- und halblateinischen Zusammensetzungen nicht einmal rathsam ist zu dekliniren, weil vieles, strenge genommen, nicht mit einander übereinstimmt, sehe ich z. B. auf das Urwort studere, so muß ich wider Kukkukshohle den Dativ darauf folgen lassen und sagen: studebam theologiae speculativae — Nun genug, sonst mögte man Horazens Ausspruch auf mich anwenden Vid. primam satyram am Ende:

Iam satis est: ne me Crispini scrinia lippi
Compilasse putes, verbum non amplius addam.
„Doch nun genug! sonst
Denkst du, ich habe Krispins des Schlemmers Schränke geplündert.") —

unter dem Herrn Professor Magister Biccini und Magister Regens P. Augustini.

Man lebt in Italien ein sehr freies Leben, wie in Rom, so in Bologna. Jeder Mönch hatte entweder ein Mädchen oder eine Frau, mit welcher er auf dem vertrautesten Fuße lebte, wenn er dabey nur immer hübsch für den anständigen Unterhalt seiner Geliebten sorgte. Mönche, Priester und Clerici verlassen in der Regel täglich Nachmittags um vier Uhr das Kloster um spatzieren zu gehen und kehren vor 8 Uhr nicht wieder zurükk, welche vier Stunden der gröbsten und feinsten Sinnlichkeit geopfert werden. Da ich ein Deutscher war, so flohen mich die übrigen und nahmen mich nicht mit auf ihre Spatziergänge, obgleich der Klosterobere es täglich befahl. Wer mich gerade mitnehmen sollte, blieb lieber für dasmal zu Hause. Dieser Haß gegen mich rührte wohl hauptsächlich daher, weil es Verschiedene versucht hatten, mich zum Laster der Selbstbeflekkung, welches hier sehr im Schwange zu gehen schien, zu verführen, und ich diese Buben mit entsetzlicher Wuth zurükkgestoßen hatte.

So brachte ich hier fast ein Vierteljahr zu, ohne daß ich das Kloster verließ. Meine Beschäftigung war mein genanntes

Studium, auch bereitete ich mich vor, um zum Diakonus und Priester geweiht werden zu können, was denn auch wirklich geschah.

Folgender Auftritt gab meiner klösterlichen Einsamkeit mit einemmale eine andere Wendung. Ein sehr lustiger junger Priester kam eines Morgens auf meine Stube und rief mir zu: Deutscher, du mußt mit mir weggehen um bey den Carmeliten Messe zu lesen. Ich erstaunte und zog mich an, um ihn zu begleiten. Wir gingen, lasen die Messe, und da wir fertig waren, sagte er zu mir, daß wir nun irgendwo frühstükken wollten. Ich war zu allem bereit. Wir gingen durch einige Straßen, kamen endlich an einen großen Pallast, gingen hinein, die Treppe hinauf und traten in ein Zimmer, welches ich für ein fürstliches Logis hielt. Die Stuben, die ich hier sah, waren alle mit Seidenzeuge ausgeschlagen und mein Gefährte war so dreist, als ob er hier zu Hause gehörte. Er warf, mir nichts dir nichts, den Mantel ab und verschwand. Ich stutzte, ich staunte und konnte noch nicht zur Besinnung, folglich auch nicht zum Errathen kommen, wo ich wol eigentlich seyn mögte, als verschiedene Erfrischungen herein-

gebracht wurden und mit ihnen zugleich ein sehr schönes — ei was, das ist nicht der rechte Ausdrukk, den ein solcher Eindrukk hervorbringen muß, o Genius der deutschen Sprache! laß mich ihn finden, du siehst ja, wie sehr ich darnach ample — doch sieh da, hier habe ich ihn: ein Wunderschönes Mädchen. Sey bedankt, Genius aller Geniusse! und habe nur die Güte mir mein ample statt ringe nicht vorzurükken als etwas zu triviales oder gemeines, ich will dir dafür nicht wieder lästig fallen — Mädchen hereintrat, was bestimmt zu seyn schien mich in der Zwischenzeit zu unterhalten. Ich trank meine Schokolade, ein Glas Limonade hinterher und bekümmerte mich nicht weiter um meinen Confrater, ich dachte er wird schon kommen, wenn es Zeit ist. Nachgerade ging mir ein Licht auf und zwar durch die Unterhaltung mit der Schönen, die so gesprächig, so vertraulich, so — na hier fehlts mir wieder am rechten Worte, ja so — zuvorkommend wurde, und zuletzt, da ich den Engel noch immer nicht ganz zu verstehen schien, so verständlich und so handgreiflich, daß ich ein Heuochse — so sagt man hier zu Lande — hätte seyn müssen, um nicht zu verstehen, welche pretia affectionis mir zu

Gebote standen. Ich wikkelte mich so gut als möglich heraus, und tröstete das liebe Kind damit, daß ich bald einmal wiederkommen, und mich dann einer zärtlichen Umarmung freuen würde. Siehe da, so geht's, es war mein fester Vorsatz, hier wie die Katze um den Brei herum zu gehen, und nun habe ich doch ohne alle Blume geplaudert. Nach Verlauf von zwei Stunden kam mein Confrater, warf seinen Mantel wieder um, wir empfahlen uns der Gesellschaft und gingen zu Hause. Auf dem Rükkwege sprachen wir von ganz gleichgültigen Dingen, kurz von mancherlei nur nicht von dem Hause, wo wir gewesen waren, und was das für ein Haus sey. Kaum war ich wieder auf meiner Stube, so kam ein Confrater und fragte: Deutscher, wo bist du mit Z** gewesen? Ganz ruhig antwortete ich: bei den Carmeliten und habe Messe gelesen. Er sah mir scharf ins gesicht, da ich aber immer bei meiner ernsthaften Miene blieb, so verließ er stillschweigend meine Stube. Nicht lange darauf kam ein Zweiter und that dieselbe Frage an mich, worauf ich wieder bei derselben Antwort blieb. Ein dritter war gleich dahinterher; nun wurde mir das Ding zu bunt. Ich fertigte diesen ab wie die ersten,

so auch den folgenden Vierten. Ich merkte jezt, wozu das geschah: man wollte mich auf die Probe stellen, ob ich auch wol schweigen könnte. Dieß verdroß mich, und der fünfte, welcher gleich hierauf bei mir erschien, mußte für seinen Vorwitz büßen. Er kam erst mit derselben Frage, die ich sehr ernsthaft beantwortete, er wollte noch tiefer in mich dringen, dieß verdroß mich so, daß ich ihn beim Arm kriegte, und unter vielen italienischen Flüchen, die ich doch auch schon als ein Produkt meines Aufenthalts in Italien erbeutet hatte, aus der Stube warf. Nun hatte ich Friede, ja, was noch mehr ist, ich verschaffte mir sogar von jezt an eigentlichen Respekt; denn es ist nun einmal so schnurrig in dieser Welt, daß manche Leute erst sehr unsanft behandelt seyn wollen, ehe sie den nöthigen Respekt bei sich gegen diesen und jenen fühlen.

Von diesem Augenblikk an wurde meine traurige Lage in Bologna viel besser, und ich muß es offenherzig gestehen, daß ich hier, im Ganzen genommen, recht sehr viele vergnügte und glückliche Tage verlebte. So wie mich vorher alle Mönche dieses Klosters verabscheueten und keiner mit zu seinen Spa=

ziergängen nehmen wollte, so wünschte nun jeder, nachdem ich meine Probe so glükklich und mannhaft bestanden hatte, mich zu seinem Begleiter zu haben. Es ist gewöhnlich, daß die jungen Leute, welche paarweise gehen müssen, wenn sie eben aus dem Kloster herausgehen, sich sogleich von einander trennen, worauf dann jeder seinen beliebigen Weg wählt. Um aber am Ende wieder paarweise ins Kloster zurükkehren zu können, bestellt man sich an einen gewissen Ort zum unausbleiblichen Zusammentreffen. Wird nur dieß Rendez-vous pünktlich beobachtet, so geht alles übrige gut. Ich machte alles mit, und meine Verschwiegenheit erwarb mir die Liebe und das Zutrauen aller Mönche. Ich hatte von jezt an die schönste Gelegenheit mich in Bologna recht umzusehen, was ich denn auch wirklich that. Bologna ist sehr alt. Da man hinlängliche Beschreibungen davon hat, so will ich nur manches berühren, sonst könnte ich Bogen darüber ausfüllen. Bologna (Bononia) gilt nach Rom für die beste Stadt im Kirchenstaate, sie zählte damals an 70000 Einwohner und jezt gibt man 76000 an. Die Angabe der Einwohner weicht nicht nur in Geographien, die zehn Jahre aus einander sind, sondern sogar auch in den gleich-

zeitigen der vorzüglichsten Kompendienschreiber gar sehr von einander ab — doch dieß ist ein Umstand, bei dem ich mich hier nicht verweilen darf. Die Portici oder Hallen unter den Häusern sind zum Theil hoch und ansehnlich; aber im Ganzen ist die Stadt schlecht gebauet. Sie hat bis jetzt noch schätzbare Freiheiten; die geistlichen Angelegenheiten stehen unter dem Erzbischofe, zu dessen Sprengel sechs Bischöfe Italiens gehören: Der Erzbischof zu meiner Zeit hieß Malwetzi. Dem päbstlichen Legaten, welcher immer Kardinal ist, und dem Vicelegaten, welcher nach ihm der zweite ist, steht ein Collegium von 50 Senatoren zur Seite, wovon immer einer den Titel: Gonfaloniere führt, welchen er nach zwei Monaten einem seiner Kollegen überlassen muß.

Es darf kein festes Schloß in Bologna angelegt werden. Die Stadt ernennt einen Beisitzer in dem päbstlichen höchsten Tribunal, welches die Rota heißt. Sie hält einen Botschafter in Rom: Die Güter der Bürger dürfen nicht confisquirt oder eingezogen werden. Auch prägt Bologna Münze mit der Unterschrift: Libertas oder Freiheit. Nun, meine Herrn Leser, hätte ich Ihnen wohl schon genug von den Merkwürdigkeiten der Stadt Bo-

logna erzählt, sollte ich denn aber hier gar nichts für Sie haben, meine Damen Leserinnen? — Doch eben besinne ich mich, etwas hat Bologna, wovon viele unter Ihnen große Freundinnen sind, nämlich kleine allerliebste Hunde, die auch ausdrücklich Bologneser heißen. Lassen Sie es sich nicht als Schwäche anrechnen, daß Sie diese Thierchen in Affection genommen haben; denn es sind und bleiben recht niedliche Thiere und verdienen schon, es sey in Deutschland oder Italien, vor manchen ihrer Mithunderacen einen beträchtlichen Vorzug. Nun muß ich Sie gleich sammt und sonders in Bologna herumführen und Ihnen wenigstens das Merkwürdige zeigen, was ich zu sehen kriegte.

Das erste, was ich zu sehen wünschte, und auch wirklich sah, war das große, im Jahre 1712 vom Grafen Marsigli gestiftete, von Clemens dem elften, und Benedikt dem Vierzehnten, auch vielen Privatpersonen reich beschenkte Institut für die Wissenschaften und schönen Künste, specula genannt; es nimmt ein ungeheures Gebäude ein, in welchem 45 Zimmer, darunter viele Säle sind, einen reichern Vorrath an Hülfsmitteln für jede Wissenschaft und Kunst enthalten, als ich je ver-

eint gesehen habe. Man versicherte mich, daß das Naturalienkabinet nicht nur einen sehr großen Reichthum der Naturprodukte in allen ihren Reichen und Abtheilungen, sondern auch besonders schöne Exemplare, vorzüglich im Steinreiche enthalte. Die Bibliothek hat 122000 Bände, die zahlreichen und schätzbaren Manuscripte nicht mit gerechnet, die ein ganzes Zimmer einnehmen. Es sind auch in einigen Zimmern, welche dem Unterrichte gewidmet sind, noch besondere kleine Bibliotheken für jede Wissenschaft. Das berühmte anatomische Institut ist groß und mit allen Theilen des menschlichen Leibes, welche täuschend in Wachs nachgemacht sind, versehen.

In dem öffentlichen Pallaste wohnt der Kardinal-Legat und der jedesmalige Gonfaloniere. Hier ist eine schöne Bildergallerie. Ueberhaupt hat Bologna einen unsterblichen Ruhm durch die großen Meister erlangt, welche Epoche in ihrer Kunst machten.

Es sind jetzt in Bologna 250 Kirchen ohne die Confraternitäts-Kapellen, und es ist keine Kirche, in welcher nicht einige der schönsten Gemälde von den allergrößten Künstlern zu finden wären. Da in Bologna so viele

Kirchen sind, so ist auch beinahe täglich in einer ein Fest, daher denn auch täglich die schönste Musik zu hören ist. Da ich selbst musikalisch war, so fand ich mich, anstatt schlechte Häuser zu besuchen, jedesmal in einer Kirche, in welcher Musik aufgeführt wurde, ein, wohnte immer der Vesper, die gewöhnlich 3 bis 4 Stunden dauert, bei und machte mir so den italienischen Geschmakk von Musik fast ganz eigen. Unter den vielen Kirchen, die ich besuchte, verdienen folgende besonders angeführt zu werden:

Die Kirche del santissimo Salvatore ist von äußerst schöner Bauart. Das Schiff ruht auf sehr großen korinthischen Säulen. Da die Kirche ganz weiß ist, so ist sie heller als gewöhnlich die Kirchen Italiens sind.

Die Kirche, welche nach dem heil. Dominicus genannt wird, enthält seine Leiche in einem Grabe, das mit einem prächtigen Monument von weißem Marmor geschmükkt ist; sein Kopf aber befindet sich in einem schönen silbernen Behältnisse, und wird bei großen Procesſionen öffentlich umhergetragen, wobei den auf den Knieen liegenden Menschen der Segen ertheilt wird.

In dieser Kirche wurde mir ein Gemälde gezeigt, welches die sterbende Maria vorstellt. Ich habe von Gemälden nichts verstanden, aber so viel ist gewiß, daß ich dergleichen nie wieder gesehen habe. Auch liegen hier Taddeo Pepoli, Ludwig Carraci, Guido Renni, und der Graf Marsigli, Stifter der Specula, begraben.

Eine Viertelstunde von der Stadt steht auf einem Hügel, von dem man die ganze Stadt und die Gegend umher übersehen kann, das schöne Kloster Sant Michele in Bosco, zu welchem ein anmuthiger Weg führt. Es soll auf diesem Hügel ehemals ein Götzentempel gestanden haben.

Die Kirche dei Mendicanti di Dentro ist vorzüglich reich an den schönsten Gemälden. Auch ging ich öfters nach dem Kloster, welches la ſanta Madonna di Luca heißt; hier befindet sich ein wunderthätiges Bild, von dem die einfältigen Menschen glauben, daß es der heil. Lucas gemalt habe, daher denn die Wunderkraft desselben den Leichtgläubigen um so leichter begreiflich seyn mag. Die Kirche ist prächtig und von edler Baukunst, sie liegt auf einem Hügel, eine kleine Stunde von der Stadt;

längs des Weges läuft ein breiter, auf der einen Seite mit Pfeilern gestützter Hallengang, welcher, wie die Kirche blos von dem Ertrage milder Beisteuern, sowol von einzelnen Personen als auch Zünften und Gemeinden erbauet worden ist. Das heilige Bild ist von rohen Zeiten, und fast wie die meisten für wunderthätig gehaltenen Bilder, schwarz vom Dampfe der Lichter.

In der Kirche des heil. Petronius ist eine Mittagslinie gezogen, welche mit weissem Marmor eingefaßt ist. Der Strahl fällt durch eine oben in der Kirche angebrachte kleine Oeffnung. Man kann also auf eine sehr bequeme Art den Meridian der Sonne und des Mondes hier nehmen. Kurz, alles was nur sehenswerth war, habe ich nicht unterlassen zu betrachten.

Nachdem ich zum Priester geweihet worden war, und die erste Messe ganz in der Stille, ohne allen Prunk gelesen hatte, so stand es mir frei, ein ganzes Vierteljahr für mich die Messe zu lesen, und den Ertrag davon in meine Tasche fließen zu lassen, um aber dem Kloster nicht beschwerlich zu fallen, bat ich um die Erlaubniß, eine Reise zu Lande und

zur See machen zu dürfen. So bald ich von meinen Eltern Briefe und Wechsel erhalten hatte, machte ich Anstalten zur Abreise. Ich wollte von Bologna aus nach Mailand, Livorno und Genua, und von da wollte ich, wenn es der Vorsehung gefällig wäre, nach Neapel und Venedig, und so wieder zurükk nach Bologna. Den 9ten September trat ich meine Reise an, und ging über Parma, Piacenza, Lodi, u. s. w. in welchen Städten ich mich jedoch nicht aufhielt, weil ich meine Reise beschleunigen wollte, und so erreichte ich glükklich Mailand. In Mailand hielt ich mich etwa fünf Tage in dem Kloster auf. Man rechnet 140,000 Einwohner in der Stadt. Was mir am meisten auffiel, war die Domkirche; sie ist von einer ungeheuern Größe, und nach der Peterskirche in Rom, und nach der Paulskirche in London, die größte in Europa. Die Schätze der Kirche sind von unsäglichem Werthe; Silber, Gold, Perlen, Edelgesteine machen sie dem Hause Loretto so ziemlich gleich. Was mich am meisten interessirte waren zwei silberne Statüen von Ambrosius und Carolus Borromeus, zwei großen und heiligen Männern, welche Wohlthäter des Landes und der ganzen Menschheit waren. Man freut sich beim Anblikk solcher Statüen, wenn man hi-

storisch weiß, daß es wirklich gute Menschen waren, denen sie errichtet wurden.

Von Mailand reiste ich nach Livorno, von da ich mich der See überließ, und so wohlbehalten in Genua ankam. Hier zwang mich die Noth in einem Capuciner-Kloster vorzusprechen, um daselbst ein Nachtquartier zu finden, weil es schon zu spät war mein Kloster in der Stadt aufzusuchen. Ich wurde freundschaftlich aufgenommen, und mir wurde alles zu meiner Bequemlichkeit gereicht; nachdem ich das Abendessen eingenommen hatte, ging ich zu Bette, welches etwa um halb 10 Uhr seyn konnte. Hier sahe ich eine schauerliche Begebenheit: ich erwachte um etwa halb 12 Uhr, mich überfiel in meinem Bette eine große Angst, ich warf mich von einer Seite zur andern, als die Uhr auf dem Gange ¾ auf 12 schlug, hörte ich ganz leise daselbst jemand gehen, der bis zu meiner Stube kam, horchte, und ganz langsam wieder weg ging, dieß geschah dreimal. Der Angstschweiß brach bei mir aus. Auf einmal erblikkte ich ein ungewöhnliches Licht, ich sprang aus dem Bette, lief ans Fenster, um zu sehen, was das Licht zu bedeuten habe; allein wie sehr wurde ich erschüttert, als ich eine Procession sah, wo die Mönche paarweise

mit angezündeten Lichtern gingen; zulezt kam ein Mönch mit einem Crucifix in der Hand, neben ihm ging einer, welcher vermuthlich sein Beichtvater war, und diesem folgte ein Laienbruder mit einem großen Beile. Es wurde gebetet, der Mönch knieete nieder, legte seinen Kopf auf einen Pfahl, und in einem Nu war der Kopf vom Rumpfe. Eine Stimme sagte die Worte: Oremus pro fideli defuncto, laßt uns für einen gläubigen Verstorbenen beten. Nach einem kurzen Gebete wurden die Lichter ausgelöscht, und alles war stille. Es schlug 12 Uhr, und da diese Mönche um diese Zeit zum Chor gehen mußten, so wurde auf dem Thurme das Zeichen mit der Klokke gegeben, und diejenigen, welche kurz vorher ihren Bruder ums Leben brachten, wollten dieß bei Gott mit ihrem Lippengepläre wieder gut machen. Die Begebenheit war so schrekklich und abscheulich, daß ich jezt noch zuweilen denke oder wünsche, es möchte ein Traum gewesen seyn; allein ich wachte ja, wie am hellen Tage, und hatte keine Ruhe mehr an diesem Orte, sondern wünschte, daß es Tag werden möchte, damit ich das Kloster ohne Abschied zu nehmen, verlassen könnte. Dieß geschah denn auch, sobald der Tag angebrochen war, verließ ich diesen Ort des Entsezens, und ging in mein Augustiner-

kloster, in welchem ich die ganze Geschichte erzählte. Man sagte mir, daß das, was ich gesehen hätte, vielleicht in allen Ländern, in welchen Söhne des heil. Franciscus hausten, üblich wäre, indem sie das jus Gladii, das heißt, die Gewalt über Leben und Tod ihrer Mitbrüder hätten. Ich hielt mich in Genua noch einige Tage auf, und besah alles, was merkwürdig war; da indessen viele Reisebeschreibungen voll von Genua sind, so glaube ich, das, was ich gesehen habe, mit Stillschweigen übergehen zu können. Da ich noch weiter zu Wasser zu reisen Willens war, so wandte ich mich an den Kapitain eines Kauffarteischiffs, akkordirte mit ihm, und machte nun die Reise bis Neapel.

Ich habe unterwegens alles ausgehalten, was man zur See auszuhalten hat, ob wir gleich keinen heftigen Sturm hatten; auch habe ich von der Seekrankheit nichts gelitten, denn mein Arzt in Bologna hatte mich ein Mittel gelehrt dieselbe zu vermeiden. 1) Sollte ich mich so lange als möglich auf dem Verdekke aufhalten. 2) Nie Mangel haben an Citronen und Apfelsinen. 3) Sollte ich etwas in einem bleiernen Behältnisse, um den Hals hangend, auf der Brust- und Magenge-

gend tragen, und nie von mir legen. Dieß that ich; und ich habe die Reise nach Neapel und von da zurükk nach Venedig gemacht, ohne im geringsten seekrank zu werden. Was man bei einer solchen Seereise auszuhalten hat, läßt sich nicht beschreiben, ob ich gleich alle Bequemlichkeiten bei dem Schiffskapitain genoß.

Von Genua gings nach Neapel, in welcher Stadt ich mich nicht länger als 6 Tage aufhalten konnte, weil ein Schiff, welches nach Venedig reisen wollte, täglich im Begriff war abzusegeln, so bald der Wind günstig würde. Was ich in diesen 6 Tagen gesehen habe, schränkt sich auf Folgendes ein: Unmittelbar an der Stadt steht gegen Mitternacht auf einer Anhöhe das Königl. Schloß, Capo di monte; es war zur Residenz der Könige bestimmt. Die Theatiner-Kirche des heil. Paulus steht auf einer Stelle, wo ehemals ein Tempel des Castor und Pollux stand. Die Hauptkirche ist dem heiligen Januarius gewidmet, sie ist mehr prächtig, als schön. Hier sah' ich in einer gläsernen Flasche eine rothe Masse aufbewahrt, (und o Tempora! o mores! dieß alles existirt noch heute im Tage und muß seinen Aufzug machen. Wer sollte das denken, wenn man an die französischen Intermezzos

denkt?) von welcher man vorgibt, es sey das Blut des heiligen Januarius. Man sagte mir, daß dieß Blut zweimal des Jahrs in der Hand des Erzbischoffs durch ein Wunder flüßig werde. Mundus vult decipi, ergo decipiatur heißt es hier mit Recht. Vermuthlich ist es eine solche Composition, welche durch die Wärme der Hand des Erzbischoffs in Bewegung gesetzt und flüssig gemacht wird. Nach Verlauf von 6 Tagen schiffte ich mich ein, und ohne große Gefahr — einige Stürme ausgenommen — kamen wir glükklich in Venedig an.

Nur noch ein Wort von Neapel: Die Gegend um die Stadt her hat sehr viel eigenes und anziehendes. Diese Stadt mit ihrer ganzen umliegenden Gegend ist so schön, daß selbst der Neapolitaner, welcher doch diese Schönheiten täglich genießen kann, andern zuruft: Vedi Napoli e po'mori! „Sieh Neapel und dann stirb!" besser aber ist es zu sagen: Vedere Napoli e poi vivere oder: man muß Neapel sehen, um dann erst recht zu leben! Ich würde zu weitläuftig werden müssen, wenn ich alles das Schöne schildern wollte, was ich theils in Neapel selbst, theils in der Gegend umher, so weit ich kam, gesehen habe. Bertola soll noch einmal sprechen, weil ich fest überzeugt

bin, daß er mit seinen Schilderungen nie ermüdet.

Bertola an den Abbate Angelo Vecchi.

Portici, den 20ten Februar 1781.

Eh' ich mich zu Portici niederließ, hatte ich daselbst einige Herbstwochen zugebracht, aber niemals war mir das vor Augen gekommen, was ich heute hier gesehen habe. Man muß sich zu allen Jahreszeiten hier aufhalten und zu allen Stunden des Tages beobachten; man muß hier zuweilen das Meer aus den Augen verlieren, um es hernach desto lieber zu gewinnen; man muß die Beschwerlichkeiten und Gefahren der Lavaströme ertragen, wenn man die seltsamsten Aussichten genießen und sich aller Ansichten und aller Farben dieses bezaubernden Horizontes bemächtigen will. Ob Sie ihn gleich sehr oft betrachtet haben, so besorge ich dennoch, mein lieber Freund, daß Sie nicht Gelegenheit genug gehabt haben, ihn hinreichend zu untersuchen. Voll der lachendsten Ideen, die ich hier gesammelt habe, theile ich Ihnen heute dieselben mit, denn Sie haben Ihr feines Gefühl für die Schönheiten

der Natur in Theokrits glücklichem Vaterlande gestärkt und erweitert.

Der Aufgang der Sonne ist überall schön aber hier gewiß schöner als irgendwo. Ich weiß nicht ob Sie jemahls die ersten Strahlen der Sonne überrascht haben, wenn sie hinter dem Vesuv hervorbrechen. Der Rauch desselben nimmt nach und nach so verschiedene und reizende, den Regenbogen weit übertreffende Farben an; gegen über werden die sich sanft bewegenden Wellen des Meeres immer leuchtender, und nach und nach springen das ungeheure Neapel, die Inseln, die Berge, die Hügel, welche den Golfo umgränzen, gleichsam wie aus einer Höhle hervor, die sie einschließt, und prangen hie und da auf verschiedene Weise, je nachdem sie mehr oder minder gegen Morgen gelegen sind. Der Gipfel des Vesuvs gleicht, wenn die Sonne sichtbar geworden ist, einer Feuersbrunst, und die Sonne scheint gleichsam auf den untern Enden ihrer Strahlen zu ruhen; indem sie sich auf dem Rücken des Berges verbreitet, bilden sich hin und her bewegende, kleine vergoldete Nebel und endlich öfnet sich das liebliche, vom stärksten Lichte glänzende Theater der unten liegenden Küste. Sie würden sagen, die Sonne

komme einzig und allein aus diesem Crater hervor, so sehr pranget sie, so gut unterscheidet das Auge alle Gegenstände, die sie daselbst hervor führt, und so verschieden, neu und täuschend sind diese Gegenstände. Haben Sie auf jenes Schauspiel geachtet, welches die von der Sonne beleichteten Bäume darbieten, wenn ein Lüftchen ihre Blätter bewegt? Oft habe ich gesehen, wie sich die Ausländer verwunderten, wenn sie diese von der Sonne so beleuchteten und vom Winde so bewegten Blätter, wie Edelsteine glänzen sahen. Ich erinnere mich unter andern eines enthusiastischen Dänen, der sich in den Kopf gesetzt hatte, in dieser Luft ein sehr scharfes Gesicht, welches er verlohren hatte, wieder erlangt zu haben, und daher die feinsten Wirkungen des Lichts zu unterscheiden, wie ihm dies eines Tags begegnete. Ich hatte Mühe, ihn zu überreden, daß das schärfste Auge in seinem Vaterlande Finland *) niemals etwas ähnliches würde haben sehen können, und daß die eisenfarbige Asche des Vesuvs das Grüne mit einem leichten Schleyer bedeckt, der unter Begünstigung der Sonne und des Windes so leuchtend und helle erscheint.

---

*) Bertola muß kein großer Geograph seyn.

Ihre Augen haben von diesen Hügeln weit und breit umher gesehen, aber wenn Sie dieselben ein wenig über diese Hügel hinaus hätten schweifen lassen, so würden Sie noch neue Entdeckungen gemacht haben. Ich bin auf die meinigen so stolz, daß ich mir zuweilen ein Colombo oder ein Coock zu seyn einbilde. Wenn man zwischen Portici und Arso hinaufsteigt, so zeigt sich eine Gegend, die man in der That einen kleinen, aber unnachahmlichen englischen Garten nennen kann. Nach einem langen, angenehmen und steilen Fußsteig, längst dem hin und wieder Heidelbeersträuche gepflanzt sind, und von dem man den Crater sehen kann, steigt man durch einen kurzen und leichten Abhang zu einem Vogelheerd, oder einer kleinen Wiese hinab, welche eigentlich ein großes liebliches Kräuter- und Blumenbeet ist und von einer wilden Rosenhecke launigt genug eingeschlossen ist. Von hier aus gelangt man durch eine Treppe von dreißig Stufen in ein sehr dichtes Wäldchen, welches man ein Labyrinth nennen könnte. Wenn man einige Zeit in der angenehmen Kühle desselben herumgewandert hat, befindet man sich daselbst auf einem Hügelchen, das steil und abschüssig auf ein steinigtes und von frischer Lava schwarzes Thal stößt. Dieses Hügelchen ist mit wohlriechenden Kräutern und

mit einigen Wacholderstauden bedeckt. Das Auge übersieht von hier aus in der Nähe die Höhe des Vesuvs und beherrscht ohne einiges Hinderniß ganz Neapel, die Hügel, die Berge, das Meer und die Inseln. Der grüne Strich Landes, welcher von dem Hügel aus sich in das Meer erstreckt, macht die Farbe desselben noch auffallender, und der Contrast einer stufenweise so lieblichen und lächelnden Gegend mit dem Schrecklichen des darunter liegenden Thals, ist sehr lebhaft. Man glaubt sich hier größer als alle andere Menschen zu seyn, wie es jenem so vorkam, als er den Homer las. Man hat die Natur rings um sich her ganz offen und vor sich in Reihen gestellt, hier fürchterlich und erhaben, dort groß und schön, hier dunkel und melancholisch, dort lachend und liebenswürdig. Wie große und welche Empfindungen auf einmal! Wenn man schon von hohen und wohl gelegenen Balkons die nämliche Aussicht hat, so hat man jedoch nie eine so lebhafte, so lange und so verwickelte Täuschung.

Es giebt hier noch andere Hügel und Fußsteige, wo das Schauspiel nicht so groß, aber doch vielleicht nicht weniger angenehm ist. Wenn dort die Seiten der Hügel, oder

die Gruppen der Bäume und Hecken dem Blicke einen Theil des Craters entziehen, so finden sich doch hier viele Stellen, wo der davon übrig bleibende Theil bedeckt ist, welche man, wenn man wollte, in eine schöne Zeichnung bringen könnte, weil bald die ganze Ansicht der Stadt, bald eine Strecke des mit Barken besäeten Meeres, bald Pausilippo, bald Procida und Ischia, bald Capri, bald Sorrent allein darauf erscheinen. Um dieß Gemälde noch mahlerischer zu machen, so hangen unter diesen so abgerissenen Stücken, ich möchte fast sagen, wie ein großes Zelt, Gruppen von Wolken von seltsammer Simmetrie in den Formen und der Abstufung der Farben, und wenn zuweilen noch der Wind die Blätter bewegt, so erweitert sich das Gemählde nach und nach, und er erdreistet sich es angenehm zu unterbrechen.

Die am Meere liegenden Gärten sind Ihnen gewiß recht gut bekannt, aber ich werde von denen in meinen Augen weit schönern Feldern sprechen. Ich durchstreiche sie auf Wegen, die den Pflanzern allein bekannt, einen großen Theil des Jahres mit wohlriechenden Gewächsen besäet sind, und ein angenehmes Gemische von Land und Wasser haben. Die Wellen schlagen nahe bey denselben schäumend

an, aber doch nicht so verwegen, daß sie bis zu den Spaziergänger reichen sollten. Bald setze ich mich unter kreutzweis geflochtenen Aesten, und indem ich von hier aus das Meer nicht sehe, wird mir sein Brausen desto angenehmer! Bald gehe ich weiter vorwärts an den Rand einiger Stellen, von denen sich der Molo und die Barken von Granatello von der besten Seite darstellen. Bald stehe ich auf einer kleinen Anhöhe stille, und beobachte den sonderbaren Contrast, den das grüne und lachende Pausilippo, und demselben gegen über der dunkle und grausenvolle Vesuv dem Auge und den Gedanken darbieten.

Nicht selten zerstreut die unerwartete Erscheinung eines Schiffes im Hintergrunde des Golfo meine ländliche Beobachtungen und belebt zu gleicher Zeit mein Vergnügen; ich bilde mir ein, den Weg, den es nimmt, zu messen und zu untersuchen. Ein andermal genieße ich des Vergnügens andere Schiffe in den Hafen einlaufen zu sehen und die unzähligen, im Golfo in verschiedenen Weiten von einander stehenden Fischerkähne gewähren auch ihrer Seits einen angenehmen Anblick. Auf diesen geheimen Pfaden, auf diesen einsamen Höhen hört man deutlich das Rollen der Kut-

schen und die Fußtritte der Leute, welche auf den Straßen zu Portici herumwandern. Dieses Geräusch, das Wogen des Meeres, die Arbeit der Fischer, der Rauch des Vulcans haben ein besonderes Gepräge von Leben und Thätigkeit und beleben das einsame Feld ungemein, das mit der Zeit, so schön es auch ist, dennoch einförmig werden würde, eben so wie die reizendsten und artigsten Beschreibungen ländlicher Gegenden auf die Länge ermüden, wenn sie nicht mit empfindenden Wesen belebt sind. Die Geßnerischen, welche nie ermüden, begleiten mich immer auf diesen Spaziergängen.

An diesem lieblichen Ufer rufe ich seine Hirten und unter nie verblühenden Blumen betrachte ich sie, und leite ihre Schritte. Diese Gegenden sollten die Menschen des goldenen Zeitalters bewohnen, und wenn er mit himmlischem Pinsel einen schönen Hügel lieblich schildert, so sage ich, warum liebte Geßner nicht die Sandbänke und das Meer der Sirenen?

Ich sage Ihnen nicht, daß diese Schönheiten und diese Vergnügen hier in der gegenwärtigen Jahrszeit herrschen, ich werde Ih-

nen aber allerdings sagen, daß die Monate, in welchen Gräser und Blumen lachen, hier nicht den Namen der Wintermonate verdienen, auch ist Portici niemals so schön als anjetzt. Wenn die Nordwünde ihm zuweilen einen Besuch machen, so ist das nur auf sehr kurze Zeit, und welche Vortheile gewähren diese nicht anderer Seits, vorzüglich die fühlbarste Stärke der Gesundheit und den reinsten Himmel. Man geht längs dem Meere an der Sonne spatzieren, die erquickt und nicht beschwerlich fällt, und die umher liegenden Prospekte entfalten sich sehr lieblich wie der Himmel ist, und gleichsam erhaben. Aber wissen sie wohl, daß, wenn ich mich anjetzt auf diese Hügel begebe, ich blühende Mandel- und Kirschbäume und die seltensten Kräuter im stärksten Wuchse und voller Saft antreffe? Wissen sie wohl, daß indem ich auf Pfaden wandele, die mit weissen Blümchen und Veilchen eingefaßt sind, ich in den Hecken die ersten Keime der Vegetation entdecke? Diese Lauigkeit der Luft, dieses Lächeln der Natur in einer an andern Orten so verdrießlichen und unangenehmen Jahreszeit, ist doch warlich köstlich. Die Vergleichung, welche man ganz natürlich zwischen den Klimas anstellt, verdoppelt mein Vergnügen; aber noch mehr erhöhen dasselbe die fei-

nen Beobachtungen und die nachdrucksvolle energische Beredsamkeit meines lieben und beständigen Begleiters auf diesen Spatziergängen. Vielleicht würde mir ohne ihn Portici nicht so lieb seyn, so wie jenem Alten der Anblick und der Lauf der Gestirne nicht schön war, wenn er niemand bey sich hatte, dem er sagen konnte: Siehe! Wie viel verdanke ich nicht dem Herzen der weisen Philosophie des Herrn Winspear! Wenn werden Sie doch einmal wiederkommen, diese schöne Gegenden zu besehen, und hier wenigstens auf einige Tage das Vergnügen genießen, sich Selbstdritter in unserer Gesellschaft zu befinden? Ich werde Ihnen eine Freude mit Versen von der Art machen, welche das Glück gehabt hat, Ihren Beyfall zu erhalten und mein Freund wird Ihnen dieselbe durch Erzählung solcher schönen Sachen machen, die er so gut zu sagen versteht, daß ich nicht weiß, ob ich sie lieber sagen, oder anhören möchte. Sie, mit der Englischen Litteratur ganz bekannt, werden bey Herr Winspear auch hierin Befriedigung finden, und wenn es Ihnen beliebt, so werde ich Ihren Thomson in Gesellschaft meines Geßners mit auf unsere Spatziergänge nehmen.

Hier in Venedig kehrte ich wieder in meinem Kloster ad S. Stephanum ein, und wurde noch etwas besser als das erstemal bewirthet. Da meine Zeit sehr eingeschränkt war, und ich wieder nach Bologna zurükk mußte, so hielt ich mich nicht lange auf; versprach jedoch zum großen Carneval wieder nach Venedig zu kommen; nach zwei Tagen reiste ich zu Schiffe zurükk.

Meine Brüder im Kloster empfingen mich mit offenen Armen, und freuten sich, daß ich so glükklich meine Reise zurükkgelegt hätte. Von dieser Zeit an lebte ich mit den Mönchen auf dem besten Fuße, ja ich würde nie zu denen in meinem Vaterlande zurükkgekehrt seyn, wenn meine Eltern mich nicht mit so vielen Briefen überhäuft hätten, in denen sie mich dringend baten, daß ich wieder zurükkkehren möchte. Der natürliche Hang zum Vaterlande, und die Liebe zu den Eltern bestimmten mich dahin, daß ich in Rom bei dem Ordensgeneral um die Erlaubniß anhielt, in mein Vaterland zurükkzukehren. Ob ich nun gleich diese Erlaubniß erhielt, so sah es im Grunde doch der P. Assistent Schmalfuß und der General nicht gern, daß ich Italien verlassen wollte; sie sahen ein, daß meine Umstände dadurch

nicht verbessert, sondern verschlimmert werden würden, man müßte mich zwar in der österreichischen Provinz aufnehmen; ich würde aber doch an allen Orten Verfolgung zu erwarten haben, und so würde mein Mißvergnügen in dem Orden zu bleiben nicht aufhören. Man machte mir von Rom aus dringende Vorstellung, und mein P. Prior, Magister Christiani wurde zuletzt ordentlich böse, daß ich Bologna und sein Kloster verlassen wollte; allein mein Vorsatz blieb fest. Ich schrieb an den Provincial nach Oesterreich, und ersuchte ihn, mich wieder anzunehmen. Es dauerte auch nicht lange, so erhielt ich von ihm einen Brief voll Zärtlichkeit, worin er mir unter andern versprach, daß er mich in ein mir gewiß angenehmes Kloster versetzen wolle, und er hielt Wort, denn bald nachher bekam ich ein anderes Schreiben mit der Versicherung, daß er mich in dem Kloster der Stadt Baden, zwei Meilen von Wien, wo das berühmte Schwefelbad ist, welches jährlich von vielen tausend Menschen besucht wird, und wo er selbst seinen Wohnsitz hatte, anstellen würde; aber gerade dieses Kloster war für die ganze übrige Zeit meines Klosterlebens mein Verderben. Sobald ich meine Obedienz von meinen Obern, und Geld von meinen Eltern erhalten hatte, so wurde der Tag zur Ab-

reise festgesetzt. Mit Vergnügen und mit Thränen denke ich noch oft an den Augenblikk, da, als ich schon im Wagen saß und in Begriff war abzufahren, sich einige 70 junge Mönche herzu drängten, um mir zum letztenmale die Hand zu reichen. Gott lasse es allen denen, die noch leben, wohl gehen!

Ich reiste ab, und kam glükklich zum drittenmale nach Venedig, wo ich mich bis in die 4te Woche aufhielt. Die ganze Zeit meines Hierseyns wohnte ich in meinem Kloster, und da es eben die große Carnevalszeit war, so sah ich hier eine große Menge Narren, deren Possen ich en Masque auch mitmachte. Das kleine Carneval dauert nur 5 Tage, und wird von Christi Himmelfahrt an gerechnet.

Die Merkwürdigkeiten Venedigs, welche ich zu beobachten Gelegenheit hatte, sind folgende: Das erste war das Inquisitionsgericht, worauf man mich aufmerksam machte; es hat jedoch wenig Macht. Es besteht aus dem päbstlichen Nuntius, dem Erzbischof von Venedig, dem Inquisitor und drei weltlichen Räthen. Es erkennt nicht in Fällen einer Gotteslästerung, hat auch nicht die Censur der Bücher. Was mir am meisten auffiel, war der

Doge; dieser Mann hat fürstliche Ehre, jedoch nur in seinem Pallaste und im Rathe. Man sagt von ihm: er ist ein König in Purpur, Rathsher im Rathe, und ein Gefangener in der Stadt, außer derselben aber ein Privatmann. Auf seine Wahl und sonstigen Verhältnisse will ich mich nicht einlassen, weil dieselben in verschiedenen Schriften schon bemerkt sind. Der Pallast des Doge ist ganz unbedeutend, an demselben sind unten und auf den Gängen verschiedene Löwenköpfe von Marmor angebracht, in deren Rachen heimliche Anklagen geworfen werden. Hinter jedem derselben befindet sich ein Kästchen, zu welchem die Staatsinquisitoren die Schlüssel haben; unter den Löwenköpfen steht es geschrieben, welche Art von Verbrechen in jedem gerügt werden sollen. Der Platz des heil. Marcus, welcher eigentlich aus einem großen, und aus einem kleinern besteht, gibt dieser Stadt eine seltene Schönheit, und ist als der Schönste in Europa bekannt. Außer der Oper gab es hier vier Schauspielhäuser, welche mir manche angenehme Unterhaltung gewährten. Der Marcusplatz und der neue große Kai am Meere werden oft von Marktschreiern, Luftspringern, Gauklern und Leuten besucht, die Lieder mit lebhaften Gesticulationen hersingen. Mir wur-

de im Vertrauen gesagt, daß die Regierung dergleichen Leute heimlich besolde, um das Volk bei guter Laune zu erhalten, welches mir jedoch nicht recht einleuchten will.

Das schönste, was ich in Venedig gesehen habe, war das Arsenal, in demselben arbeiten täglich 2800 Menschen, es stehen daselbst 18 Linienschiffe und 6 Fregatten, jedes unter seinem eigenen Dache. Auch ist in demselben das prächtige Schiff Bucentauro aufbewahrt, auf welchem der Doge am Himmelfahrtstage, in Begleitung der Herrn der Signoria, und der fremden Gesandten, die bekannte Fahrt auf das Meer macht.

Nachdem nun die Carnevalzeit verflossen, und am Aschermittwoche die Narren in Betbrüder und Betschwestern verwandelt waren, machte auch ich Anstalten zu meiner Abreise nach Wien. Ich fand bald ein Schiff auf, welches nach Triest wollte; und zwei Tage nach dem Aschermittwoche, fuhr ich nachmittags um 4 Uhr mit günstigem Winde ab, und schon am andern Tage liefen wir glücklich in den Hafen zu Triest ein. Hier hielt ich mich zwei Tage auf, dann fuhr ich mit Extrapost

bis in das erste Kloster in Laibach, der Haupt-stadt in Krain.

Achtes Kapitel.

Ich bin wieder auf deutschem Grund und Boden.

Hier gieng mit mir eine gänzliche Metamorphose vor: die Haare wurden mir nach Landessitte vom Kopfe abgeschoren, und zugleich wurde ich in einen zwekkmäßigen Habit eingekleidet. Es war mir in diesen Augenblikken zu Muthe, als ob mir mit den abgeschornen Haaren meine ganze Zufriedenheit wiederum geraubt worden wäre.

Ich hielt mich hier noch einige Tage auf, und reiste dann nach meinem Bestimmungsorte Baden ab. Bei meiner Ankunft daselbst traf ich den Provincial und die übrigen Klosterobern am Quadrilletische; ich übergab meine Obedienz, und der Provincial übergab mich dem Prior, vermuthlich mit einer geheimen Instruction, wie er sich anfänglich gegen mich zu verhalten habe. Ich wurde gefragt, ob ich

meine Eltern in Wien schon besucht hätte, und da ich diese Frage mit Nein beantwortete, so wurde mir gerathen solches je eher je lieber zu thun. Ich machte mich also nach einigen Tagen auf den Weg; und da ich in beinahe zwei Jahren kein Wort deutsch gesprochen hatte, und mir die italienische Sprache so geläufig wie meine Muttersprache geworden war, so freuete ich mich besonders auf Unterredungen mit meinem Vater, der das Italienische ziemlich gut sprach.

So wie bei der Rükkehr des verlohrnen Sohnes in der Bibel zu seinem Vater ein großes Gastmahl veranstaltet wurde, so wurden auch bei meiner Ankunft im väterlichen Hause die nächsten Freunde zusammenberufen, und 4 Tage wurden in großer Freude durchlebt, nach welchen ich wieder zu meinem Kloster in Baden zurükkehrte.

Kaum war ich hier wieder angekommen, als ich die Weisung erhielt, Beichtvater zu werden, und mich zn diesem Amte bestens vorzubereiten; zu diesem Ende studierte ich Tag und Nacht die Kasuistik, und da ich glaubte alles hieher gehörende leisten zu können, so meldete ich mich zum Examen. Bei dieser Ge=

legenheit erfuhr ich die erste Chicane: ich mußte nach Wien reisen, und mich in dem Kloster von vier Examinatoren tentiren lassen, damit ich alsdann zu dem Consistorialexamen gelassen, und so von dem Bischoffe znm Beichtvater gemacht würde. Jeder dieser Examinatoren examinirte mich beinahe drei Stunden. Das Ende dieser meiner Prüfung war, daß sie mich abwiesen, vermuthlich weil sie glaubten, daß man ohne ihren Unterricht die Kasuistik nicht begreifen könnte. Ich reiste also unverrichteter Sache wieder zurükk jedoch mit dem festen Vorsatze mich nie wieder examiniren zu lassen. Allein nach ungefähr anderthalb Jahren ließ mich eines Tages der P. Provincial vor sich fordern, und kündigte mir an, daß ich mich zum Examen anschikken möchte; ich erklärte aber dießmal ganz frei, daß ich nie Beichtvater werden wollte. Diese Antwort nahm er sehr übel, und sagte mir zugleich, daß er Mittel genug in Händen habe mich dazu zu zwingen. Ich suchte mich endlich damit zu entschuldigen, daß ich seit der Zeit meines ersten Examens gar nicht mehr studirt, und also jetzt mehr zu befürchten hätte als bei der ersten Prüfung; doch dies alles half mir nichts: ich mußte zum zweitenmale nach Wien, wurde examinirt und für fähig befunden, darauf dem

Consistorio vorgestellt, und kehrte hierauf als Beichtvater ins Kloster nach Baden zurükk.

Ich habe schon erwähnt, daß in diesem Städtchen ein Schwefelbad befindlich ist, in welchem viele tausend Menschen Hülfe suchten, und diese oft auch fanden; da nun in jedem Sommer hier — ich möchte sagen, aus allen Theilen der Welt — Fremde ankamen, um das Bad zu gebrauchen: so konnte es nicht fehlen, daß auch mit unter ein Vater mit seiner hübschen Tochter, eine Dame mit wohlgebildeten Kammermädchen sich einfinden mußten, und kann man es mir verargen, wenn auch ich nicht unempfindlich gegen das schöne Geschlecht blieb? War es nicht vielmehr sehr natürlich, wenn auch ich mit hübschen Mädchen sprach, und spatzieren gieng, da ich hierin nur dem Beispiele der übrigen Mönche folgte? Ich ward indessen hierdurch bald zum Stein des Anstoßes, weil ich vielleicht dieses zu öffentlich und ungescheuet that; deßhalb wurde ich denn auch bald der Gegenstand des Neides und Hasses der ältern Geistlichen; sie flisterten dem Prior zu, was ich that und nicht that, und legten auch meine besten Handlungen schief aus; und was mich jenen heiligen Leuten noch mehr verdächtig machte, war ein Besuch, den

ich von eben dem Mädchen erhielt, welches ich vor meiner Reise nach Rom in Wien zurükkgelassen hatte, sie war zwar jezt nicht mehr Mädchen, sondern schon verheirathet. Sie war keine Heloise und ich kein Abelard mehr, sie nicht mehr Thisbe und ich nicht mehr Pyramus; ich sprach daher bei ihrem kurzen Besuche öffentlich mit ihr. Dieß war aber auch schon genug, das: Kreuzige! über mich zu schreien, mich als einen leichtsinnigen, und in puncto des schönen Geschlechts als Freidenker anzuklagen, und dadurch zu bewirken, daß ich aus diesem Kloster in ein anderes verschikkt würde. Die Mönche erreichten ihren Zwekk, und bei der ersten Versetzung wurde ich nach Fürstenfeld, einem Kloster in Steyermark an der ungarischen Grenze verschikkt. Ich kam dahin mit einem Uriasbriefe in der Tasche, welchen ich dem Obern selbst überreichen mußte. Von welchem Inhalte dieser Brief gewesen seyn muß, läßt sich daraus errathen, daß mir bald nach meiner Ankunft ein Gefängniß gezeigt wurde, das unter der Stadtmauer angebracht, und für Mönche bestimmt war, die ihren Obern ungehorsam, und mit ihrem Stande nicht zufrieden wären; solche müßten, sagte man mir, hier ihr Leben verschmachten. Dieß Gefängniß war ein äußerst finsteres Loch, in dessen

Mitte zwei eiserne Stangen angebracht waren, auf welche der Mönch angeschmiedet wurde, und so schwebend sitzen mußte. Oben war eine Oeffnung angebracht, durch welche das Wasser, wenn es regnete, gerade auf den abgeschornen Kopf des Eingekerkerten, in einer Höhe von sieben Fuß, herab tröpfeln mußte. Welche Grausamkeit!! Da mir die Lebensart hier gar nicht gefallen wollte, und nach einem halben Jahre der Provincial zur Visitation kam, so bat ich diesen inständigst, mich sobald als möglich zu versetzen. Der Mann war äußerst gut und gefällig, und versetzte mich nach Kärnthen, in ein Städtchen mit Namen Vollkermarkt, wo die wendische Sprache geredet wird, hier sollte ich die Stelle eines Procurators, Küchenmeisters und deutschen Predigers bekleiden. Ich, der ich nicht das Geringste von der Wirthschaft, von Küchenzetteln u. s. w. verstand, mußte hier sogleich mein neues Amt antreten. Durch meine Unerfahrenheit im ökonomischen Fache, mußten sich natürlicher Weise, bei Ablegung meiner Rechnungen, welches jeden Monat geschahe, verschiedene Unrichtigkeiten zu meinem Nachtheile finden. Mit dem Predigen ging es jedoch etwas besser, ob ich gleich zu der Zeit noch nicht genug zu diesem Amte

vorbereitet war. Ueberhaupt war ich mit meinem gewählten geistlichen Stande nicht zufrieden, sondern hatte nur zum Privatstudiren Lust; und da man hier im Kloster einen unschuldigen Mönch äußerst mißhandelte, und derselbe nachher heimlich entlief, so vermehrte dieß meine Unzufriedenheit, und bestimmte mich den Provincial, bei seiner Ankunft ins Kloster zu bitten, mich aus demselben wegzunehmen und in ein anderes zu versetzen. Meine Bitte wurde mir zwar gewährt, allein zu meinem größten Verdruß mußte ich wieder in das Kloster Fürstenfeld zurükk, wo ich hergekommen war; ich reis'te also ab, und kam glükklich in Fürstenfeld an. Hier wurde ich nicht sowol von den jungen Mönchen, als vielmehr von den Vorstehern, mit gehässigen Augen angesehen, und alles, was man mir konnte zu Leide thun, das geschahe mit allem Eifer. Da ich nun kein Ende meines Leidens sah, so faßte ich den Vorsatz, entweder mich zu erschießen, oder das Kloster heimlich zu verlassen, nach Wien zu reisen und dort Hülfe zu suchen. Um aber kein Aufsehen zu machen, oder mich zu früh zu verrathen, so bat ich den Klosterprior, mir die Erlaubniß zu ertheilen, nach Wien zu meinen Eltern zum

Besuch zu reisen; dieß wurde mir mit einer unbeschreiblichen Härte abgeschlagen, ich mußte also, da ich öffentlich nicht reisen durfte, auf eine geheime Abreise denken. Zu dem Ende bestellte ich bei dem Postmeister zwei Pferde um dieß auf einen bestimmten Tag auszuführen; aber auch dieß wurde dem Prior, der sonst ein simpler Mann war, von einigen ältern Mönchen verrathen; er gab daher den Befehl, daß die Klosterpforte, welche sonst vor vier Uhr des Morgens offen stand, besonders diesen Tag verschlossen bleiben sollte. Von meiner Seite war alles auf diese Nacht bestellt, und noch sah ich keinen Ausweg, meine Lage war wirklich verzweifelt schlimm; allein, das Sprichwort sagt: Vier Augen können mehr sehen als zwei, vorausgesetzt, daß es sehende Augen sind! so kann man auch wol sagen: vier Köpfe können mehr denken und zu Tage fördern, als einer; hiervon machte ich jetzt in meiner bedrängten Lage eine angenehme Erfahrung. Drei junge Mönche, welche meine guten Freunde waren, und um meinen Plan wußten, waren den Abend vor meiner beabsichtigten Flucht bei mir, und da wir über die Unmöglichkeit fort zu kommen sprachen, sagte der eine: er wisse einen Ausweg,

wenn ich nur beherzt genug wäre denselben einzuschlagen; ich sollte mich nämlich aus einem Kirchenfenster, etwa dreißig Fuß hoch, herablassen; kaum war dieser Plan überlegt, als auch schon die andern beiden, denselben auszuführen, Hand ans Werk legten; es wurden Betttücher u. d. gl. zusammen gebunden, oben am Fenster befestigt, an welchen ich mich dann glükklich hinunter ließ; alsdann wurden mir auch noch meine Sachen, welche ich mitnehmen wollte, herunter geworfen. Ich würde kein Bedenken tragen diese drei Brüder hier öffentlich zu nennen, wenn ich nicht befürchten müßte, daß es leicht nachtheilige Folgen für sie haben könnte, indem ich nicht weiß, ob sie noch leben, und in welchen Verhältnissen sie sich jetzt befinden. Der Postmeister war mein guter Freund, und hatte mir die Postpferde besorgt, mit welchen ich geradezu nach Wien zu meinen Eltern reis'te. Diese freueten sich herzlich über meinen Besuch, denn ich verschwieg ihnen die Veranlassung zu demselben, und deshalb verlebten wir einige Tage recht vergnügt mit einander, ich zwar war es nicht ganz und konnte es auch nicht ganz seyn, denn ein gewisses Etwas sagte mir, was da kommen könnte, und was auch leider! bald kam.

Ich kam eines Abends zu Hause, und sobald mich meine Eltern erblikkten, sagten sie mir mit sichtbarer Verlegenheit, daß von Seiten des Klosters in Wien Nachfrage nach mir geschehen, und ich zugleich auf den folgenden Morgen in das Kloster vorgeladen sey. Nun war es die höchste Zeit mich meinen Eltern zu entdekken. Uebrigens war ich auf alles vorbereitet, und mein Entschluß bereits gefaßt, Wien sogleich zu verlassen, und den Provincial, dessen Aufenthalt ich so ziemlich wußte, aufzusuchen, ihm meine traurige Lage und mein Mißvergnügen zu schildern, und ihn um eine Versetzung zu bitten. Ich traf ihn auch wirklich, nachdem ich eine Reise von vierzig Meilen zurükgelegt hatte, in Steyermark in dem Kloster zur heiligen Dreifaltigkeit. Er machte mir Anfangs viele Vorwürfe, sprach von lebenslänglicher Einkerkerung u. d. gl.; da ich aber mit vieler Dreistigkeit ihm die Bewegungsgründe meines Verfahrens aus einander setzte, und zugleich erklärte, daß, im Fall mir nicht geholfen würde, ich meinem Leben ein Ende machen müßte, so gab er dem Gespräche eine andere Wendung, und zeigte sich geneigt meinen Wünschen zu willfahren. Nun wurde ich von ihm nach Ofen in Ungarn als Feiertagsprediger und Kapellan bei der Pfarre, die in

unserm Kloster war, angestellt. Ich erhielt meine Obedienz, und machte die 40 Meilen bis Wien zurükk, wo sich meine Eltern bei meiner Ankunft herzlich freueten, daß meine Sache so gut abgelaufen war. Von hier reis'te ich dann bald nach Ofen ab, und war während dieser Reisen, welche ich alle ohne einigen Unfall zurükklegte, recht selenvergnügt, weil ich keine Mönche um mich sahe.

Da ich endlich die schöne Festung Ofen von Ferne erblikkte, so wurde mir wieder ganz anders zu Muthe, indem ich mit Recht befürchten mußte, daß hier an den Kloster-obern eben nicht die besten Empfehlungsschreiben meinetwegen eingelaufen seyn möchten. Was meine Bestürzung noch vermehrte, war, daß ich bei meinem Eintritt ins Kloster den Prior von Fürstenfeld antraf, welcher zum Besuch hieher gekommen war, und welcher mich ebenfalls schon mündlich entweder als ein irrendes Schaaf, oder gar als einen reißenden Wolf geschildert haben konnte; und daß ich mich in dieser Meinung wol nicht geirret haben konnte, bestätigte die kalte Aufnahme, und die donnernde Anrede des Priors leider nur allzusehr. Allein da ich einmal mißvergnügt, und meines Lebens ge-

wissermaaßen ganz überdrüßig war: so glaubte ich nichts verlieren zu können, wenn ich mir einige etwas derbe Antworten erlaubte; und ich bemerkte bald, daß ich mir dadurch wirklich einigen Respekt verschafft hatte.

Meine dortige Lage wurde mir besonders dadurch ziemlich angenehm, daß ich hier zwei junge Mönche antraf, welche meine guten Freunde waren: der eine war ein Steyermärker, mit Namen Jansekini, welcher die Stelle eines Pfarrers und Sonntagspredigers bekleidete; der andere war ein Ungar; und wir drei lebten hier als die besten Freunde. Da ich und meine beiden Kollegen von unsern Eltern stets Geld genug bekamen, so konnten wir auch besser als die übrigen Mönche leben; hierzu kam noch, daß besonders ich und Jansekini von ansehnlichem Wuchs und hübscher Gesichtsbildung waren, daher es uns dann auch nicht an Bekanntschaften der Damen, sowol adeligen als bürgerlichen Standes fehlte, von deren Häusern uns unsrer öftern Besuche wegen viele beträchtliche Geschenke zuflossen. Der Unger hieß P. Alexius Heinz, war eine kreuzehrliche Sele, und machte ganz das Trifolium mit uns aus, er war Sacristaner. Wenn wir abwesend waren, so besorgte er unsere Pfar-

verpflichten mit möglichster Treue, sowol bei Tage als bei Nachte; daß wir für die Nacht öfters einen Stellvertretter nöthig hatten, kam daher, weil wir unserer ausgebreiteten Bekanntschaften wegen oft nächtliche Besuche abstatteten, welches dem Prior durchaus verschwiegen bleiben mußte. Bei solchen Gelegenheiten blieb der redliche P. Alexius so lange außer dem Bette bis wir glüklich wieder im Kloster angekommen waren, welches oft nicht vor tagesanbruch geschahe.

Mit welcher Gefahr dergleichen nächtliche Wanderungen zuweilen verknüpft waren, davon will ich hier nur ein Beispiel erzählen, wobei mir noch die Haut schaudert, wenn ich daran denke: Es sollte nähmlich einst in der Fastnachtszeit in Pest, welche Stadt von Ofen nur durch die Donau getrennt ist, ein neuer Tanzsaal, zum 7 Churfürsten genannt, eröffnet, und der erste Ball en Masque daselbst gegeben werden. Von unsern Freundinnen aufgefordert, wollten auch ich und Jansekini an dieser Lustbarkeit Theil nehmen; allein die Donau schien uns diesesmal die beabsichtete Freude vereiteln zu wollen, sie ging am Sonnabend noch gedrängt voll Eis, und kam erst des Sonntags früh um 8 Uhr zum Stehen, und am

Abend desselben Tages sollten wir schon darüber gehen. Da wir auf dem Balle nicht in unserer Klosterkleidung erscheinen durften, sondern uns masquiren mußten, so gingen wir zu einem Juden, welcher uns mit allen hierzu nöthigen Kleidungsstükken versorgen mußte; unsere Kleidung war sehr élegant, wir waren beyde als Kourriers gekleidet, und dieß so gleich, daß man uns leicht den einen mit dem andern verwechseln konnte; mit unserm Anzuge waren wir nun in Richtigkeit, nur noch die Frage: ob es auch möglich seyn würde über den Strom zu kommen, beunruhigte uns nicht wenig; allein wir hatten versprochen zu erscheinen, und dieß war schon genug so etwas zu wagen, wovon mir noch jezt die Haare zu Berge stehen. Um 10 Uhr in einer stockfinstern Nacht verließen wir also wohlgekleidet unser Kloster auf eben die Art, wie wir solches schon oft gethan hatten, und ein Fiacre mußte uns bis an die Donau fahren. Da wir sahen, daß schon mehrere Menschen dieselbe passirten, so wagten auch wir uns auf das Eis. Sechs Knaben mit Laternen, welche den Weg in dieser Nacht schon öfter gemacht hatten, mußten uns leuchten, und die gefahrvolle Bahn zeigen, auf welcher man bei gutem Wege beinahe eine Viertelstunde zubringt. Als wir eini-

ge Schritte gegangen waren, und hörten, wie das Eis unter und neben uns knisterte, als ob es eben einbrechen wollte: so bemächtigte sich meiner eine Art von Todesfurcht; hierzu kam noch, daß an drei Stellen die Donau noch offen war, über welche lange Bretter gelegt waren. Als wir etwa die Hälfte des Weges mit wirklicher Lebensgefahr zurükk gelegt hatten, fing ich an es recht sehr zu bedauern denselben unternommen zu haben, und wußte in der Angst nicht, ob ich umkehren oder weiter gehen sollte; allein mein Freund munterte mich auf, und sagte; wir müßen es unsern Damen beweisen, daß wir Wort zu halten wissen. Es ging also muthig weiter, und nach einer angstvollen halben Stunde kamen wir wohlbehalten in Pest an. Wir eilten sogleich auf den Saal, wo wir beide recht viel Aufsehen machten, sonderlich bei den Damen; fast jede derselben wollte uns kennen, deßhalb wir auch viele in Nebenstuben begleiten mußten, um uns zu entlarven; keine hatte uns jedoch erkannt. Wir hingegen suchten nun auch unsere Damen auf, die wir an gewissen uns bekannten Schleifen erkennen mußten! diese waren nicht wenig erfreüet darüber, daß wir ungeachtet des gefährlichen Weges dennoch Wort

gehalten hatten. Dafür verlebten wir nun einige Stunden in dem süßesten Freudentaumel, die Gefahr vergessend, welche wir theils ausgestanden, theils noch zu fürchten hatten. Um vier Uhr des Morgens eilten wir aus diesem Orte des Vergnügens, damit wir noch vor Tages Anbruch unsere heiligen Klostermauren erreichen möchten. An der Donau erwarteten uns die Knaben mit den Laternen, wie wir es bestellt hatten, und in dieser Gesellschaft machten wir nochmals den gefährlichen Weg über das Eis, und kamen glükklich am dißseitigen Ufer an. Was für Hülfe wir uns, bei einem sich für uns ereignenden Unglükke, von diesen Jungen versprechen konnten, ist leicht zu berechnen; da wir indessen alle diese Noth glükklich überstanden hatten, so bezahlten wir unsere Begleiter, eilten zu unserm Kloster, und sogleich zu unserm Freunde und Bruder Alexius, welchen wir noch wachend und für uns zu Gott betend antrafen; nun gingen wir auf unsere Stuben, zogen uns aus, und schliefen sehr sanft.

Wir nahmen noch die ganze Fastenzeit wöchentlich zweimahl an diesen Vergnügungen in Pest Antheil, nur mit dem Unter-

schiede, daß nun die Donau ganz zugefroren war, und man den Weg dahin im Schlitten machen konnte. Omne nimium vertitur in vitium, ein wahres Wort! ja ja alles Uebertriebene taugt nichts; nicht oft genug kann man dem Jünglinge zurufen: ne quid nimis, oder: Allzuviel ist ungesund; denn es macht sich über kurz oder lang das Sprichwort wahr: tant va la cruche à l'eau jusqu'elle se brise oder: so lange geht der Krug zu Wasser bis er bricht; so ergieng es uns auch, da wir so dreist waren, und die Freuden des Lebens eben so wie andere Menschen genießen wollten, indem wir nicht nur die Bälle in Pest besuchten, sondern auch an denen in Ofen Theil nehmen wollten, und wirklich Theil daran nahmen: so wurde man aufmerksam auf uns, und war uns wirklich auf die Spur gekommen; wir mußten uns daher zurükziehen. Daß die Sache jedoch unterdrükkt wurde, verdankten wir vorzüglich dem Herrn Stadtrichter Slatini und dem Rathsherrn Herrn Jalitzch, welche unsre guten Freunde waren, und die Sache als nicht geschehen vertheidigten.

Unser Kloster in Ofen war ein öffentliches Spielhaus, woselbst sowol Civil- als

Militairpersonen täglich von 2 Uhr Nachmittags bis Abends um 7 Uhr spielten; besonders nahmen die Herren Officiers, die Magistratspersonen und einige Dommherrn fleißig daran Theil. Da diese Herrn täglich das Kloster besuchten, und also auch täglich viel Wein getrunken wurde: so erhielt das Kloster von jedem dieser Individuen jedesmal bei der Weinlese zwei Eimer Most. Den Prior hielt man zu meiner Zeit für den größesten Betrüger im Spiel, man sagte mir, daß die Mitspielenden ihm zuweilen schon aus Verdruß die Karten ins Gesicht geworfen hätten; allein es war der Herr Prior! und so spielte man doch wieder mit ihm. Zum Beweise, daß der Herr Prior auf diese Weise vieles Geld erworben haben müße, führte man an: daß er auf seine Kosten die Klosterkirche, und in derselben sieben schöne Altäre erbauet habe!!

Nun, wenn der Herr Prior denn auch ein Betrüger war, so war er es doch nur im Spiel, und das ist doch nicht so schlimm, als sonst einen im Handel und Wandel zu betrügen; ist doch bei weitem nicht so schlimm, als wenn ein Straßenräuber den armen Wanderer anfällt, und ihm sein Bischen Baarschaft nimmt; und dann bedenke man doch ferner den guten,

heiligen Endzwekk, wozu er den Gewinn verwandte, nämlich zur Ehre Gottes, zur Ehre der heil. Jungfrau, des heil. Petrus u. s. w. so würde mancher papistische Laie, Laienbruder oder auch finsterer Mönch den Herrn Prior in seiner heiligen Einfalt vertheidigen. Allein, Wir, meine sämmtlichen geehrten Leser, der D. Spenn, und andere ehrliche Leute, die ein Bischen weiter sehen, sind gar nicht der Meinung, sondern sagen es frei heraus und werden es als eine unumstößliche Wahrheit behaupten: Wer ein leidenschaftlicher, gewinnsüchtiger und betrügender Spieler ist, und andere Menschen dazu anleitet, oder dafern sie es schon sind, sie immer mehr dazu verwöhnt, der wird oder ist gewöhnlich auch ein Betrüger seiner Brüder im Handel und Wandel, oft wohl gar ein Straßenräuber, und führt andere auf den Weg, Betrüger oder Straßenräuber zu werden. Die Criminalprozesse, welche uns hie und da durch den Drukk bekannt werden, liefern uns zugleich häufig die Beläge zu dieser Behauptung.

Ich will nur an folgende Geschichte erinnern, um es hier von neuem merk-

lich zu machen, wohin Spielsucht führen kann.

Ein Salzbeamter im Oesterreichischen war von der Spielsucht so hingerissen, daß er alle seine Geschäfte vernachläßigte, und vom Morgen bis zum Abend, ja ganze Nächte durch, am Spieltisch zubrachte. Die freie Luft und die ganze schöne Natur hatten gar keine Reitze mehr für ihn; er liebte nur das Spiel; und das höchste Wagespiel war ihm immer das willkommenste. Oft gewann er, aber größtentheils und am Ende immer war der Verlust auf seiner Seite. Einst hatte er schon all das Seinige verloren, er hoffte es wieder zu gewinnen, und setzte auf ein elendes Kartenblatt zweitausend Dukaten Kassengeld, gerade den Abend vorher, als er es am andern Tage an die Hauptkasse abliefern sollte. Er verlor auch diesen Satz, und fühlte sich nun unaussprechlich unglükklich. Alles Geld, sowol das Seinige! als auch das Kassengeld war fort, und der Tag der Ablieferung war vor der Thür.

Was that der Unglükkliche? Er gerieth auf die abscheulichsten Anschläge, die keinem vernünftigen und guten Menschen einfallen

können. Er that etwas ganz unerhörtes; kaum kann ich mich entschließen es zu erzählen. Mein ganzes Blut empört sich, mich schaudert und die Feder will meiner Hand entfallen.

Was that er? Er vergrub das übrige Geld der Kasse in seinem Hause, nahm die ledige Kasse, ließ den Kutscher anspannen, und fuhr, dem Scheine nach, nach dem Orte zu, wo das Geld abgeliefert werden mußte. Im nächsten Walde erschoß er seinen Kutscher, hieb ein Pferd nieder, gab sich selbst einige Stiche, brach den Kasten auf, streuete einige Dukaten herum, und schrie dann um Hülfe.

Von ohngefähr kam ein Husar geritten. Mit diesem lief er nach dem Orte hin, und zeigte an, daß er von Räubern geplündert wäre. Gleich wurden einige Husaren beordert den Räubern nachzusetzen; zugleich aber ein Wundarzt herausgeschikkt, um die Wunden des Kutschers zu untersuchen. Man denke sich: dieser arme Mensch war noch nicht ganz todt; sondern hatte sich in der Zeit wieder so erholt, daß er reden konnte. Wie ist Er denn zu dem Unglükk gekommen, mein Freund? fragte ihn der Wundarzt. Wie viel waren denn der Räuber wol? Räuber? Räuber?

antwortete der Kutscher. Ich habe keinen gesehen. Wer hat Ihn denn geschossen? Ei mein Gott! mein eigner Herr. Er muß toll geworden sein; denn er hielt sonst immer so viel auf mich. So viel ich mich besinnen kann, hat er auch das Pferd niedergehauen. Ei! sagte der Wundarzt: Das ist nicht richtig. Das muß ich anzeigen. Dieß geschah auch wirklich. Der Kutscher wurde verhört. Der Beamte auch, da dieser dann alles gestand.

Ihm wurde das Todesurtheil gesprochen, welches der Kaiser indessen in lebenslängliche Festungsstrafe verwandelte, da der Kutscher wieder geheilt wurde. Der Kutscher starb zehn Jahre darauf an einem innern Geschwüre, welches nach der Aussage der Aerzte als eine Folge der alten Schußwunde anzusehen war. Auch dieß mußte der unglükkliche Spieler in seinem Gefängnisse noch erfahren, und starb erst zwei Jahr nachher, immer von den grausamsten Gewissensbissen gemartert.

Was den Bau der Kirchen betrifft, so sind wir gar nicht in Abrede, daß dergleichen

Gebäude zur Ehre Gottes aufgeführet sind; denn es müssen nothwendig in jedem Staate öffentliche, zweckmäßig eingerichtete Häuser seyn, wo die Bekenner einer Religion sich versammeln und gemeinschaftlich ihren Gott und Herrn verehren, anbeten, ihn loben, preisen und sich über die Wahrheiten der Religion belehren lassen können; ob indessen, und in wie fern eine Klosterkirche zu diesem Zwekke geeignet sey, und ob ein solcher Bau, wenn er mit Gelde, welches durch Betrug erworben ist, veranstaltet und ausgeführt wird, noch als zur Ehre Gottes gereichend betrachtet werden könne — dieses ist eine Frage, welche wir hier nicht aus einander setzen und beantworten wollen, weil sie sich negative selbst beantwortet. Die Ehre der heil. Jungfrau und des heil. Petrus betreffend, so sind wir nach den Urkunden, welche uns die Meinung derselben von sich selbst und von ihrem Werthe vor Gott, beschrieben haben, fest überzeugt, daß sie es nie gewünscht, und es nie gebilligt haben würden, daß man ihnen zur Ehre Kirchen erbauen oder Altäre errichten, und sie dadurch gleichsam zu Nebengottheiten machen sollte; nein dazu waren sie zu demüthig und zu bescheiden; sie würden jedem, der ihnen göttliche Verehrung aufdringen wollte, nach Off. Joh. 22,

9. zurufen: Thue es nicht, denn ich bin dein Mitknecht! bete Gott an!

Nun muß ich meine Leser bitten mich noch einmal nach dem lieben Ofen ins Kloster zu begleiten; ja, hier in Ofen gefiel es mir zu der Zeit so wohl, daß ich wünschte meine ganze Lebenszeit hier zubringen zu können; denn so wie es bei dem Prior auf seiner Stube hergieng, so folgten auch wir, seine Untergebenen, treulich seinem Beispiele; auch wir wurden besucht und spielten den ganzen Nachmittag, und zuweilen gar die halbe Nacht hindurch. Hierzu kam noch, daß ich und mein Kollege hier Gelegenheit hatten uns die schönste Lektüre von einem gewissen Buchhändler zu verschaffen; es war kein Buch, welches der Mann in seinem Verlag hatte, wenn dasselbe auch noch so streng verboten war, was er uns nicht zu lesen gegeben hätte. Selbst als Prediger fing ich an musterhafte Schriften der Franzosen und Italiener zu lesen, und mich nach denselben zu bilden. Ich hatte das große Glükk, zwei sehr aufgeklärten Domherrn und einem lutherischen Prediger näher bekannt zu werden, aus deren Gesellschaft ich jedesmal mit neuen Kenntnissen bereichert und also aufgeklärter zurükkkam. Die beiden Dom-

herrn riethen mir besonders die vorzüglichsten Kirchengeschichten zu lesen, sie erboten sich zugleich mir allen Vorschub zu leisten, damit ich mir diese Bücher anschaffen könnte.

Allein die Freude und das Wohlbehagen, welches ich an meinem damaligen Zustande fand, währte nicht lange; denn gerade zu der Zeit wurde in Wien das große Kapitel gehalten, und ich, der ich damals an nichts weniger als an Versetzung dachte, wurde zu meinem größten Leidwesen pro poenitentia nach Wien geschikkt, weil der Prior verschiedene Klagen gegen mich erhoben hatte. Nie hat mir die Verlassung eines Orts so viele Thränen gekostet, als die des himmlischen Ofens. Da ich hier nicht länger bleiben konnte, sondern den unerbittlichen Mönchsschikksale unterliegen mußte, weil hier kein jus appellandi statt findet, so reis'te ich in Gesellschaft meines Collegen, welcher Sekretair des neugewählten Provincials geworden war, nach Wien ab; nachdem wir vorher von unsern Freunden nnd Freundinnen den herzlichsten Abschied genommen hatten. Dieß geschah im Jahr 1779.

Neuntes Kapitel.

Ich bin wieder in Wien, meinem Geburtsorte, kann aber gar nicht sagen, daß es mir daselbst gefiel.

Nachdem wir wohlbehalten in Wien angekommen waren, und ich kaum ins Kloster eingetreten war, so sprangen mir verschiedene junge Mönche, die meine Bekannte und gute Freunde waren, freudig entgegen, und nach herzlichen Begrüßungen war das Erste, was sie mir sagten, die Nachricht, daß der Mann meines vormals in Wien geliebten Mädchens gestorben und Tags zuvor begraben wäre; die Wittwe, welche nach Landessitte die Leiche begleitet, habe durch das weiße vors Gesicht gehaltne Tuch die Mönche, welche dem Leichenzuge der Honoratioren ebenfalls zu folgen pflegen, alle gemustert, und mich unter ihnen gesucht, weil sie schon von meiner Ankunft in Wien unterrichtet gewesen sey; ich bekümmerte mich jedoch vor der Hand um nichts, denn von meiner frühern Liebesschwärmerei konnte ich jetzt wie Cicero von Catilina sagen: abiit,

excessit, evasit, erupit! sondern beschäftigte mich noch immer mit meinen in Ofen zurükkgelassenen Freunden. Der Klosterobere machte mir eben keine freundliche Miene, gab mir vielmehr gleich bei meiner Ankunft eine derbe Lection, aber auch dieß störte mich nicht; ich hatte vielmehr nun meine ganze Lust an den Studien reeller Kenntnisse; nur wußte ich damals noch nicht, was, und in welcher Ordnung ich studiren sollte. Ich blieb fast beständig auf meiner Stube und nahm an den Vergnügungen der Mönche keinen Antheil; hätte ich dem Beispiele derselben folgen wollen, so hätte ich nothwendig ein Säufer werden müssen; allein da sie täglich, wenn nicht eher, doch des Abends, wie Lumpengesindel besoffen waren, so erschienen sie mir in einer sehr verächtlichen Gestalt, und ich wurde durch ihre Niederträchtigkeit von dieser Leidenschaft zurükkgeschrekkt, trank daher nicht mehr, als zur Erhaltung meiner Gesundheit nöthig war.

Hier hatte ich das Glükk einem sehr gelehrten Regierungsrath bekannt zu werden, ich fand in ihm einen achtungswerthen, und für mein ganzes folgendes Leben wohlthätigen Mann, er war Professor des geistlichen Rechts.

Ich würde ihn hier öffentlich nennen, um ihm meinen wärmsten Dank abzustatten; da es aber in den österreichischen Staaten noch so finster ist, ich auch nicht weiß, ob dieser allgemein geschätzte Mann noch lebt, so will ich lieber seinen Namen verschweigen. Dieser aufgeklärte Mann merkte bald, daß mein Wissen im litterarischen Fache ein wahres Chaos sey, er nahm sich daher meiner thätig an, suchte meine Begriffe zu ordnen und aufzuklären, und dann hörte ich von ihm selbst das ganze geistliche Recht inter parietes. Er lehrte mich meine Studien mit Nutzen anfangen und fortsetzen, schlug mir die besten Bücher zur Lektüre vor, und machte mich überdieß mit Männern bekannt, die alle zur Ausbildung meiner Verstandeskräfte mitwirkten.

Aber auch dieß konnte nicht lange verschwiegen bleiben. Ich hatte in meiner Lebhaftigkeit verschiedene Sätze aus dem geistlichen Rechte in Gegenwart der Mönche vertheidigt, welche weit über den Horizont derselben hinausgingen. Der heilige Clerus sahe also ein, daß ich ihm nach seiner Meinung zu aufgeklärt wurde, er sorgte daher dafür, daß ich nicht lange mehr in Wien bleiben durfte. Als ich einst bei einer Abendmusik meinen Con-

tra Violon spielte, auf welchem Instrumente ich es zu einer außerordentlichen Fertigkeit gebracht hatte, so kam der Prior zu mir, und gab mir eine Obedienz als Prediger, Procurator und Küchenmeister nach Prugg an der Leytha 3 Meilen von Wien, an der ungarschen Grenze, dem Ort der Novizen. Vor meiner Abreise dahin besuchte ich noch fleißig meinen treuen Lehrer und Freund, welcher mich immer mehr mit der Litteratur bekannt machte. Er gab mir die vortrefflichsten Regeln sowol in Hinsicht auf die Studien als Menschenklugheit; endlich reis'te ich ab, und trat mein Officium mit möglichster Treue an.

Bald nachher erfolgte die für die österreichischen Staaten so wichtige Veränderung, nämlich: Maria Theresia starb, und Joseph II, der Menschenfreund, der aufgeklärte Joseph kam zur Regierung. Alle Vermuthungen, welche von ihm gehegt waren, gingen in Erfüllung; nur war es Schade, daß er alles zu rasch und ohne gehörige Vorbereitung anfing. Er hob Klöster auf, und diejenigen Mönche; welche zur Selsorge sowol in Rükksicht der Jahre als der Kenntnisse brauchbar befunden wurden, sollten aus den Klöstern ausgehoben und theils als wirkliche Pfarrer oder

Localkapläne, oder aber als Gehülfen angestellt werden. Es wurden eigene Kommissionen an dis Klöster geschikkt, um die jungen Mönche zu examiniren, und die Censur wurde von Seiten der Regierung ertheilt. Nun konnten mir meine bisher geübten Wissenschafften nützlich werden, nämlich daß geistliche Recht, die Pastoraltheologie und der katechetische Unterricht, in welche ich mich ziemlich einstudiert hatte. Es währte auch nicht lange, so erhielt ich vom Consistorio in Wien den Befehl: dem Herrn Pfarrer in dem Dorfe Rosenau, welches dem geehrten und menschenfreundlichen Grafen Carl v. Horrach gehört, als Gehülfe beizustehen. Es war gerade am stillen Freitage 1782, als ich diese Nachricht erhielt.

Ich verfügte mich bald nach meiner neuen Bestimmung, und fand an dem Pfarrer einen eigentlich sehr guten Mann, der sich aber von seiner Köchinn, welche ihm noch etwas mehr zu seyn schien, zu sehr leiten ließ; dieß ging mich jedoch nichts an. Ich besorgte meine Pflichten in meinem neuen Amte mit aller Treue und zugleich mit sehr vielem Vergnügen: predigte meinen Bauern alle Sonntage, taufte und trauete nach Herzenslust, und begleitete pflichtmäßig die Verstorbenen; dabei besuch-

te ich täglich die Schule um daselbst zu katechesiren. Mein Herr Pfarrer hatte sich also eigentlich um nichts zu bekümmern, er konnte sich vielmehr einen recht guten Tag leben, welches er denn auch nicht ermangelte zu thun. Er hatte jedoch die Grille, oder den heiligen Amtseifer, oder wie ich es nennen soll, an hohen Festtagen selbst zu predigen, und das war allerdings sehr löblich, denn selbst ist der Mann! Damit sich meine Leser einigen Begriff von den hohen Geistesgaben dieses Mannes machen können, so will ich ein paar kleine Proben hieher setzen: Die erste war eine Predigt am Tage Mariä Himmelfahrt, nachdem er eine Menge ungewaschenes Zeug her gesalbadert hatte, so sagte er — versteht sich um den Zuhörern die Sache recht anschaulich zu machen: Maria ist nun im Himmel, sitzt zur Rechten des himmlischen Vaters, die Sünder zu richten, sie selig zu machen oder zu verdammen!! Also, meine lieben rechtgläubigen Christen, u. s. w.

Zur Entschuldigung des alten Mannes will ich jedoch als möglich annehmen, daß er dieß nur so hingesprochen habe, da ihn nachgerade das Gedächtniß verließ, und er doch nicht gern zu früh die Kanzel verlassen wollte.

Aber mein Herr Pfarrer, wo steht denn das geschrieben? Die Bibel sagt ja keine Silbe davon? Ei was, so muß kein rechtgläubiger Christ fragen! was die heilige, alleinseligmachende Kirche lehrt, daß müsset ihr glauben, oder ihr werdet dafür in der Hölle oder doch im Fegfeuer büßen müssen! Nein, mein Herr Pfarrer, das werden wir wol bleiben lassen! wir lassen uns durch Ihre papistisch-katholische Mythologie keinen blauen Dunst vormachen; wir glauben nur was uns Vernunft und Bibel lehrt, bestreben uns hiernach unsern Lebenswandel zu führen — so viel es uns möglich ist — und getrauen uns vor unserm jetzigen und künftigen gerechten Richter (den uns Jesus als unsern gütigen Vater kennen und anbeten gelehrt hat) recht gut durchzukommen, ohne erst vor dem Richterstuhle der heil. Maria — deren Tugendmuster wir übrigens nicht verachten — Musterung passiren zu müssen.

Das zweite war eine Catechesation mit Knaben von ungefähr 9 Jahren, wovon der Vater des einen gestorben und vor 5 Tagen begraben war. Pfarrer. Dein Vater ist gestorben, nicht wahr?

Knabe. Ja!

Pfarrer. Wo glaubst du, daß dein Vater jetzt ist?

Knabe. Gibt keine Antwort.

Pfarrer. Ist er im Himmel, Fegfeuer oder in der Hölle?

Knabe. Im Himmel.

Nun fing der Pfarrer an den Himmel, das Fegfeuer und die Hölle aufs genaueste zu beschreiben, nur Schade, daß niemand an allen diesen Oertern selbst gewesen war um ein richtiges Gemälde davon aufzustellen. Da er mit den unsinnigen Schilderungen fertig war, fragte er den Knaben wieder, was er nun wol für einen Begriff vom Himmel habe? ob man da auch zu essen und zu trinken, und Gelegenheit zum Tanzen haben werde?

Knabe. Im Himmel müßte es, nach der Beschreibung des Herrn Pfarrers, recht herrlich und lustig hergehen, und wo man so lustig seyn solle, da müsse man doch auch wohl recht was Gutes zu essen und zu trinken haben.

Pfarrer. Du bist ein dummer Esel! kannst du denn das nicht einsehen: wenn man im Himmel äße und tränke, wie man auf der Welt ißt und trinkt, so müßte man ja auch da zu Stuhle gehen; nun gibt es aber dort keine solche Oerter, folglich würden uns die Seligen alles auf die Köpfe fallen lassen müssen: also versteht es sich doch wol von selbst, daß dort nur von geistlicher Speise und Trank die Rede seyn kann.

Dergleichen unsinniges Zeug mußte ich öfters mit anhören, welches mir natürlicher Weise um so unangenehmer war, da ich mir alle erdenkliche Mühe gab, nach der sokratischen Lehrart den Kindern Religionskenntnisse beizubringen. Indessen lebte ich doch mit diesem Manne äußerst gut und glükklich, nur müßte ich mich in seine und seiner Haushälterinn Launen schikken. Hier erhielt ich die traurige Nachricht von dem Tode meines rechtsaffenen Vaters. Ich konnte nichts mehr thun, als seinem Andenken eine Thräne kindlicher Liebe weihen, da ich ohnehin zu den Seelmessen kein rechtes Zutrauen mehr hatte.

Ich hatte hundert Gulden Gehalt, und alles frei. Die Klosterobern forderten aber

von mir ein gewisses Absentgeld, zu dessen Bezahlung ich mich nicht zu verstehen Lust hatte. Ich hatte in Wien einen gewissen geheimen Sekretair beim Consistorio Namens G. kennen gelernt, zu diesem Manne nahm ich meine Zuflucht, und stellte ihm die ungerechte Forderung der Klosterobern vor. Es schien anfänglich, als ob er mir kein Gehör geben wollte; allein ein guter Freund rieth mir: ich möchte eine Parthei von Haasen, Rebhühnern, Fasanen, und etwa ein Reh, u. s. w. voran oder hinterher schikken, und meine Sache würde schon Eingang finden. Dieß that ich, und je mehr Haasen und Rehe gelaufen, je mehr Rebhühner und Fasanen geflogen kamen, desto besser und gerechter war meine Sache. Den Klosterobern wurde ein Befehl vom Consistorio zugeschikkt, wodurch es ihnen aufs Strengste untersagt wurde, Geldabgaben von mir zu fordern. Ja; dieser Mann that in der Folge noch mehr für mich, als ich eigentlich erwarten konnte: Er verschaffte mir einen andern Posten bei einem Pfarrer an der Mährischen Grenze, welcher mir im Durchschnitt jährlich acht tausend fl. eintrug. Hier war es weit besser sowol für mich als auch für den Herrn Consistorialsekretär; hier gab es Wild-

pret in Menge, ich konnte also auch fleißig schikken, und ermangelte nicht solches zu thun. Unter diesen Umständen war ich denn auch als der Beste und Gelehrteste beym Consistorio angeschrieben. Es ist wahr, auf dieser Pfarre, welche ungefähr sechs Meilen von Wien entfernt war, hatte ich die herrlichsten Tage von der Welt. Wir hatten hier ein eigenes von dem verstorbenen Pfarrer gestiftetes musikalisches Institut, wo eine so vortreffliche Instrumental- und Vokalmusik geübt wurde, wie sie weit und breit nicht zu finden war, und auch sogar jetzt noch in unsern verfeinerten Zeiten nicht leicht besser, Notabene als Privatinstitut, anzutreffen seyn mögte, obgleich die Spielenden dort lauter Bauern waren, welche aber in diesem Institute selbst gebildet worden waren. Ich hatte hier noch einen Kollegen, der aber im litterarischen Fache unbeschreiblich unwissend war; seine tägliche Beschäftigung war, ausser dem Messelesen, die Uhrmacherei. Des Sonntags früh lernte er aus einer Postille eine Predigt auswendig. Man halte dieß ja nicht für etwas Seltenes oder für etwas Nichtalltägliches, denn solche Ignoranten giebt es unter den katholischen Seelsorgern Legionen. Der Herr Pfarrer war ein entsezlich aufgeblasener, von sich selbst ein-

genommener Mann, und dabei ein großer Despot. Er erlaubte uns nicht unsere Collegen in der Nachbarschaft zu besuchen; jedesmal wenn man ihm meldete, daß man da oder dorthin zum Besuch gehen wollte, sagte er: das was Sie bei mir haben, kann Ihnen kein anderer Pfarrer vorsetzen, bleiben Sie nur zu Hause. Er hatte in sofern Recht, wir hatten den herrlichsten Tisch und den vorzüglichsten Wein; allein der Mensch lebt ja nicht vom Brot allein, er will auch Nahrung für seinen Geist, will Gemüthsveränderungen u. s. w. haben. Dieß Leben konnte mir also nicht lange behagen, wie man leicht einsehen wird.

Ich hatte in Wien im Kloster verschiedene gute Freunde, welche als Cooperatoren bei der Pfarre unsers Klosters angestellt waren. Ich schrieb also einige Briefe dahin, in denen ich dieselben ersuchte, mir bei entstehender Vacanz solches sogleich zu melden, und mich zu einem solchen Posten in Vorschlag zu bringen, weil ich weit lieber in Wien, als auf dem platten Lande zu leben wünschte. Es währte auch nicht lange, so erhielt ich zwei Briefe von meinen guten Freunden, worin ich aufgefordert wurde, so-

gleich nach Wien zu kommen, um bei ihnen eine Cooperatorstelle anzunehmen, sie hätten es mit den P. Prior E. schon abgemacht, nur wäre meine Gegenwart äußerst nothwendig. Die Briefe erhielt ich des Sonnabends mit der Post. Des Sonntags hatte ich zu predigen, um nun zu meinem Zwekke zu gelangen, mußte ich schon einmal zu einer Verstellung meine Zuflucht nehmen. Ich ging also mit der gewöhnlichen Lebhaftigkeit auf die Kanzel, im zweiten Theile meiner Predigt aber wurde meine Stimme immer schwächer, so daß es der Pfarrer, welcher immer bei meinen Predigten in der Kirche war, bemerkte. Da ich nach Beendigung meiner Predigt von der Kanzel ging, stellte ich mich so an, daß es mir jeder ansehen konnte, mir müsse wärend der Predigt etwas besonderes widerfahren seyn. Der Pfarrer fragte mich, was mir fehle? Ich antwortete ihm, ich hätte mir auf der Kanzel einen Leibschaden zugezogen, welcher mich wahrscheinlich verhindern werde das Predigen fortzusetzen; ich bäte ihn daher mir zu erlauben, daß ich sogleich nach Wien reisen dürfte. Er gab mir die Erlaubniß, und bald nach Tische machte ich mich auf die Reise nach Wien.

Sobald ich in Wien ankam, ging ich in das Kloster, wo mich der würdige P. Prior Engelbertus Bertold sehr gut aufnahm, und mir sogleich beim Consistorio die Stelle eines Cooperators bei der Pfarre in Wien verschaffte. Sobald alles in Richtigkeit war, reis'te ich zurükk, pakkte meine Sachen zusammen, nahm Abschied von meinem Herrn Pfarrer — welcher natürlicher Weise etwas große Augen machte — und von seiner äußerst hübschen Haushälterinn; nun reis'te ich nach Wien zurükk, um meinen neuen Posten anzutreten.

Jetzt ging die Zeit meiner eigentlichen Aufklärung an; aber ich fing auch zugleich an Martyrer meiner Ueberzeugungen zu werden. Nebst dem Geschäfte der Selsorge, welches sehr beschwerlich war; indem es hier bei Tag und bei Nacht häufige Amtsverrichtungen gab, studirte ich fleißig das geistliche Recht und die Kirchengeschichte. Zu der Zeit war der würdige Boehme Professor Juris Canonici. Ich suchte Gelegenheit mit verschiedenen gelehrten Männern Bekanntschaft zu machen, unter denen mir vorzüglich ein Blumauer ewig unvergeßlich seyn wird. Einige noch lebende sind: W. S. B. v. B. u. s. w. In dem Kloster selbst waren ein gewisser P. Constantin Placht, und

Possid Ekner sehr rechtschaffene und gelehrte Männer, und mit mir von gleichem Alter, diese mußten sich ebenfalls wie ich in Hinsicht auf Litteratur selbst zu bilden und zu vervollkommnern suchen; sie waren meine guten Freunde und öfters meine Gesellschafter, ob ich gleich dabei auch mit den übrigen Cooperatoren in dem besten Vernehmen stand. Außer meinen Predigten, meinem katechetischen Unterrichte und meinen Privatstudien in der Theologie war Naturgeschichte meine Lieblingsbeschäftigung, und nach zu lange anhaltender Anstrengung des Geistes ging ich zu meiner Erholung des Abends zu meiner Mutter, welche damals noch lebte, oder ich besuchte eines von den Schauspielhäusern, deren zu meiner Zeit täglich vier offen standen.

Ich lebte nun zwar so ziemlich vergnügt, da ich aber völlig überzeigt war, daß mir weder die heil. Schrift noch die Vernunft verböte ein Weib zu nehmen, da ich mich ferner aus der Kirchengeschichte hinreichend überzeugte, daß Catholicismus und Papismus zwei ganz verschiedene Dinge sind: so konnte es nicht fehlen, daß mein Mißvergnügen und die Unzufriedenheit mit meinem Zustande immer größer wurden, je mehr ich über das alles nachdachte.

Meine neuen gelehrten Freunde versahen mich mit Büchern aller Art, so daß kein neues Werk zum Vorschein kam, welches ich nicht las. Febronius, Lessing, Erasmus Rotterdam, D. Bahrdt, alle diese Männer lernte ich aus ihren Schriften kennen, und ich brauche wohl nicht weitläuftig zu werden um zu sagen, daß jetzt eine sehr große Reform in meinem Kopfe vorgehen mußte.

Selbst meine eigene Bibliothek bekam, in Ansehung des Prediger-Fachs, ein ganz neues Ansehen, indem ich mir die vorzüglichsten Werke der Protestanten anschaffte: Mosheims Schriften, Abt Jerusalems Predigten, ferner Zollikoffers, Hermes, Less, Sturms und Resewitz Schriften. Die wesentlichsten Dienste leisteten mir aber die Paraphrasen des Grafen Linos über das neue Testament, und Cicero de Officiis, übersetzt von Garbe. Auch hatte ich besonders des D. Bahrdts Briefe über die Bibel im Volkstone, und seine Magazine für Prediger bis zum achten Theile. Im katechetischen Fache schaffte ich mir Kampens Schriften, Müllers Art und Weise nach Sokratischer Lehrart zu unterrichten, u. s. w., an. Unter diesen Umständen war es denn aber auch sehr natürlich, daß ich anfing, sowohl im Beicht-

stuhle als beim Katechesiren und Predigen ein Neologe zu werden. Dieses wurde aber auch bald eine Gelegenheit, daß ich von den ältern Mönchen und auch von den Weltpriestern gehaßt wurde. Ich ließ mich jedoch dadurch nicht irre machen, sondern suchte mich, nebst meinen vertrauten Freunden, dem P. Possidius, Constantin und Anselm, vor allen andern hervorzuthun; Wir ließen keine Gelegenheit, Aufklärung zu befördern und zu verbreiten, ungenutzt vorübergehen.

In dieser Periode genoß Wien, und die Oesterreichischen Staaten die uneingeschränkteste Preßfreiheit, daher denn auch alles schrieb, was schreiben konnte; das Meiste war freilich schlechtes Zeug, aber mitunter gab es doch hier und da einen klugen Gedanken; alles wurde begierig gelesen, das Gute sowohl als das Schlechte, und so entstand plötzlich eine Art von geistiger Revolution: man ging von einem Aeussern zum andern über, vom gröbsten Aberglauben zum völligen Unglauben. Ich kann es meinen Lesern aufs Heiligste versichern, daß zu der Zeit, als ich Wien, das Kloster, Priester und Pabstthum verließ, die Hälfte der Bewohner Wiens mit dem gröbsten Socinianismus angestekkt war. Der Grund davon läßt sich

leicht auffinden: die Menschen waren zu einer geistigen Umwälzung nicht gehörig vorbereitet. Das größte aufsehen machte zu der Zeit eine sogenannte Wochenschrift, unter dem Tittel: Prediger-Kritik, von welcher der wirklich Gelehrte und berühmte Herr Aloisius Hoffmann der Verfasser war. Was aus diesem Manne in der Folge geworden ist, kann ich nicht sagen; von weitem hörte ich indessen, daß er sich sehr gut in die jedesmahligen Umstände zu schikken, oder den Mantel nach dem Winde zu drehen gewußt habe.

Da ich alles unternahm um Aufklärung unter meinen Landsleuten zu befördern, und dem Aberglauben, aber gewiß auch dem Unglauben entgegen zu arbeiten; da ich zugleich die menschliche Schwachheit hatte, ein Liebhaber des schönen Geschlechts zu seyn, und dabei nicht heimlich genug zu Werke ging: so wurde ich bei dem Cardinal Miggotzi angeschwärzt, und es wurde meinen Feinden nun leicht mir zu schaden. Deßhalb wurde ich öfters vor den Cardinal gefordert, mußte meine Predigten übergeben und bekam mitunter scharfe Verweise, aber auch wirklich brüderliche Ermahnungen; hauptsächlich wurde ich gewarnt protestantische Bücher zu lesen. Einmal stand er

mit zusammengelegten und aufgehobenen Händen vor mir, und sprach: Rogo ſuam Dominationem per vulnera Chriſti, tantum mihi non legat libros haereticos. Verstehen meine Leser auch dieß Ciceronianische Latein? Er wollte deutsch damit sagen: Herr, ich bitte sie bei den Wunden Christi, lesen Sie mir ums Himmelswillen keine ketzerische Bücher.

Zu dieser Zeit war ein gewisser Herr v. Z. Kanzler oder Präsident im Conſiſtorio, dieser Mann hielt sich zu seiner Bedienung zwei sehr hübsche Mädchen, durch welche jeder, der etwas bei dem Herrn zu suchen hatte, sich desto leichter Eingang zu verschaffen im Stande war, je besser er bei diesen schönen Kindern angeschrieben stand. Ich suchte daher Gelegenheit ihnen bekannt zu werden, und ich war bald so glükklich mich ihrer Gewogenheit zu versichern. Da ich nun glaubte den rechten Kanal gefunden zu haben, so bekümmerte ich mich nicht mehr um den Herrn Sekretär, sondern wandte mich an den Herrn Präsidenten selbst. Alle Kostbarkeiten, die ich nur auftreiben konnte, überschikkte ich ihm, und da ich zugleich von dem Mädchen bestens empfohlen wurde, so schenkte er mir sein ganzes Zutrauen, selbst in Hinsicht auf seine Re-

ligions=Grundsätze war er nicht zurükhaltend gegen mich. Auf seinen Befehl mußte ich den Concurs machen, (meine lieben Leser lernen hier in diesem meinen Buche gewiß manche termini technici oder Kunstausdrükke, die ich der Kürze wegen beibehalten muß.) welcher zu der Zeit jährlich 2 mal, nämlich in den Monaten May und September angesezt war, wo die Kandidaten der Theologie, sowol diejenigen welche Kaiserliche= als Patronat=Pfarren erhalten sollten, aufs strengste schriftlich geprüft wurden. Dieser Concurs dauerte drei Tage, und zwar in folgender Ordnung: Am ersten Tage des Vormittags war Dogmatik der Gegenstand und Nachmittags Pastoraltheologie. Am zweiten Tage Vormittags das geistliche Recht, Nachmittags Krankenbesuch, Predigt und Katechetik nach der Sokratischen Lehrart. Am dritten Tage wurde die Predigt öffentlich gehalten und gleich nachher mündlich katechesiret. Wäre mir mein Gedächtniß ganz treu geblieben, so würde ich alle die Fragen, welche ich zu bearbeiten hatte, hier meinen Lesern mittheilen. Aus dem Krankenbesuche erinnere ich mich noch eines Gegenstandes. Ein sehr alter Familienvater, der sich durch Handel große Reichthümer erworben hat, liegt an einer sehr schmerzhaften Krankheit darnieder. Wie ist

dieser Mann auf dem Sterbebette nach katholischen Grundsätzen zu behandeln? Die Predigt war über den Text: Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählet. Man kann leicht denken, daß von mir verlangt wurde, ich sollte und müßte alles, was nicht zur katholischen Kirche gehörte, für unselig erklären.

Wer auf eine Kaiserliche Pfarre Anspruch machen wollte, mußte über alle Gegenstände die erste Censur haben. Zu einer Patronat-Pfarre hingegen wurde nur erfordert, daß er über das geistl. Recht, über Krankenbesuch, Predigt und Katechesation die erste Censur erhielt. Im Monat September 1787 meldete ich mich zu diesem Concurs, und erhielt über alle Gegenstände die erste Censur, welche noch im Consistorio bey den Acten liegen muß. Meine Freude über die erhaltene Censur war sehr groß, weil dieß Examen äußerst strenge gehalten wurde, daher denn auch viele Candidaten (ut ajunt) durchfielen. Nun glaubte ich, könne es mir nicht fehlen, ich müsse nothwendig bald eine Pfarre erhalten. Ich konnte es mir zwar selbst nicht verhehlen, daß ich, besonders wegen meiner starken Neigung zum andern Geschlechte, nicht ganz zu einem so wichtigen Amte passen würde; allein ich beruhigte mich mit dem Ge-

danken, daß ich es ja nur eben so machen dürfte, wie die meisten katholischen Pfarrer, welche sich mit einer hübschen Köchinn oder Ausgeberinn begnügen. Hierzu kam noch, daß ich von der weisen Regierung Josephs des Zweiten die besten Erwartungen für die Zukunft hatte, weil das, was er that, jeden Vernünftigdenkenden völlig dazu zu berechtigen schien; denn er empfahl die Toleranz, und allen im deutschen Reiche geduldeten Religionsverwandten wurde unter seiner Regierung freye Religions-Uebung und volles Bürgerrecht zugestanden. Er erlaubte das Lesen der Bibel, und diese Erlaubniß machte hier und da den lebhaftesten Eindrukk; ich selbst bekam z. B. von einer alten wohlhabenden Matrone, die mein Beichtkind war, hundert Gulden, um dafür Bibeln anzuschaffen, und solche unter Aermere zu vertheilen. Die Censur der Bücher ward den Geistlichen entrissen, und nur der einzige Abbé Rosalino, ein aufgeklärter und thätiger Theologe, blieb noch Mitglied derselben. Die Bulla Coenae, als eine Mißgeburt der schrekklichsten Intoleranz wurde vom Pabste Ganganelli selbst aufgehoben. Es wurde schon hier und da Ton unter den Katholiken, daß auch außer ihrer Kirche das Heil zu finden sey, und daß der Titel einer Alleinseligmachenden Kirche leere und thörichte An-

maßung der Pfaffen sey, welche herrliche Aussicht für ein vernünftiges katholisches Christenthum! Man suchte sowol die Schriften der Protestanten, als ihren Umgang, und die Ehe zwischen Katholiken und Protestanten wurde nicht mehr als eine verdammungswürdige Entheiligung des Glaubens betrachtet. Ich habe selbst zu einer solchen Ehe beigetragen, indem ich meine Nichte einem protestantischen Buchhändler zuführte, und beide selbst in unserer Kirche trauete.

Nach dem allen, was ich theils schon unter der Regierung Josephs erlebt hatte, und was ich noch für die Zukunft Gutes erwartete, war ich mit meinen Gesinnungen gar nicht zurükkhaltend, ich äußerte vielmehr meine Meinungen sowol im Umgange mit Geistlichen und in Gesellschaften, als auch sogar auf der Kanzel; dafür wurde ich denn aber auch bei dem Hrn. Cardinal und bei dem jezt noch lebenden Weihbischofe Gr. A. schrekklich angeschwärzt. Ich wurde zu wiederholtenmahlen zu dem Hrn. Kardinal gefordert, sehr ernstlich ermahnet und gebeten, doch ja keine protestantische Bücher zu lesen, mich nicht gebrauchen zu lassen durch Beiträge andere Prediger zu kritisiren, und so wurde ich derb ausgefilzt und dann in Gnaden

entlassen. Welche erbauliche und herzstärkende Eindrükke dieß alles auf mich machen mußte, darf ich gewiß hier nicht noch anführen.

Schon damals fühlte ich bei mir ein grosses Verlangen Freimaurer zu werden, und nachdem ich deßhalb nachgesucht hatte, wurde ich wirklich in der Graf Bornischen Loge zur Aufnahme vorgeschlagen; allein ganz wider meine Erwartung wurde die Loge geschlossen, ohne daß mir die wahre Ursach davon bekannt geworden ist. Mein Wunsch wurde also für dieses mal nicht befriedigt.

Nach den Befehlen, welche Joseph der Zweite in Rükksicht der Klöster ertheilt hatte, sollten die Mönche nicht mehr von einem Kloster zum Andern verschikkt werden; auch sollten die Kloster-Obern von den Conventualen gewählt werden, dieß leztere gab zu manchen unangenehmen Auftritten Anlaß. In unserm Kloster zu Wien trat bald der Fall ein, daß ein Oberer gewählt werden sollte. Die Meinungen waren getheilt: Die ältern Mönche wollten unter keinem jungen Obern stehen, und die Jüngern wollten doch auch ihr Recht behaupten, das ihnen der Kaiser gegeben hatte, und sich also einmal einen Obern aus den Jün-

gern wählen. Da ich schon einer von den Aeltern war, so wurde mir die Direction der Wahl aufgetragen; allein ich machte den Fehler, daß ich überhaupt zu leichtsinnig zu Werke ging, und besonders machte ich mich der Undankbarkeit schuldig, indem ich den wirklichen Prior, P. Engelbertus, welcher ein frommer, rechtschaffener, gutdenkender, und besonders gegen mich ein gefälliger Mann war, als Obern zu beseitigen suchte, und dagegen einen jungen Mann zu diesem Posten befördern wollte. Ich sammelte vier Wochen vorher die Stimmen, und ließ dabei den heil. Geist ganz aus dem Spiele. Alle, mit denen ich conferirte, waren geneigt ihr Votum dem von mir und einigen andern vorgeschlagenen jungen Manne zu geben; dieß konnte aber nicht ganz verschwiegen bleiben, und daher suchte der schon wirkliche Obere auch für sich zu werben. Es wurden Verheißungen gemacht, welche darauf hinaus liefen: wenn der alte Vorgesetzte im Besitz bleiben würde, so sollte ich, P. Constantin Placht, P. Gofrid Ekner und P. Anselm Burgemeister, nicht nur unserer Posten als Cooperatoren entsetzt, sondern auch durch Befehle der Regierung und des Consistorii, aus dem Kloster entfernt werden. Diese Verheißungen fanden bei einigen, die unsere Posten zu erhalten hofften, den

besten Eingang, und da die Wahl geschehen war, sahen wir ein, daß wir Verrathen waren. Nachdem der alte Prior in seinem Amte bestätigt war, so ließ er dieß sein erstes Geschäft seyn, mich und die beiden erst genannten aus dem Kloster zu entfernen; den vierten aber behielt er noch bei, weil er glaubte, daß dieser ihm nicht gefährlich werden könnte, worin er auch nicht irren mogte, auch von mir hätte er für die Zukunft nichts zu befürchten gehabt; denn ich erkannte mein Unrecht sehr tief, und freuete mich hinterher aufrichtig, daß mein leichtsinniger Plan nicht durchgegangen war.

Was meine Lage unter diesen Umständen noch verschlimmerte, war, daß ich in eben dieser Zeit eine Predigt über das Gebot, nach dem Texte: „Bittet so wird euch gegeben" hielt. Ich entwikkelte in derselben die Merkmahle eines guten und schlechten Gebets. Der zweite Theil dieser Predigt beförderte besonders meinen Untergang; denn in demselben wurden alle die Mißbräuche, welche bei den Gebeten der Papisten vorzukommen pflegen, gerügt. Diese Predigt wurde, was noch den größten Zuwachs meines widrigen Schikksals ausmachte, noch obenein als Musterrede in der Prediger-Kritik aufgestellt, und zu meinem Leidwesen

war sogar mein Name als Verfasser darunter gedrukkt. Nun war das Maaß meiner Sünden voll; wie man sich leicht denken wird. Ich wurde zu dem Kardinal Wiggotzi gefordert, und befragt: ob ich alles, was in der Prediger-Kritik stånd, wirklich gesagt håtte? Da ich dieß nicht leugnen konnte und auch nicht leugnen wollte, so mußte ich sogleich mein Manuscript übergeben. *) Nun traf alles zu meinem Verderben zusammen: die unglükkliche Priorwahl, meine Heterodoxie, die Anklage gegen mich als einen unruhigen, mißvergnügten, dem zweiten Geschlechte sehr ergebenen Mann. u. s. w. Die Folge davon war, daß ich, P. Constantin, welcher ebenfalls Prediger und Cooperator war, P. Godof. Ekner, welcher Director der Kaiserlichen Normalschule war, abgesetzt und in andere Klöster versetzt wurden; unsere Posten aber wurden nun mit Kreaturen besetzt, die ihr Votum dem alten Prior gegeben hatten, ohne darauf zu sehen, ob sie

*) Auch hatte ich am selben Sonntage Nachmittags von 2 bis 4 Uhr den katechetischen Unterricht zu besorgen gehabt, wobei man auswitterte, daß ich Hermes Handbuch der Religion benutzte. Man kann denken, welches Verbrechen!!!

das leisten konnten, was wir geleistet hatten. Wir protestirten zwar feierlich gegen diese Behandlung; aber es half uns nichts, wir mußten fort. Von diesem Augenblikke an habe ich meine damals innigsten Freunde nicht wieder gesehen, weiß also bis jetzt nicht, ob sie noch am Leben sind, oder ob sie schon das Zeitliche gesegnet haben.

Ich wurde von dem Provinzial nach Baden versetzt, und dieß mußte ich noch als eine große Gnade ansehen. Hier lebte ich ganz für mich, studirte, las und war im Kloster ganz umbekümmert um alles, was außer demselben vorging. Die Musik war das Einzige, was mir außer dem Studiren noch Vergnügen gewährte. Ich habe schon erwähnt, daß ich in Wien den Contra-Violon spielen gelernt und es auf diesem Instrumente zu einer ziemlichen Fertigkeit gebracht habe; jetzt wurde dieß eine Gelegenheit, daß ich mit Mozart, Wanhal, Hoffmann und Hoffmeister in Verbindung kam, mit Letzterm traf ich bei Mozart einigemal zusammen. Eben dieß wurde eine Veranlassung, daß ich dem Herrn Reichsgrafen von Wolfeck als Schloßkaplan empfohlen wurde. Der Herr Reichsgraf, ein Mann vom besten Kopf und Herzen, war ein großer Freund und

Kenner der Musik; er unterhandelte mit mir und versprach mir die erste bei ihm aufkommende Pfarre — deren er sieben zu vergeben hatte — zu conferiren. Um aus dem Kloster zu kommen, ließ ich mir gern jede Bedingung gefallen; und ob ich mir gleich die Schwierigkeiten beim Consistorio denken konnte, so hoffte ich doch, daß der Herr Reichsgraf meine Anstellung auf seinem Gute Stupach schon durchsetzen würde. Die Schwierigkeiten stellten sich auch bald ein: der Herr Weihbischof und der geheime Secretair — dem ich zu geben aufgehört hatte — setzten sich aus allen Kräften dagegen, so daß aus der ganzen Sache nichts geworden seyn würde, wenn sich der Hr. Kanzler v. Z. nicht ins Mittel geschlagen, und mir die Präsentation als Schloßkaplan des Hrn. Reichsgrafen hätte ausfertigen lassen. Nachdem ich meine Abfertigung erhalten hatte, eilte ich das Kloster zu verlassen. Mein Vergnügen war sehr groß, da ich das Glükk hatte in einem so vornehmen Hause auftreten zu können, und besonders da ich die Versprechung hatte, die erste erledigte Pfarrstelle des Hrn. Reichsgrafen zu bekommen. Ich kam glükklich auf dem Gute Stupach an, und der Hr. Graf und die Frau Gräfinn nahmen mich sehr freundschaftlich auf.

Gleich bei meiner Ankunft hatte ich das Vergnügen, vier Virtuosen aus Wien anzutreffen, die der Hr. Graf jährlich einigemal kommen ließ, um sich in Gesellschaft dieser Männer zu exerziren; denn der Hr. Graf war wirklich in der Musik sehr stark. Hier hatte ich nun himmlische Tage und lebte sehr gut und glükklich; meine Beschäftigung war täglich Messe zu lesen, und des Sonntags das Evangelium zu erklären. Meine Feinde wurden durch meine jetzige Lage noch mehr zum Neide und zur Mißgunst gereitzt; sie hatten daher beständig auf mein Thun und Lassen Acht, und schikkten von Zeit zu Zeit ihre Berichte an das Consistorium. Vorzüglich zeichneten sich hierbei der Pfarrer und Kaplan des Orts aus, in welchen das Gut des Hrn. Grafen eingepfarrt war. Der Pfarrer war ein Dummkopf und Grobian, ganz wie ein Dummkopf und Grobian seyn muß, da das seyn müssen jetzt für jeden Stand auf der Tagesordnung steht, oder ein Dummkopf und Grobian erster Größe, und der Kaplan mit fuchsrothen Haaren, war der infamste Schleicher, den es nur geben kann. Ich habe mit Gewißheit erfahren, daß einer von diesen beiden verkleidet in der Schloßkapelle zugegen gewesen ist, und mich gehört hat, da ich das Evangelium vom ungerechten Haus-

halter, wie ich glaubte, biblisch und vernünftig erklärte. Ich wurde daher auch bald in dieser Gegend verketzert; indessen ließ ich mich dadurch nicht dahin bringen, anders zu reden und zu lehren, als ich glaubte. Was mir das Leben hier sehr angenehm machte, war, außer der guten Lebensart, die ich führte, und der großen Humanität, mit welcher mich die Herrschaft behandelte, die Jagd und die Musik, und besonders die so vortrefliche Bibliothek des Hrn. Grafen, welche so viele Vorzüge hatte, daß ich mich nicht erinnere eine solche Privatbibliothek von solcher Vollkommenheit gesehen zu haben; und noch verwendet der Hr. Graf, als ein Kenner und Freund der Wissenschaften, jährlich ansehnliche Summen zur Anschaffung neuer Werke. Die Wohlthat, wenn in einem Kreise von fünf Meilen umher wenigstens einer, der es daran wenden kann, eine gute Bibliothek unterhält, ist für so manchen armen Wissenschafts-Freund, der davon Gebrauch machen darf, oft unbeschreiblich groß.

Noch muß ich hier des Umstandes gedenken, daß der Hr. Graf ein großer Liebhaber von Schauspielen war; er hatte zu dem Ende ein eigenes Theater mit allen erdenklichen Maschinerien, u. s. w. erbauen lassen, und hielt

sich einen eigenen Theatermeister, einen Schau-spiel-Direktor und einen Kapellmeister. Alle Woche wurde ein Stük gegeben, und alles, was im Hause war, mußte mit spielen; daß von einem solchen Theater keine große Voll-kommenheit zu erwarten ist, läßt sich leicht begreifen; jedoch war der Graf selbst ein sehr guter Acteur, und konnte, besonders in ernst-haften Rollen, vieles leisten. Da also alles was zum gräflichen Hause gehörte, bei dem Theater zu thun hatte, so wurde auch ich freund-schaftlich ersucht daran Antheil zu nehmen, und besonders glaubte der Graf, daß die Stelle ei-nes Souffleurs am besten für mich passen wür-de. Dieß that ich gern, ob ich gleich sehr viele Mühe und Noth dabei hatte, sowol bei den Proben als bei der Aufführung der Stükke selbst. Aus der ganzen umliegenden Gegend kam al-les, was reiten, fahren und gehen konnte, theils der Comödie wegen, theils aber auch we-gen der Gastfreiheit des Hrn. Grafen, indem er fast jedesmal Soupee, oft auch Ball gab, wozu denn auch die Gäste eingeladen wurden. Bei einem solchen Zusammenflusse von Men-schen konnte es denn aber auch nicht lange ver-schwiegen bleiben, daß ich Souffleur war, dieß war aber auch schon genug um ein Stein des Anstoßes zu werden, besonders bei den Dum-

men, die in einem Priester gern einen Heiligen, oder richtiger einen empfindungslosen Klotz sehen mögen.

Noch ereignete sich zu meinem äußersten Nachtheile ein sehr böser Umstand: schon war der Tag bestimmt, an welchem ein gewisses Stükk gegeben werden sollte; aber unvermuthet wurde einer der Mitspielenden, welcher die Rolle eines Beamten machen sollte, krank; da nun der Hr. Graf dennoch wünschte, daß das Stükk gespielt werden möchte: so wurde ich ersucht die Rolle noch einzustudiren, und zu spielen, und ich, um dem Hrn. Grafen gefällig zu seyn, da er sich in allen Stükken so unbeschreiblich gnädig gegen mich bewies, war leichtsinnig genug dieß zu thun, ohne die Folgen zu bedenken, die daraus entstehen konnten, und wirklich auch entstanden. Ich spielte meine Rolle, und die in der Nähe sich befindenden Pfaffen berichteten alles dem Consistorio aufs pünktlichste, so daß nun mein gänzlicher Untergang zur völligen Reife gekommen war, während ich mich unter den schönsten Hoffnungen und Aussichten in einen sanften Schlummer wiegte. So geht es oft dem kurzsichtigen Sterblichen hienieden: ein Ungewitter zieht sich über seinem Haupte zusammen und droht

ihm jeden Augenblikk Tod und Verderben; er aber geht ruhig und unbekümmert seinen Gang, sorgt nicht für den andern Morgen, sondern genießt froh das gegenwärtige Gute, ohne wegen der Zukunft bekümmert zu seyn.

Ehe ich in meiner Geschichte weiter gehe, muß ich hier noch eines Umstandes gedenken, wodurch mir das Gräfliche Haus merkwürdig und unvergeßlich geworden ist: ich lernte nämlich hier meine jetzige Frau kennen, schätzen und lieben; wir harmonirten nicht nur mit den Herzen, sondern auch in Hinsicht unsrer Religions-Grundsätze. Ich glaubte daher in ihr den Gegenstand meiner ganzen Liebe gefunden zu haben, und wünschte mit ihr durch eine unauflösliche Verbindung auf meine ganze Lebenszeit vereinigt zu werden. Daß wir uns einander oft sahen und sprachen, dazu gab die Herrschaft selbst immer Veranlassung, indem wir beide fast beständig um dieselbe seyn mußten; und überdieß wurde meine jetzige Frau in dem gräflichen Hause nicht als Dienerinn, sondern als Kind betrachtet und behandelt. Da wir oft Gelegenheit hatten bei einander zu seyn, so wurde auch oft davon gesprochen, was denn wol aus unsrer Liebe werden könne, und wie wir in der Zukunft mit einander glükklich, und

gegen Pfaffen-Verfolgung gesichert würden leben können? Wir wußten zwar, daß weder die Natur noch die Bibel es uns verböte, in der Ehe mit einander zu leben; gleichwol aber sahen wir noch keinen rechten Weg zu unserm Zwekke zu gelangen. Wir verbanden uns indessen und schwuren uns beständige Treue, versprachen uns nie zu verlassen, sondern alles erdenkliche Elend, was sterbliche Menschen nur immer treffen kann, gemeinschaftlich zu tragen, und eine bessere Zukunft ruhig und mit christlicher Geduld abzuwarten. Ich kann nicht umhin hier zur Steuer der Wahrheit zu bekennen, daß meine jetzige Frau, alle dem, was ich nur irgend berechtigt war von ihr zu erwarten, vollkommen entsprochen hat: sie hat nun schon sechszehn Jahre hindurch alles Angenehme und Unangenehme mit mir getheilt, und mich aus allen Kräften, in den oft wirklich traurigen Lagen meines Lebens, treulich unterstützt.

Der Hr. Graf hatte mir versprochen eine seiner Patronat-Pfarren zu conferiren; jetzt trat der Zeitpunkt ein, wo ich ihn bei seinem Worte halten konnte: es wurde nämlich eine der einträglichsten Pfarren seines Gebiets vakant; sie hatte die angenehmste Lage auf einem

Berge, welcher Semering heißt, und Oesterreich von Steyermark absondert. In dieser Pfarrkirche war ein Wunder wirken sollendes Marien Bild, Maria-Schutz genannt; hierher wallfahrteten jährlich viele tausend Menschen, von denen so viele Messen bestellt und bezahlt wurden, daß oft ein Vorrath auf zehn Jahre vorhanden war, wenn sie alle von den hiesigen Pfaffen hätten gelesen werden sollen; deßhalb wurde damit ein doppelter sehr einträglicher Handel getrieben, z. B. Eine Messe wurde mit dreißig Kreutzern bezahlt, und diejenigen, die man hier nicht bestreiten konnte, wurden andern Priestern, welche an diesen täglichen Messen-Bestellungen Mangel hatten, mit zehn Kreutzer Abzug überlassen, welcher Ueberschuß dem hiesigen Pfarrer in die Tasche floß. Der Hr. Graf hielt Wort, und conferirte mir diese, in jeder Rükksicht sehr ansehnliche Stelle.

Ich mußte an einem Festtage Mariens meine Probe-Predigt halten, wobei wol einige tausend Menschen gegenwärtig waren. Es war sehr natürlich, daß ich nach meinen Grundsätzen ganz anders von der Verehrung Mariens, und von den Wundern sprach, welche in dieser Pfarrkirche durch sie — auf eine

für uns Menschen unbegreifliche Art — geschehen seyn sollten, als diejenigen Priester, welche sonst hier alle Sonn- und Festtage dem Volke blauen Dunst vorzumachen pflegten. Daher kam es denn aber auch, daß die Pfaffen sogleich beim Consistorio heimlich darauf antrugen, mich ja in dieser Stelle nicht zu bestätigen, weil ich immer schon, und besonders hier so ketzerische Gesinnungen geäußert hätte, und überdieß auch ein zu großer Freund des schönen Geschlechts sey. Da der Hr. Reichsgraf mit seiner Frau Gemahlin und dem ganzen Hofstaate bei meiner Probe-Predigt zugegen waren, so wurde nachher eine prächtige Mittagstafel servirt, und dazu alle anwesende vornehme Gäste, worunter auch Pfaffen — Teufel in Menschengestalt, wollte ich sagen — befindlich waren, eingeladen. Bei Tische tranken der Hr. Graf und die übrigen Gäste auf meine, als des neuen Pfarrers Gesundheit, und wünschten mir Glükk; auch die Pfaffen ermangelten nicht, mich ihre Judas-Grüße, oder erheuchelten Glükkwünsche hören zu lassen. Es ist erstaunlich, wie weit die Verstellung bei ränkevoll erzogenen Menschen gehen kann!

Bald nach unserer Zuhausekunft wurde meine Präsentation von dem Hrn. Grafen an

das Consistorium eingeschikkt, in welcher ich als der erste zum Pfarrer aufgeführt war. Noch muß ich meinen Lesern hier sagen, daß der Gewohnheit gemäß, der Patron dem Consistorio drei Subjekte vorschlägt, den er aber als den ersten ansetzt, den muß das Consistorium in der Regel genehmigen; allein für dieses Mal machte dasselbe eine Ausnahme; denn kaum war meine Präsentation beim Consistorio eingegangen, so wurde sie sogleich dem Hrn. Grafen wieder zurükkgeschikkt, mit dem Bedeuten: mich ganz wegzulassen, und einen andern als den dritten Candidaten hinzuzufügen. Ich bekam von meinem Freunde, dem Hrn. v. Z. einen eigenen Eilboten, mit einem Schreiben, worin mir gerathen wurde, den Hrn. Grafen zu bewegen, mit mir nach Wien zu kommen, und seine Gerechtsame daselbst zu behaupten. Dieß geschah, wir kamen in Wien an, und nachdem daselbst vieles pro et contra verhandelt worden war, fiel das Resultat des Weihbischoffs Grafen v. A. — eines dummen und stolzen Pfaffen, wie sich denn dieß bei Menschen von äußerlicher Würde immer gern mit einander paart — dahin aus, daß ich wegen meiner Heterodoxie und meines ganzen freien Lebenswandels nicht würdig sey, besonders diese Marien-Pfarrstelle zu erhalten; mir solle über-

haupt, so lange ihm ein Auge offen stände, nicht die geringste Hoffnung übrig bleiben, jemals eine Pfarre zu bekommen.

Ueberhaupt ließ sich wol nach allen beim Consistorio meinethalben eingegangenen Denunciationen wol nicht viel Gutes für mich erwarten; daß aber besonders jetzt dieser elende Mann, der Weihbischoff, so sehr gegen mich aufgebracht war, davon waren die vorzüglichsten Ursachen: theils die Mißgunst der Augustiner-Mönche, theils der Secretair S., welchem ich keine Fasanen, Rebhüner u. s. mehr zufliegen ließ, ganz besonders aber waren zwei Domherrn meine heftigsten Feinde, zwei Menschen, deren Lebenswandel eine Kette von Lastern aller Art war; sie waren die gröbsten Säufer und Schwelger, die niederträchtigsten Hurer, und der eine war sogar ein Mädchen-Verhändler. Ich würde diese Schandbuben hier namentlich aufführen, allein: leben sie noch, so wird sie Wien bei Lesung dieser Schrift ganz genau kennen; denn was ich schreibe, war zu der Zeit kein Geheimniß, sondern eine allgemeine bekannte Sache; sind sie aber gestorben, nun, so haben sie die Hölle mit in die Ewigkeit genommen, und keine Seelenmessen werden je

ihre schlechten Handlungen in gute verwandeln können.

Kaum hatte ich die Worte des Bischofs gehört, so gab ich demselben folgende Antwort: wenn ich also keine Beförderung zu hoffen habe, und meine übrige Lebenszeit als ein Tagedieb zuzubringen befürchten muß, so werde ich lieber in der weiten Welt im Schweiße meines Angesichts mein Brodt zu verdienen suchen; und sogleich verließ ich das Haus des Bischofs und, nach zwei Tagen auch Wien, eilte zurükk zu meiner jezigen Frau, nahm von ihr Abschied und hielt mit ihr Rükksprache wegen der Zukunft, ob sie nämlich noch Willens sey mir nachzukommen, oder was ich von ihr zu hoffen hätte? Hierauf wurde der Plan zu meiner Reise gemacht, und so verließ ich mein Vaterland auf immer.

Um nicht entdekkt zu werden, machte ich die drei ersten Posten auf einem Weinwagen; in Stockerau aber nahm ich Extrapost, und so kam ich glükklich in Prag an, von wo ich sogleich weiter gereist seyn würde, wenn ich eine Landkutsche nach Dresden hätte erfragen können. Nach zwei Tagen fuhr ich — um je eher je lieber über die

Grenze zu kommen — mit einer Landkutsche nach Leutmeritz, von da nach Loboschitz, und von hier fuhr ich mit einem Holzhändler, der eben nach Dresden fuhr, mit dessen Wagen dahin ab. Ich kam ganz glükklich in Dresden an, ohne daß ich den von mir selbst geschriebenen, und von einem sehr guten Freunde beim Wiener Consistorio, mit dem Siegel desselben versehenen Paß aufzuweisen nöthig gehabt hätte.

Schon in Prag hatte ich zu meiner Erleichterung meinen Ordenshabit und was dazu gehört, in den Abtritt geworfen, weil ich dadurch leichter hätte verrathen und aufgefangen werden können. Ich ging daher von dieser Zeit an als Weltpriester und durchaus nicht mehr als ein Augustinermönch gekleidet, auch am Kopfe konnte man mirs nicht ansehen, daß ich eigentlich Mönch war, weil wir — besonders die bei der Seelsorge angestellten Mönche — zur Zeit der Regierung Josephs des Zweiten, uns die Haare nicht mehr abscheeren ließen, sondern solche wie andere ehrliche Leute als die von Gott gegebene Kopfdekke trugen.

Bei meiner Ankunft in Dresden hatte ich meinen wahren Namen, woher ich komme, und daß ich katholischer Priester sey, ehrlich angegeben; dieß gab nachher zu vielen Nachstellungen der Pfaffen Anlaß. Ich war in dem Gasthofe, das große Rauchhaus genannt, eingekehrt; hier wurde ich von der noch lebenden Wirthinn, welcher ich meine Lage entdekkte, sehr gut und menschenfreundlich behandelt. Nun war ich in Dresden, wußte aber noch nicht, was ich anfangen sollte. Da ich mir täglich das Haar kräuseln ließ, so lernte ich an dem Manne, der dieß Geschäft bei mir verrichtete, und Schneider hieß, einen verständigen und gutdenkenden Menschen kennen. Weil er schon mehrere Auftritte dieser Art in Dresden und selbst in diesem Gasthofe erlebt hatte, so drang er in mich, mich ihm ganz anzuvertrauen; er versprach mir, alles, was in seinen Kräften stehe, anzuwenden, um mir fortzuhelfen. Da er eine ehrliche Phisiognomie hatte, so machte ich ihn mit meiner ganzen Geschichte bekannt, und sagte ihm zugleich, daß ich Willens sey Protestant zu werden, nur wisse ich nicht, wie ich es anzufangen hätte. Er stutzte und schien mit meiner Aeußerung nicht zufrieden zu seyn; vielleicht

hielt er mich jetzt noch für einen Umherstreifer, der nur aus gewisser Speculation diesen Schritt thun wollte. Allein kaum hörte er meine Grundsätze, die freilich anders seyn mochten, als diejenigen der andern Renegaten — deren sich zu der Zeit noch drei in Dresden aufhielten — so sprach er aus einem herzlichern Tone mit mir. Er führte mich zu dem Herrn Archidiakonus Winckler, meinem mir Zeitlebens schätzbaren Freunde und Gönner. Ich wurde ihm vorgestellt; allein kaum hatte ich ihm meinen Vorsatz, Protestant zu werden, freimüthig gesagt: so nahm er mich, was ich nie geglaubt hätte und durchaus nicht erwartete, noch viel ernstlicher als mein Freund der Friseur auf; er gab mir — da er meine Grundsätze noch nicht kannte — sehr bittere Verweise, wies mich gänzlich ab, mit dem Bedeuten: er möge mit Leuten dieser Art nichts zu thun haben, man fände an ihnen gewöhnlich Betrüger, die sich auf Kosten anderer füttern zu lassen gedächten, und endlich wieder davon liefen. Ich konnte dieß diesem ehrlichen Manne nicht verdenken; aber seine Worte erschütterten mich im Innersten der Seele; jedoch beruhigte mich die Ueberzeugung und die ruhige Ueberlegung, mit welcher ich in dieser Angelegenheit zu Werke

gegangen war. Ich ließ mich daher nicht abschrekken, sondern besuchte den Herrn Archidiakonus bald einmal wieder, ohne dießmal von Religions-Veränderung mit ihm zu sprechen; wir unterhielten uns daher bei meinen folgenden Besuchen über wissenschaftliche Gegenstände, besonders über Philosophie und Physik, welche seine Lieblingsstudien sind, und worin er gewiß ausnehmende Fortschritte gemacht hat. Nun gewann ich bald seine Gewogenheit, er nahm mich in seinen Schutz, und both mir sogar täglich freien Tisch an. Er stellte mich dem Oberconsistorium vor, welches damahls aus dem Präsidenten, dem jetzigen Minister Hrn. v. Burgsdorf, dem verstorbenen Hrn. Oberhofprediger Herrmann, und Hrn. Archidiak. Winckler, der die Stelle des verstorbenen Superintendenten vertrat, bestand. Ich wurde zum Oberconsistorium beschieden, um mich wegen meines vorigen Standes und wegen meiner ehedem verwalteten Aemter zu legitimiren. Ich übergab meine Documente, und erhielt in der nämlichen Sitzung die Versicherung, daß ich ganz ruhig in Dresden bleiben könne, bis ich zum ersten Mahle zum heil. Abendmahle gewesen seyn würde. Dieß war nun allerdings einige Beruhigung für mich; aber desto auffallender war es mit,

als ich nach Verlauf einiger Tage durch einen Consistorial-Bothen den Befehl erhielt: so bald als möglich Dresden zu verlassen; zugleich wurde mir, man kann denken in welche Verlegenheit und Bestürzung mich dieser unerwartete Umstand versetzte, etwas Reisegeld versprochen. Vermuthlich hatte der Oberhofprediger diesen Befehl veranlasset, weil er das an mir nicht gefunden haben mogte, was er sonst an Augustiner-Mönchen zu sehen gewohnt war; denn außer meinen Documenten hatte ich nichts aufzuweisen, wodurch ich bescheinigen konnte, daß ich das Mönchsjoch achtzehn ganze Jahre hindurch getragen habe. Er vermuthete daher in mir einen Emissair, einen Verkappten Exjesuiten, einen Illuminaten u. d. g. Da ich diesen Befehl gelesen hatte, so eilte ich zu meinem Freunde dem Herrn A. Winckler, dieser wunderte sich sehr, wie man so folgewidrig handeln könnte: heute annehmen und morgen wieder abweisen, hiervon müsse Hofluft die Ursach seyn. In seinem Eifer sagte er so gar: dieß Verfahren des Consistoriums ist dummes Zeug, man sollte Sie nicht als einen Aventurier, als einen dummen Menschen behandeln, sondern als einen reellen Mann, der mit nützlichen Kenntnissen versehen ist. Sie bleiben hier, auf mein Wort, und auf die Schrift,

welche ich Ihnen sogleich einhändigen werde, ohne sich je wieder beim Oberconsistorium zu melden. Ich erhielt die Schrift, und war nun von dieser Seite wieder beruhigt.

Bald aber stellte sich ein neuer Kummer ein: das mitgebrachte Geld fing nämlich an sich seinem Ende zu nahen, und in Dresden war für mich kein Erwerbszweig ausfindig zu machen. Mein Instrument, mit welchem ich mir geschmeichelt hatte, meinen Unterhalt zu verdienen, war hier nicht bekannt, und nicht aufzufinden; ja selbst in der so vorzüglichen Churfürstlichen Kapelle habe ich nicht einmal einen Contra-Violon getroffen, der nach Wiener Art hätte gespielt werden können. Mir durch meine Wissenschaften etwas zu erwerben, darauf konnte ich auch nicht rechnen, weil sich viele der ausgezeichnetsten Gelehrten hier aufhielten; auch konnte ich nicht erwarten, daß sich Eltern finden würden, welche mir den Unterricht und die Erziehung ihrer Kinder anvertraueten. Meine vornehmste Sorge war, daß ich alle Sonnabend meine Rechnung im Gasthofe richtig machte, dieß würde ich aber gewiß nicht haben thun können, wenn sich nicht mitleidige Menschenfreunde gefunden hätten, welche mir dieß durch ihre Güte möglich mach-

ten. Das Oberconsistorium bekümmerte sich nicht um mich, von daher hatte ich also keine Unterstützung zu erwarten; mein Freund und Gönner Winckler aber handelte eigentlich wie ein Vater an mir; mit diesem vereinigte sich mein, in dem nämlichen Gasthofe wohnender, Friseur Schneider, er suchte allenthalben zu wirken. Endlich glükkte es ihm mich dem Bedienten des Hrn. v. T. des Referenten beim geheimen Concilio, zu empfehlen, und ihm meine jetzige traurige Lage vorzustellen. Er wünschte mich zu sehen und zu sprechen, und würde er mich würdig finden, so hatte er sich geäußert, unterstützt zu werden, so wollte er mich seinem Herrn aufs thätigste empfehlen. Dieser Mann, der noch in Dresden lebt, besuchte mich bald, und kaum hatte er mich gesprochen, und sich mit meinen Umständen bekannt gemacht, so wandte er auch alles an mir zu helfen; er ging täglich darauf aus um für mich Beiträge zu sammlen. Man denke sich meine Lage und meine Empfindnngen hierbei: vorher hatte ich im größten Ueberflusse gelebt, war als Priester, Prediger und Seelsorger hoch geschätzt worden; nun lebte ich in der äusserten Dürftigkeit, und würde ohne die Hülfe dieser drei Männer, unter Noth und Mangel haben erliegen müssen; gleichwol war dieß nur der

Anfang meines Elends; denn bisher hatte ich nur für mich allein zu sorgen gehabt, aber wie erschrak ich eines Morgens, als man mir im Gasthofe sagte, daß ein Frauenzimmer mit einer Landkutsche angekommen sey, welches mich zu sprechen wünsche, und wer war dieß? — Meine Geliebte, meine jetzige Frau. Das gute Mädchen hatte sich aus der besten Lage herausgerissen, hatte Mutter, Freunde und Vaterland verlassen, und war mir gefolgt. Sie hatte geglaubt mich in einer weit glükklichern Verfassung zu treffen; doch faßte sie sich bald, und wußte obgleich nur schwaches Weib, mir dennoch solche Trostgründe ans Herz zu legen, daß ich, der ich doch ein Philosoph seyn wollte, von ihr lernen konnte, und viel von ihr lernen mußte.

Daß diese meine Geliebte in der Folge meine Gattinn werden sollte, dieß durfte und sollte niemanden länger ein Geheimniß bleiben; der erste, dem ich es entdekkte, war mein Freund der Friseur Schneider. Allein anstatt daß ich Mitleid und herzliche Theilnahme von ihm erwartet hatte, fand ich gerade das Gegentheil: Er machte mir die bittersten Vorwürfe, daß ich nicht nur mich selbst in eine so traurige Lage versetzt hätte; sondern

daß ich nun auch noch ein Mädchen, welches schon so viel für mich aufgeopfert hätte, mit unglükklich machen wollte. Ich konnte diese Strafpredigt nicht ohne Thränen anhören; das gute Mädchen aber nahm das Wort, sprach mit aller Lebhaftigkeit eines gefühlvollen Redners und sagte mit vieler Freimüthigkeit: Sie wollen der Freund meines Geliebten seyn, und machen ihm solche kränkende Vorwürfe, anstatt daß Sie ihn mit Trost und Rath aufzurichten suchen sollten? Ich versichere Sie, daß, — da es nun einmal so weit gekommen ist — ich, weil ich alle weibliche Arbeiten zu machen im Stande bin, alle meine Kräfte anstrengen werde diesen Mann zu unterstützen. Kaum hatte er gehört, wie meine Geliebte gesonnen war, und welche Grundsätze sie hegte, so sprach er auch gleich aus einem andern Tone. Er ging sogleich zu dem schon erwähnten Bedienten des Hrn. v. T. welcher Mittag hieß, und entdekkte ihm die ganze Sache. Dieser Mann hat von diesem Augenblikke an sehr väterlich an uns beiden gehandelt: er suchte alles hervor, wie und auf welche Art, und durch welche gute Menschen er uns unterstützen könnte. Das erste war nun, worin er natürlich sehr richtig rechnete, daß er mich seinem Herrn vorstellte, welcher großen Antheil an meinem

Schikksale nahm, und mir in der Folge oft mit Rath und That hülfreiche Hand geleistet hat. Durch dieß Haus wurde ich mehrern vornehmen Häusern empfohlen, und in manche wirklich eingeführt.

Zu eben der Zeit hielt sich auch ein Franciskanermönch und ehemahliger Priester aus Prag in Dresden auf, welcher eine Frau und einen niedlichen Sohn hatte. Er war eigentlich ein Mechanikus, und legte sich besonders darauf Claviere zu bauen, und Uhren zu repariren. Er war ein herzensguter und fleißiger Mann, seine Frau aber war träge und faul, und jede Arbeit war ihr zuwider. Er bekannte sich schon öffentlich zur lutherischen Religion, als ich ihn kennen lernte; seine Frau aber war aus lauter finstern Vorurtheilen zusammengesetzt, und hing noch ganz mit stokkblinder Ergebenheit an der päpstlichen Kirche. Sie war eine geborne Böhmen, und kein erzkatholischer Pfaffe kann sich je ein ergebeneres Beichtkind wünschen, als diese saubre Heldinn es war. Der gute ehrliche Mann konnte es nicht hindern, so ungern er es auch sah, daß sehr oft katholische Pfaffen theils wegen seiner Frau, theils und hauptsächlich seinetwegen in sein Haus kamen, die erste sollte immer in ih-

rem reinen Glauben erhalten werden; da sie aber bald sahen, daß es hier keiner Vorsicht bedurfte, so ging ihr Bemühen hauptsächlich dahin, den braven Mann in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurükzuführen. Es wurden Verheißungen und Drohungen aller Art angebracht, und dennoch mußten sie erleben, daß alle ihre Bemühungen vergeblich waren. Dieser Erfolg schmerzte zu tief, als daß sie nicht auf ein Aequivalent bedacht gewesen wären. Man höre, man staune, man verabscheue:

Der Mann, der an Leib und Seele gesund war, der sich auf eine ehrliche, Gott wohlgefällige Art durch seiner Hände Arbeit sich und den Seinigen den nöthigen Lebensunterhalt zu erwerben, und ganz der Bibel gemäß zu leben suchte, da wo es heißt:

„Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr, sondern arbeite und schaffe mit den Händen etwas Gutes, auf daß er habe zu geben den Dürftigen.“ oder dem Sinne des Ganzen nach mit andern Worten: „Wer sich bis dahin (weil er noch im Heidenthume lebte, noch nicht den Glauben an Einen wahren Gott kannte) auf diese oder jene unerlaubte Art

seinen Lebensunterhalt zu erwerben suchte, der thue das (seitdem er nun ein Christ ist, und gelernt hat, wie man Gott wohlgefällig leben könne und müsse) nicht ferner, sondern bemühe sich durch Fleiß in dem geachteten Fache, was er erlernt hat, oder durch solche erlaubte Arbeit, zu welcher er sich geschikkt und stark genug fühlt, den nöthigen Lebensunterhalt zu erwerben sowol für sich selbst als für die Seinigen, dann schafft er etwas Gutes, ja er erwerbe auf diesem rechten Wege so viel, daß er sich noch überdieß der wahren Armen annehmen kann."

Dieser Mann, der zur Erkenntniß gekommen war, daß er nicht bestimmt seyn könnte ein solches unnützes und zwekkwidriges Leben zu führen, wie sein voriges Franciskanerleben war, der nicht länger dem lieben Gott, wie man sagt, den Tag abstehlen, sondern mit den Händen, die er zu diesem Behufe sehr richtig von Gott erhalten zu haben glaubte, etwas Gutes schaffen wollte, mußte für den Besitz dieser Erkenntniß von den eben so niedrigen und boshaften, als unwissenden und abergläubischen Pfaffen sehr büßen und zwar auf folgende Art:

Einst kamen des Abends zwei von diesem Gelichter dem ehrlichen Manne ihren frommen Besuch abzustatten, und brachten eine Uhr, die er repariren sollte. Sie wußten, daß der Mechanikus sehr gern Tabakk schnupfte, reichten ihm daher alle Augenblikke die Dose. Theils aus großer Liebhaberei, theils in Gedanken und in Gesprächen vertieft, nahm er ein Prieschen nach dem andern, und was erfolgte? — Am andern Morgen war der brave Mann taub. So, gerade so, nicht um ein Wörtchen verrükkt, wurde mir diese Geschichte von den glaubwürdigsten Männern und von ihm selbst erzählt. Rede ich Unwahrheit, so schiebe ich diese jenen Männern und dem Leidenden selbst ins Gewissen; doch so teuflisch die Handlung selbst ist, und so sehr jeder Religiösgesinnter es mit mir fühlt, wie gern man sie nicht als möglich, geschweige dann als wahr denken mögte, so glaube ich dennoch, daß man mir keine Unwahrheit gesagt hat. Man hatte und das wol mit Recht anfänglich gefürchtet, der Mann mögte immer gänzlich taub bleiben; aber Gott erbarmte sich seiner; denn, so schwerhörig er auch für andere Dinge blieb, so genau konnte er doch alle Töne auf dem Claviere hören und unterscheiden. Wozu ihm das anpraktisirte Unglükk eigentlich schaden sollte, nämlich ihn

zu dieser Art Arbeit, wovon er hauptsächlich lebte, unfähig zu machen, das wurde durch eine gütige Dazwischenkunft des Himmels vereitelt. Zu meinem nicht kleinen Erstaunen hörte ich auf meiner Rükkreise aus dem Karlsbade vor drei Jahren von meinem Freunde, dem Archidiakonus Winckler, daß dieser Mann doch endlich wieder nach Böhmen in sein Kloster zurükgebracht worden wäre. Gott sey ihm gnädig in den Händen der Mönche, vorzüglich eines dikwanstigen Guardians.

Außer den bis jetzt erwähnten Häusern in Dresden, wo ich so gut und menschenfreundlich aufgenommen und unterstützt wurde, kann ich besonders eins nicht vergessen, nämlich das Haus des verstorbenen Kaufmanns Herrn Begers in der kleinen Brüdergasse. Den Umstand abgerechnet, daß sich alle in diesem Hause damals zum Institut der Brüdergemeine bekannten, traf ich unter andern sehr schätzenswerthen Männern vorzüglich einen äußerst würdigen und menschenfreundlichen Mann mit Namen Müller daselbst an.

Dieser edle Mann hat mich ausgezeichnet aufgenommen, und unermüdet unterstützt. Ich habe späterhin erfahren, daß er sich als Mis-

sionarius außer Europa oder in einem fremden Erdtheile befinden soll, ist er noch am Leben, und ihm kommt diese meine Lebensbeschreibung zu Gesichte, o so nehme er hiermit meinen herzlichsten und wärmsten Dank an, sollte er aber schon gestorben seyn, o so wird ihm Gott gewiß im Wohnsitze der Seligen das alles reichlich ersetzen, was er mir gutes gethan hat. Wäre er in Verlegenheit, und ich könnte ihm dienen, das letzte Stückchen Brot wollte ich mit ihm theilen; überhaupt, dieß wenigsteus sey mir hier erlaubt zu äußern, mich könnte nicht leicht etwas tiefer schmerzen und kränken, als wenn man mich der Undankbarkeit gegen irgend einen meiner so vielen und mannigfaltigen Wohlthäter fähig hielte.

Schon lebte ich hier vier Wochen in Dresden, als ich mich entschloß und zwar lediglich aus eigenem Antriebe auch äußerlich ein Protestant zu werden, da ich es nach fester Ueberzeugung innerlich schon längst war. Mein Führer zu diesem Schritte war auf meine widerholten Bitten mein Gönner und Freund Winckler. Aus den vielen Unterredungen, die wir mit einander hielten, sah dieser treffliche Mann wol, daß mir kein Religionssistem unbekannt war, daß ich das geistliche Recht,

wie auch die Kirchengeschichte inne hatte u. s. w., daß es folglich bei mir zu diesem Behufe keines Unterrichts weiter bedurfte, oder irgend eines Grundes, der mir bei dieser meiner Veränderung noch einleuchtender hätte werden können oder müssen. Einige feierliche Worte, mein Handschlag, dann ein herzliches Gebet zu Gott schloß diese Unterredung, und ich ging in Dresden in der lieben Frauenkirche zum erstenmale als Protestant zum heiligen Abendmahle. Nie werde ich die heiligen, christlichfrohen und wehmüthigen Empfindungen vergessen, die sich meiner damals bemächtigten! Ich lasse gern jedem seine Ueberzeugung, und fordere daher als die größte Billigkeit, daß man mir auch gern die meinige lasse. Ich weiß, daß selbst viele Protestanten mit meinem Uebertritt zum Protestantismus nicht zufrieden sind, mancher wol so gar deßhalb hart über mich urtheilt; denn einige meiner vertrautesten Freunde haben mir dieß selbst gesagt, oder doch deutlich genug zu erkennen gegeben — aber was soll ich darauf antworten? Wäre ich stürmisch, so würde ich sagen: dieß können nur solche sein, die alles, was positive Religion und kirchliche Einrichtung derselben heißt, für bloße Nebensache halten, für ein Ding, das bloß conventionellen Umständen angepaßt ist,

und angepaßt wird. So aber weiß ich dieß alles mit Ruhe zu tragen. Wem Religion wahre Herzensangelegenheit ist, und wem gerade diese oder jene kirchliche Einrichtung mehr als eine andere Verstandessache zu seyn scheint, wird über einen oder den andern so genannten Religionsübertritt weder kalt und hart, noch leichtsinnig und anmaßend urtheilen, selbst dann nicht, wenn auch z. B. ganz Deutschland sich darob in Erstaunen versetzt hält, daß ein Graf von Stollberg vom Protestantismus zum Katholicismus übergegangen ist. Es ist lieblos über kirchliche Religionsvertauschung hart urtheilen zu wollen, ich werde mir diese Sünde nie zu Schulden kommen lassen. Nur dann ist man berechtigt auf einen so genannten Apostaten mit Verachtung hinzublikken, wenn es sich entschieden zeigt, daß ihn irrdischer Vortheil, der dann ein gänzlich niedriger ist, dabei geleitet hat, und daß er überhaupt kein moralischguter Mensch ist.

Ich war also nun Protestant, und zwar aus Ueberzeugung; ob man dieß allgemein glaubt oder nicht, ist so etwas, wobei ich nicht stehen bleiben kann, und wobei ich mich vernünftigerweise ganz ruhig zu verhalten habe. Protestant zu werden, war der innigste Wunsch

meines Herzens, die Befriedigung dieses Wunsches zugleich eine große Genugthuung meines, wie ich glaube, vernünftigreligiösen Verstandes und Herzens; ich war und blieb stets weit davon entfernt an irgend eine alleinseligmachende Kirche zu glauben, weil ich keine einzige äußerliche dafür erkennen kann; nach meiner Erkenntniß besitzt keine mit Ausschließung der übrigen den Schlüssel zum Himmelreich, so wie keine äußerliche kirchliche Ceremonien für mich die Kraft beständig fortgehender Gesetze haben und haben können. Ich glaube fest, daß es auf dem ganzen Erdboden für die gesammte Christenheit nur eine wahre Kirche gibt, die aber was ist? — eine unsichtbare. Zu dieser nun gehört der so genannte Reformirte, Lutheraner und so weiter wie der Katholik, wenn er sonst nur in seiner Art ein guter Mensch ist, und durch seine Handlungen zeigt, daß der ächte, der wahre Geist des Christenthums zu ihm hindurch gedrungen ist. Nun erkenne ich mit der Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansieht, sondern wer ihn fürchtet und recht thut in allerlei Volk, der ist ihm angenehm, so sprach Petrus und so stimmt gewiß jeder, der auch wie er zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen ist, mit ihm überein. Haben wir nicht alle einen Vater? Hat

uns nicht alle ein Gott erschaffen? Warum sollten wir denn einer den andern verachten, und den Bund entheiligen, den Gott mit uns allen eben dadurch gemacht hat, daß er unser gemeinschaftlicher Schöpfer und Vater ist? Irrende mit Sanftmuth zurechtweisen, Schwache dulden, Hülfbedürftigen helfen, Thränen trokknen von den Wangen der Betrübten, Freude um sich her verbreiten, Glükk befördern, Unglükk hindern wie und wo man kann, ist Pflicht des Christen. Wittwen und Waisen besuchen in ihrer Trübsal, und sich von der Welt unbeflekkt erhalten ist der beste Gottesdienst, so lehrts die Schrift; und glauben wir als Besserunterrichtete andere Fehlende und Irrende zurechtweisen zu müssen, so müssen wir die Forderung des Christenthums beherzigen, wo es heißt: Helft zurecht, die ihr geistlich seyd, mit geistlicher Sanftmuth; doch wollte ich so fortfahren, so würde ich scheinen noch predigen zu wollen, wozu ich nicht mehr berufen bin, daher hier nur noch dieß wenige zu meiner Rechtfertigung, daß ich nicht Katholik blieb. Die Religionsgesellschaft, in der ich lebe, sei ihrer äußerlichen kirchlichen Einrichtung nach, welche sie wolle, so kann ich Gott darin nach meiner innern Ueberzeugung verehren, und ein tugendhafter Mensch seyn; nur

muß man mir in keiner Kirche die Gelegenheit rauben, nach Wahrheit zu forschen und sie da anzunehmen, wo ich sie finde oder zu finden glaube; keine Kirche, zu der ich mich mit Herzlichkeit bekennen soll, muß mir die Freiheit rauben die Gelegenheit: Wahrheit lernen zu können, ungebraucht zu lassen. Wenn ich finde, daß meine väterliche Religion mich nicht dahin kommen läßt — ich will nicht einmal sagen: mich dahin führt, sondern mich so gar abhält — glükklicher Unterthan und glükklicher Bürger eines glükklichen Staats zu werden, da halte ich mich um meiner selbst willen durchaus für verpflichtet dieselbe zu verlassen, und zu einer Kirche überzutreten, in der alle diese Hindernisse wegfallen. Gesetzt, daß mir eine freiere Religionsgesellschaft auch nichts geben könnte, zu welcher Voraussetzung doch auch schon sehr viel gehört, so habe ich ihr ja schon dann viel zu verdanken, wenn sie mir das nicht nimmt, was ich auch ohne sie habe, sondern sich mit über meinen Besitz freuet, den ich frei kann sehen lassen, und nicht zu verstekken nöthig habe.

Ich will keinesweges sagen, daß nicht auch die katholische Kirche nach der Lehre, wie sie von ihren aufgeklärten und bestgesinnten

Theologen der Bibel gemäß erklärt wird, wahres Christenthum enthalte; nur ist und bleibt es doch gar sehr zu beklagen, daß diese reine und vortreffliche Christuslehre blos in einigen wenigen Schriften helldenkender Theologen, und nicht in den Herzen der so genannten Laien vorhanden ist. Freilich finden wir es leider unter oft sehr großen Haufen von Protestanten nicht viel anders! Setzt nicht der größte Theil von ihnen die Religion nur in äußerliche Kirchengebräuche? Wird er nun gewahr, daß auch diese, vorzüglich von denen, die er für aufgeklärt hält, vernachlässigt, ja nicht selten laut verachtet werden, so ist es kein Wunder, eben darum, weil er kein innres festes Religionsgebäude kennt, daß er nun an aller Religion zweifelt und das, was er noch davon vorhanden sieht, für ein bloßes Hirngespinnst hält. Wie wenige sind, wenn wir die Sache näher mit hellen und unpartheiischen Augen untersuchen, unter Katholiken und Protestanten, die den eigentlichen Werth der Religion blos darin setzen, welche heilsame Wirkungen sie auf unser Herz hervorbringt, nachdem unser Verstand von ihr zuvor erleuchtet ist, in wie fern also unser Betragen oder unser ganzer Wandel, wie die heilige Schrift sagt, mit der Lehre, zu der wir uns bekennen, überein-

stimmt? „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr, ins Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel.“

Dieser Ausspruch des großen Stifters der göttlichsten Religion, die je Menschen gegeben werden konnte, kann von allen, die sich zu seiner Lehre bekennen, nicht genug beherzigt werden. Nicht die Religionslehren kennen, und sie nach ihrem ganzen Systeme studiren heißt Religion haben; sondern sich in Gesinnungen und Handlungen und in seinem ganzen Betragen darnach richten, und so sein Leben mit diesen Lehren recht eigentlich in Uebereinstimmung zu bringen, das, dieser Meinung bin ich wenigstens, kann nur ein wahrer Christ seyn heißen. Ich hatte mich a priori et a posteriori davon überzeugt, daß es unter den Protestanten weit mehr gesittete, rechtschaffne wohlthätigere, mit einem Worte beßre Christen gibt, als nach Verhältnisse der Anzahl unter den Katholiken. Es würde traurig seyn, wenn man durch Erfahrung berechtigt wäre, das Gegentheil zu zeigen. Je weniger Glaubensstreit, desto mehr Glaubenshandlung kann statt finden, je mehr richtig aufgefaßter Geist des Christenthums da ist, je wichtiger wird die

Richtschnur, welche zum wirklichen Ausüben dient. Alles, was nicht in einer gewissen Verbindung mit der Sittenlehre steht, macht kein wesentliches Stükk des Christenthums aus, wenn es auch in mancher Kirche noch so sehr für einen Glaubensartikel gilt. Alles, was außer der Grundlage des vernünftigen Glaubens noch als Glaubensartikel aufgeführt und anempfohlen wird, muß durchaus dem nachstehen, was auf die wahre Besserung des Menschen in seinem ganzen Thun und Lassen Einfluß hat.

Wer das weiß, was Jesus zuerst und hauptsächlich lehrte, nämlich Moral und nicht Dogmatik, zu dem ist der Geist des Christenthums hindurch gedrungen, und in dieser Rükksicht sind gewiß viele Protestanten und viele Katholiken ganz mit einander einverstanden, wie es denn im umgekehrten Falle manche Katholiken gibt, welche eigentliche Protestanten und manche Protestanten, welche eigentliche Katholiken sind. Aber das Mönchswesen, jene fürchterliche Hydra mit unzähligen Köpfen, ist die vorzüglichste Ursache, welche die heilsamen Wirkungen einer vernünftigen katholischen Lehre hemmt, und so der Religion die Gemeinnützigkeit entreißt, die sie verbreiten würde und

verbreiten könnte; denn nur der Mönchsgeist war es, der dem Volke den Glauben einflößte: Betteln sey Gott gefälliger als arbeiten, da doch das Christenthum sagt: Bete und arbeite; der Rosenkranz katholischer, als seinen Nächsten lieben; Wallfahrten verdienstlicher als für Weib und Kinder sorgen und ihnen Brot verschaffen; das Anrufen der Heiligen wirksamer und kräftiger als die Erhebung des Gemüths zu Gott; der Segen einer braunen der schwarzen Kutte von größerer Wirkung aufs zeitliche und ewige Wohl als die sorgfältigsten und unabläßigsten Bemühungen eines aufgeklärten und rechtschaffnen Pfarrers. Mönche waren es, die es dem Volke zur Glaubenslehre machten, daß eine bloße Beichte alle Schulden und Sünden tilgen, Gott mit den Menschen wieder aussöhnen und den erzürnten Richter zum wohlwollenden und geneigten Vater machen könne; daß eine Messe für 30 oder 20 Kreutzer, die Seele des Verstorbenen aus dem Fegefeuer rette; daß ein langes sinnloses Gebet, wobei sich nur die Lippen bewegen, daß Herz aber kalt und ohne Empfindung bleibt, von Gott Ablaß für die abscheulichsten Schandthaten und schwärzesten Verbrechen ertrotze. Mönche machten die Religion zu einem Gewerbe um Wucher damit

zu treiben, um Reichthümer zusammen zu scharren, damit sie um so leichter allen ihren Greueln und Lastern fröhnen könnten. Mönche erbaueten den Heiligen Altäre, auf welchen das Volk nachher seinen Weihrauch opferte, und knieend vor denselben oft die lasterhaftesten vermeinten Heiligen um eine Fürbitte bei Gott anflehten. Mönche führten das Volk in den grausamen Irrthum, daß man sich ein Verdienst bei Gott erwerbe, wenn man den armen unschuldigen Ketzer bis in den Tod verfolge, und dieß blos darum weil er das drükkende Joch des Aberglaubens abzuwerfen suchte, und der Tyrannei desselben entgegen arbeitete. Mönche endlich waren es, welche es aufs eifrigste verhinderten, daß die wahre reine Christuslehre auch zu den Laien hindurchzubringen vermogte, so daß die Köpfe solcher schuldlosen Menschen weder vom Lichte erleuchtet, noch ihre Herzen vom Feuer derselben erwärmt werden konnten. — Und diese Mönchsreligion ist nach dem Glauben der orthodoxen Katholiken die ausschließlich allein seligmachende Religion, die es nur in der Welt gibt. Nur für das kleine Häuflein der Katholiken, welches noch nicht den hundertsten Theil der gesammten Bewohner unsers Erdbodens ausmacht, ist der Himmel gebauet, für alle übrige Men-

schen ist die Hölle da. — Kann's eine größere Gotteslästerung, einen größern Unsinn und eine größere Lieblosigkeit gegen das Menschengeschlecht, gegen die Mitbrüder auf dem weiten Erdenrunde geben, haben nicht alle Menschen einen und denselben Gott, sind sie nicht alle Kinder eines und desselben himmlischen Vaters, die er alle glücklich wissen will?

Ich fühle und weiß, was ich bin, nämlich ein schwacher und vielen Irrthümern unterworfener Mensch; aber ich fühle ein Herz in mir, das alle Menschen gern glükklich machen mögte, ich fühle wie Abraham, daß ich vor Gott nur Staub und Asche bin; aber ich fühle zugleich, daß mich ein menschenfreundliches liebevolles Herz erst zum Kinde Gottes macht, und daß nach diesem Gefühle Gott der Vater der Liebe, er der Allgütige durchaus keinen Theil seiner Menschen, ja nicht einmal ein einziges Mitglied seines Menschengeschlechts von dem zukünftigen Glükke je könne ausgeschlossen haben. Nur ein Augustin mag es verantworten, daß alle Tugenden der Heiden splendida vitia sind. Auch die Heiden haben Gesetze, manche sind ihnen ja, wie die Schrift sagt, ins Herz geschrieben, nnd wenn sie darnach leben, so können sie auch ohne Christenthum in ihrer

Art glücklich seyn, und einst ewig selig werden. So denkt, wie ich nicht zweifeln kann, mit mir völlig übereinstimmend jeder vernünftig aufgeklärte Katholik und Protestant.

Ich bin Protestant und nicht blos innerlich, sondern jetzt auch dem äußerlichen Bekenntnisse nach; aber ich bin das erste früher gewesen, und nur aus Ueberzeugung, daß ich mich zu einer Kirche bekennen müsse, das zweite geworden oder mit andern Worten: ich bin Protestant aus Ueberzeugung und nicht aus blinder Anhänglichkeit an kirchlichen Glaubenslehren; nein ich bin Protestant im eigentlichen Sinne des Worts, denn ich protestire gegen alles, was meiner Ueberzeugung zuwider ist und meiner gesunden Vernunft widerspricht. Weg daher mit der Lehre von Prädestination! weg mit dem Glauben an ein Decretum absolutum Dei! weg mit jeder theologischen Streitigkeit und Spitzfindigkeit! Ich protestire gegen Teufel und Hölle; wie sich beide der gewöhnliche Katholik vorstellt, nach dessen Begriffen der Teufel gleichsam mehr Gewalt über den Gang der Natur hat als Gott selbst, und wie ein brüllender Löwe und ein blutgieriger Tiger stets auf die Menschen Jagd macht. Wie oft wurde ich

in meiner Jugend von diesem und jenem dikkwanstigen Pfaffen mit jenem schwarzen gehörnten allmächtigen Gebieter der Hölle geängstigt, der mit einem langen Schwanze und mit einem Pferdefuße unter den Menschen umhertrabe und suche, wen er zum Unterthan seines finstern Reichs mache!!! Wie oft bebte ich vor Angst und Schrekk, wenn ich hörte, daß die Verdammten in der Hölle von der Legion dienstbarer Geister des schwarzen Beherrschers mit glühenden Zangen gezwikkt, auf dem Roste gebraten, in Schwefel und Pech gesotten würden, und Kröten- und Schlangensuppen essen müßten? Wie sehr empörte ferner die grobe Vorstellung des Erzkatholiken von der Fürbitte der Heiligen meine Vernunft, so bald sie etwas reifer zu werden anfing! Die Lehre von der Fürbitte selbst ließe sich zwar noch einigermaaßen entschuldigen, und könnte so gar für den gemeinen Katholiken von einigem Nutzen seyn, wenn man ihm einen tugendhaften und fleißigen Bürger vor die Augen stellte, dessen musterhaften Lebenswandel er nachahmen könnte; aber was sind es in der Regel für Heilige, die er um Fürbitte anflehen, und deren Leben er sich zum Muster wählen soll? Abentheurer und nur zu oft von der liederlichsten

Art, deren Nachahmung ihn jetzt den Händen der Polizei überliefern würde, und das nicht mehr als billig. Soll er sich z. B. mit dem Franciscus, gottseligen Andenkens, in Dornen herum wälzen, und seinen Körper unter schmerzhaften Stichen zerfleischen? Soll er mit dem heiligen Aloysius in ein fieberhaftes Zittern fallen, so bald ein Mädchen ihn anblikkt? Soll er es versuchen trokknen Fußes durch einen Fluß zu spatziren? Soll er sich mit dem Ignatius, hochseligen Andenkens! im Koth auf der Straße wälzen? Soll er sich wie das Schwein, wie der Tagedieb Labre von den Läusen fressen lassen? Soll er — soll er — o ich würde nicht enden, wenn ich fortfahren wollte. Mir blutete oft das Herz, wenn ich in den katholischen Kirchen die Heiligen in der Stellung der Marktschreier aufgestellt, und bigotte Katholiken mit heiliger Einfalt vor ihnen knieen sah. Hier zeigte sich eine heilige Apollonia mit der Zange, womit sie einen Zahn ausgerissen hat; dort stand der heilige Florian, wie er den Brand auslöscht; hier der heilige Rochus mit der Pestbeule auf dem Fuße; dort ein anderer mit Lahmen und Aussätzigen um sich her, die er heilt u. s. w. Eben so ging es auch beim öffentlichen Got-

tesdienste. Je mehr Spaaß der Priester von der Kanzel herabposaunte, desto mehr hatten die Bauern zu lachen, und desto besser war die Predigt. In dem Dorfe Z** nicht weit von Wien war damals ein Seelsorger, der bald als Gott der Vater, bald als ein Engel, dann wieder einmal als Husar, als Jude und endlich auch als Hanswurst auf der Kanzel erschien, und dieser Mann war der beliebteste Prediger in der ganzen Gegend, und was that das Konsistorium? — Es schwieg bei allem diesem Unfuge. Man lese nur Schad's Lebensbeschreibung. Er hat gewiß verschiedene Mönchshandlungen in ein sehr helles Licht gesetzt und nach meiner Erfahrung der Wahrheit ganz gemäß. So viel ich aus einigen Recensionen gesehen habe, beurtheilt man ihn hier und da viel zu hart.

Wohin, wohin bin ich gerathen? Ich habe ja ganz im Volkslehrertone gesprochen, und habe doch schon so lange aufgehört meine Mitbrüder von der Kanzel herab zu belehren. Wem diese Abhandlung etwas zu lang gerathen ist, der habe die Güte sie zu übergehen, wem aber daran gelegen ist, den Grund zu wissen, warum ich von der katholischen zur protestantischen Kirche überging, der

wird hier wol hinlängliche Entschuldigung für mich und meine nur zu stark als nothwendig gefühlte Religions- oder richtiger Kirchenveränderung finden. Ueberdieß konnte ich ja auch noch aus andern Gründen nicht katholisch bleiben; denn so bald ich als katholischer Priester ein Weib nehme, so bin ich eo ipso oder ipso facto excommunicirt, ich kann dann an allen Religionshandlungen z. B. Beichte keinen Antheil nehmen, weil mir jederzeit die Absolution versagt wird; um aber kein Aergerniß zu geben — gesetzt auch, daß ich für meine eigene Ruhe alle und jede äußerliche Religionsübung entbehren könnte — muß ich ja alle Kirchengebräuche in einem Lande, in welchem ich wohne, mitmachen, dazu aber gehört wesentlich das zum heiligen Abendmale gehen. Nun auch kein Wort mehr über meine Kirchenveränderung. Ich muß in der Beschreibung meiner folgenden Schikksale weiter fortfahren. Schon waren fünf Wochen verflossen, ohne daß ich bereits einen Ausweg gefunden hatte, wie ich und meine jetzt noch lebende liebe Gattinn in Zukunft uns ehrlich und redlich unsern Unterhalt erwerben und so mit einander glükklich leben könnten. Mein Plan war auf meine wenigen musikalischen Kenntnisse nach Rußland zu reisen;

hierzu aber wollten mir meine Freunde nicht recht rathen. Andere gute Menschen gaben mir den Rath, da ich mich doch einmal dem Studiren gewidmet hätte, auf eine sächsische Universität zu gehen, und daselbst einige Jahre Theologie zu studiren, worauf ich als Schullehrer oder als lutherischer Prediger angestellt werden könnte. Dieser Vorschlag, so gut er gewiß auch gemeint war, hatte durchaus nicht meinen Beifall; ich fühlte vielmehr den größten Abscheu dagegen, weil ich schon als Theologe ein so großer Märtyrer gewesen war, und nun in neue theologische Schnirkeleien verstrikkt zu werden fürchtete. Ich war eines Abends zum Herrn von T** zum Soupe eingeladen, bei welcher Gelegenheit viel und mancherlei wegen meiner künftigen Bestimmung gesprochen, ja so gar debattirt wurde. Auf einmal sagte einer aus der Gesellschaft: In Wittenberg lebt ein gewisser Hartmann, der daselbst die Arzeneikunde studirt hat, nun Doctor medicinae ist, und als ausübender Arzt jetzt daselbst sehr gut sein Brot hat, auch der ist ehemals ein Augustinermönch gewesen. Kaum hörte ich den Namen Hartmann, als ich fest überzeugt war, daß es eben der seyn müsse, welcher fünf Jahre vor mir aus demselben Kloster weggegangen war,

und zwar mit einer Frau, vier Kindern und einem hübschen Vermögen. Ich sagte gleich, wenn ich noch in der Welt irgend ein Brotstudium treiben und von neuem beginnen müßte, so wollte ich, ob ich gleich schon vier und dreißig Jahre alt wäre, am liebsten nach Wittenberg gehen und daselbst nichts anderes als Medicin studiren, zumal da ich mir die gegründetste Hoffnung machen könnte von jenem Manne, was die Einrichtung meines Studirens beträfe, am besten unterstützt zu werden. Der wirklich bald festgefaßte Entschluß dazu wurde glükklich ausgeführt, und meine geehrten Leser werden gleich hören, was ich mit meiner Frau zur Erlangung meines Zwekks in einer Zeit von beinahe vier Jahren ausgestanden habe.

Ich blieb blos bei dem Gedanken stehen, daß ich mein Studium ernstlich treiben und überhaupt in meinem neuen Fache etwas rechts lernen wollte, woher aber der Unterhalt für zwei Menschen, die kein Vermögen hatten, auf der Universität herkommen sollte, daran dachte ich nicht, wenigstens härmte ich mich nicht darüber, das erste vermöge meines mir angebornen Leichtsinns, und das zweite wegen meines unbegränzten Vertrauens auf die Vorsehung; ich wünschte jetzt nur je ehr je lieber

Hand ans Werk zu legen. Ich machte meiner Geliebten meinen ganzen Plan bekannt, und hierbei leuchtete mir erst selbst ein; mit welchen Schwierigkeiten wir zu kämpfen haben würden; allein sie ließ sich dadurch nicht zurükkschrekken, sondern munterte mich auf, das, was ich als ein vernünftiger Mann beschlossen hätte, nun auch als ein fester Mann durchzusetzen. Sie setzte hinzu, daß, wenn wir erst getrauet wären, ihre Dienste als meine Frau von der Art seyn würden, daß wir wol vergnügt mit einander leben könnten, wenn wir anders mit wenigem zufrieden seyn wollten. Und sie hat — Wort gehalten, und zwar im vollen Sinne. Es wurden nun sogleich die nöthigen Anstalten zu unsrer Abreise nach Wittenberg getroffen. Es war auch alles Uebrige so weit recht gut, aber leider! fehlte uns der unter diesen Umständen mächtigste nervus rerum. Geld, Geld war das Wort. Wir erhielten Reisegeld und verschiedene ansehnliche Unterstützungen. Da eben Jahrmarkt in Dresden war, so kauften wir uns das, was wir am nöthigsten brauchten, und es macht mir jetzt noch immer das größte Vergnügen, wenn ich eine Kaffeetasse, wovon wir damals zwei kauften, eine Zukkerdose u. s. w. zu Gesichte bekomme. Eine Thräne der Freude und der Wehmuth wird in der Regel

dann ganz unwillkührlich meinem Auge entlokkt, weil ich mich dann meiner damaligen so traurigen Lage so lebhaft erinnere.

Ich bekam einige Empfehlungsschreiben nach Wittenberg, machte indessen nachher nur von zweien Gebrauch, nämlich von dem an den jetzigen Herrn Superintendent und Kirchenrath in Dresden als damaligen Generalsuperintendenten in Wittenberg und von dem an einen Kandidaten der Rechte an den jetzigen Herrn Doktor und Professor ordinarius Stübel. Wir nahmen von nnsern edlen und wohlthätigen Gönnern und Freunden den gerührtesten und herzlichsten Abschied, gingen zu Schiffe oder zu Kahne und schwammen heiter und glükklich auf der Elbe immer zum ehrwürdigen Wittenberg hinunter. Die Gegend zwischen Dresden und Meißen mitten auf der Elbe betrachten zu können, gehört für gefühlvolle Menschen und Freunde der Naturschönheiten zu den vorzüglichsten Geschenken des Glükks, die nur wenigen Sterblichen zu Theil werden. Wir kamen zwar nur mit einem kleinen, aber doch vor der Hand hinreichenden Geldvorrathe glükklich in Wittenberg an. Hier hofte ich sogleich den Doktor Hartmann zu finden und von ihm zurechte gewiesen zu werden, wie ich mich in je-

der neuen Hinsicht zu verhalten hätte; allein wen ich nicht traf, so fest ich auch darauf gerechnet hatte, war Hartmann, und ich mußte zu meinem nicht kleinen Erstaunen von seiner Frau hören, daß er davon gegangen wäre, und sie mit den Kindern im Stiche gelassen hätte. Wer an dieser Trennung Schuld hatte, ob er allein, ob sie allein, ob beide, und in welchem Grade beide, das kann ich nicht sagen, weil ich mich nicht näher darnach erkundigt habe. Die Frau Doktor Hartmann hatte die Güte uns in ihre Wohnung aufzunehmen, versteht sich für unser Geld, wie sie uns denn gerade so lange gern bei sich behielt, so lange wir noch etwas Geld hatten. Als sie aber merkte, daß die kleine Summe immer mehr zusammenschmolz, kündigte sie uns den Handel auf und verlangte, daß wir uns nach einer andern Wohnung umsehen oder umthun mögten. Gleich am andern Tage nach meiner Ankunft in Wittenberg übergab ich eins meiner Empfehlungsschreiben, nämlich das an den damaligen Herrn Kandidat Stübel, der noch bis jetzt einer meiner innigsten Freunde ist. Dieser Mann konnte nicht begreifen, wie es möglich seyn könnte in Wittenberg ohne alles Vermögen und noch obenein mit einer Frau studiren zu können. Ich sagte ihm dagegen, daß ich zu meiner guten

Sache das größte Zutrauen, und eben daher den besten Muth hätte. Von diesem Augenblikke an wurde der brave Mann mein bester Freund. Er machte sogleich Anstalt zu meiner Inscription, die ich — dieß sey hiermit nur beiläufig gesagt, denn ich mögte es nicht gern an die große Klokke schlagen — bei dem Herrn Professor D. Hummel, weil ich gut gekleidet war, und der Mann mich für reich hielt, doppelt bezahlen mußte. Hierauf übergab ich auch mein zweites Empfehlungsschreiben dem Herrn Generalsuperintendenten D. Dietmann, einem sanften menschenfreundlichen Manne. Ich machte ihn ganz mit meiner Lage bekannt, da er die Güte hatte mich so freundlich aufzunehmen, und sagte ihm zugleich, daß ich ein unbegrenztes Vertrauen zur Vorsehung hätte, und mich zugleich auch etwas auf meine Kräfte verlassen zu können glaubte. Liebreich sprach er mir Trost ein, und gab mir einige Lehren, wie der bestmeinende Vater sie seinem geliebten Sohne nicht vorzüglicher geben kann. Omnia cum Deo et nihil sine eo war so immer mein Hauptwahlspruch gewesen, und mit dieser Gesinnung fing ich mein medicinisches Studium nun wirklich an. Ich selbst machte mir den Plan, in welcher Ordnung ich studiren wollte. Mein Fleiß war von der Art, daß ich dieß

nicht zu beschreiben im Stande bin. Jetzt fing es an am besten zu fehlen, nämlich am Gelde. Das letzte, was ich bei mir hatte, als ich mich, von der Frau Doktor Hartmann nicht undeutlich dazu aufgefordert, nach einer andern Wohnung umsah, besagte gerade 1 Rthlr. 8 Gr. Ich miethete eine Stube nebst Kammer und Aufwartung. Wir bezogen gleich darauf dieses unser neues Logis. Beim Eintritt in die Stube fielen wir beide auf die Kniee um Gott zu bitten, daß er uns in unserm Vorhaben stärken und nicht verlassen mögte. Wir wollten beten und arbeiten, so wie denn unser Vertrauen auf Gott überhaupt kein unrichtig verstandenes Vertrauen war. Gern wollten wir arbeiten; aber es zeigte sich uns keine Quelle zum Erwerben, weil wir noch nicht bekannt waren. Das erste war jetzt, daß wir uns wollten feierlich zusammengeben oder trauen lassen. Ich fragte nun meine Braut recht ernstlich, ob sie sich mit mir als mit einem Protestanten eben so gut vertragen zu können glaubte, als da wir noch beide Katholiken waren? Aber meine Frau, die schon damals mit meinen Grundsätzen ganz bekannt war, erwiederte: ehe wir getrau't werden, lieber Spenn, will auch ich Protestantinn werden, und das lediglich nach meiner eige-

nen freien Ueberzeugung. Dieß sagte ich gleich dem Herrn Generalsuperintendent, und der wies sie an den Herrn Diakonus Hacker zum Unterricht. Kaum war meine Braut dreimal bei ihm gewesen, als er sie fragte, wer sie mit solchen Grundsätzen bekannt gemacht hätte, und da er hörte, daß ich sie schon in Dresden mit meinen Religionsgrundsätzen hinlänglich bekannt, und sie gleichsam förmlich unterrichtet hätte, so entließ er sie mit der Versicherung, daß sie nun als Protestantinn zum heiligen Abendmahle gehen könnte, so bald sie wollte. Dieß geschah, wir gingen beide zum heiligen Abendmahle, und wurden noch in derselben Woche getrauet. So sehr unsre Herzen auch schon vorher vor Gott verbunden waren, so gereichte es uns doch jetzt noch zu einer größern Beruhigung, daß dieß nun auch vor der Welt, nach der einmal eingeführten Ordnung durch die Hand des Priesters geschehen, oder daß die priesterliche Einsegnung hierzu gekommen war.

Gleich darauf fingen wir an beide große Noth zu erfahren. Ich studirte Tag und Nacht, aber Verdienst fand sich nicht, und zwar aus Mangel an Bekanntschaft. Wie mit mir eben so ging es auch mit meiner

Frau, der ihre, ohne Ruhm zu sagen, ausnehmend große Geschikklichkeit in allen Arten weiblicher Arbeit noch nichts half, weil es ihr an Bekanntschaft fehlte. Wir lebten sehr elend, es verflossen mehrere Tage, wo wir uns blos mit etwas Brot und Wasser behelfen mußten. In dieser traurigen Lage konnte es, was ich wol nicht erst weitläuftig zu versichern nöthig habe, nicht fehlen, daß nicht der eine oder die andere von uns äußerst niedergeschlagen war, vorzüglich da wir beide von Kindheit auf an eine solche erbärmliche Lebensart nie gewöhnt gewesen waren. Um Unterstützung in Wittenberg wollten wir aus dem Grunde nirgends ansuchen, weil wir erfuhren, daß dergleichen Menschen, welche man mit uns in gleiche Klasse brachte, schon sehr viele da gewesen wären, die ansehnlichsten Unterstützungen genossen gehabt hätten, und zur Dankbarkeit am Ende wieder davon gelaufen wären. In dieser unsrer äußersten Dürftigkeit war doch das sehr merkwürdig, und was ich nie vergessen werde, daß wir beide nie zu gleicher Zeit ganz mißmüthig wurden, sondern das immer wenigstens einer sich etwas mehr aufrecht hielt und dem andern Muth einflößte. Wir hatten wol drei Wochen schon in diesem wahren Elende hingebracht, und zulezt fehlte nicht viel, so

wären wir beide verhungert, denn die letzten drei Tage hatten wir nicht einmal das liebe Brot, und ich war bei meinem Studiren ganz entkräftet. Werden sie uns verdammen, Sie Gefühlvollen unter meinen Lesern, daß wir uns nicht zum Betteln entschlossen? Nein das werden Sie nicht, sondern uns blos in jenen Zeiten bemitleiden; das, was wir zeigten, gerechtes Ehrgefühl nennen, und sich doppelt freuen, wenn Sie gleich hören, daß unsre Noth plötzlich eine andere Wendung nahm. Glauben Sie mir, noch jetzt darf ich mich nicht zu lange bei jener Trauerscene verweilen, weil sie mich selbst noch immer zu sehr erschüttert. Als ich vor einigen Jahren las, daß ein gelehrter, gefühlvoller und edler Mann in Paris mit seiner gebildeten Gattinn und einzigem Kinde sich auf verschloßner Stube dem Hungertode preisgeben wollte, weil er als unbekannt lebender Mann durch Kunst und Wissenschaft nichts zu erwerben vermogte, und sich doch nicht zum Betteln entschließen konnte, so schauderte ich nicht wenig zusammen und fühlte von neuem, was ich zu meiner Zeit dasmal in Wittenberg fühlte. Meine Leser wissen, daß und wie jener Franzose noch zur rechten Zeit gerettet wurde, nämlich durch einen Freund, der glükklicherweise seinem unglükklichen Freunde auf die

Spur kam, indem ihn ein bångliches Vorgefühl gleichsam unwillkůhrlich antrieb sich nach dem Vernachlåssigten einmal wieder im Ernst umzusehen.

Hören Sie nun, meine geehrten Leser, wie sich mein Elend plötzlich endigte, und zwar durch einen Mann, der weder Verpflichtung noch nähere Freundschaft zum Antriebe hatte mich zu sich einzuladen. Am dritten Tage unsers Hungers lud uns der Prosektor Herr Licentiat Knöffel, welcher bei seinen alten Eltern wohnte, den ich schon sehr liebte, und an den ich mich obgleich noch schůchtern, anzuschließen wůnschte, auf den Nachmittag zum Kaffee ein. Daß wir diese Einladung mit Freuden annahmen, wird man uns gewiß auch ohne weitere Versicherung gern zuglauben. Wir fanden uns zur bestimmten Zeit ein, und ich muß bekennen, daß mir noch nie der Kaffee so schön geschmekkt hatte als dießmal, noch mehr, es wurde auch Zwiebakk herumgereicht, welcher denn mir recht zur erwůnschten Zeit kam, der schmekkte, wie — wie — wie einem Hungrigen nur etwas herrlich und unvergleichlich schön schmekken kann. Während wir Kaffee tranken blies ein Postillon, und die Dresner Post kam an. Da ich schon einigemale von

einigen biedern Menschen in Dresden Briefe erhalten hatte, so ging ich auf die Post um mich zu erkundigen, ob vielleicht wieder ein Brief von Dresden an mich da seyn möchte. Gut, sagte der Postsekretär, daß Sie selbst kommen, denn er kannte mich schon; es ist nicht nur ein Brief an Sie da, sondern auch zugleich Geld dabei. Sehen Sie nur her, es sind 25 Rthlr., worüber Sie quitiren müssen. Ich stand wie versteinert, und konnte kaum noch meinen Sinnen trauen. Wer mag dir die geschikkt haben, vielleicht sind sie nicht für dich; erbrich und lies, rief ich im Stillen mir selbst zu. Ich thats mit zitternder Hand, las, daß ich wirklich dieß Geld haben sollte, fand aber keine Namensunterschrift, kannte die Hand nicht, und weiß noch heute im Tage nicht, wer der geheime Wohlthäter war. Gott! welcher Noth, welcher unbeschreiblich großen Noth wirst du jetzt mit einem male entrissen! dachte ich. Noch diesen Morgen wußtest du nicht, wo du den Pfennig hernehmen solltest um nur eine Semmel zu kaufen, und sie mit dem geliebten Weibe zu theilen, und seit einer Stunde wie glükklich! Du hast dich mit Kaffee und Zwiebakk erquikkt bei einem Manne, der deine Noth nicht kennt, und dem dein Schutzgeist den Gedanken einflößte dich zu sich gerade

heute einzuladen; dein gutes Weib ist mit dir erquikkt, verweilt in angenehmer Gesellschaft, und du empfängst hier statt eines bloßen Briefes, den du etwa erwartetest, 25 Rthlr. Fünf und zwanzig Thaler, welche Summe für mich, der ich schon seit mehrern Tagen über keinen Pfennig zu disponiren hatte? Die Freude, mit welcher ich zu meiner Kaffeevisite zurükkeilte und das Wonnegefühl, was mich ergriff, als ich die 25 Rthlr. meiner Frau überreichte, läßt sich durchaus nicht beschreiben, nicht schildern, dieß ist so etwas, das durchaus nur empfunden seyn will, und zu dessen Bezeichnung Worte viel zu arm sind.

Mann, edler Mann, Sie, mein großer und in so vieler Rükksicht vorzüglichster Wohlthäter, Sie, unbekannter und mir bis zu diesem Augenblikke noch unbekanntgebliebener Menschenfreund, o sollten Sie noch leben, und diese meine Lebensbeschreibung lesen, o so nehmen Sie hiermit öffentlich meinen innigsten, wärmsten und verbindlichsten Dank für Ihre edle That. Vielleicht wissen Sie nicht, und ganz wenigstens konnten Sie es ja auch bis jezt nicht wissen, wenn Sie auch im Stillen die Güte gehabt haben Erkundigungen von mir einzuziehen, daß Sie durch jene 25 Rthlr., die

wol nie wahrer zur rechten Zeit gegeben werden konnten, der Stifter meines Glükks sind. Es ist wahr, jedes Gute belohnt sich selbst, und der Menschenfreund nach edlen Grundsäzen sieht bei den Wohlthaten, die er spendet, nie darauf, ob man ihm dankt — Es genügt ihm seinem Gott ähnlich gesinnten Herzen die süße Befriedigung gewährt zu haben nach bester Einsicht am rechten Orte Freude verbreitet haben zu können, da überdieß geben viel seliger als nehmen ist; indessen kann es doch auch nicht fehlen, daß die Erfahrung wohlthuend seyn muß: Das was du thatest, das thatest du an keinem Unwürdigen, an keinem Undankbaren, sondern an einem Nothleidenden, der mehr, als du wußtest, ein verschämter Armer war. Welche Erfahrung haben Sie gemacht, theuerster Wohlthäter, und was können alle, die dieß lesen, hieraus lernen? Nicht wahr, nicht die Quantität, sondern die Qualität einer Wohlthat entscheidet. Nicht die Menge des Guten, sondern die rechte Zeit, wo dieß Gute vollbracht wird, macht glüklich. Ich wüßte nicht, was ich für Sie thäte, wenn ich das Glükk hätte Sie zu kennen. Wären Sie in Noth, und ich könnte Sie retten,

ich wollte für Sie durchs Feuer laufen; wären Sie krank, und ich könnte Ihnen Linderung verschaffen, mit dem innigsten Entzükken würde ich alle meine Kunst aufbieten, würde Sie verpflegen, würde bei Ihnen wachen, würde Sie bedienen, würde, mit einem Worte gesagt, alles thun, was nur in meinen Kräften stände. Tausendmal und abermals tausendmal habe ich den Segen des Himmels auf Sie herabgefleht, und nur darin Ruhe für mein Ihnen ewig dankbarbleibendes Herz finden können. Ich muß abbrechen, denn ich bin tief gerührt, und Thränen benetzen das Blatt, was ich beschreibe. Von diesem Tage an schien sich unsre traurige Lage merklich ändern zu wollen; denn noch in derselben Woche bekamen wir beide Gelegenheit täglich Geld zu verdienen. Meine liebe Frau arbeitete Tag und Nacht theils für andre Menschen; theils fing sie auch an für uns selbst nach und nach Leinewand verfertigen zu lassen. Ich muß es hiermit öffentlich bekennen, und es rühmlich melden, daß meine Frau durch ihre Kenntnisse in weiblichen Arbeiten die Zeit hindurch, als wir in Wittenberg wohnten, nach Umständen äusserst viel verdiente; ich hingegen gab Stunden in drei Sprachen, in der Lateinischen,

Italiänischen und Französischen. Auf der Violine, dem Violoncell und Klaviere wurde mein Unterricht nicht weniger gesucht, ob ich gleich mich immer die Stunde vorher selbst erst einstudiren mußte. Der Vortheil hiervon aber war für mich so groß, daß ich bei meiner Abreise von Wittenberg die Violine sehr fertig spielen, ja zur Noth selbst Konzerte dirigiren konnte. Ein ganzes halbes Jahr hindurch habe ich täglich 14 Stunden theils zum eigenen Studiren, theils zum Privatunterrichte, den ich, wie schon gesagt, in verschiedenen Fächern ertheilte, verwandt, und ich würde dieß noch länger fortgesetzt haben, wenn ich mich nicht an einem Tage wie vom Schlage getroffen gefühlt hätte. Ich war mit einemmale sehr krank, mein würdiger Freund und großer Gönner, der nun verstorbene Doktor Böhmer besuchte mich, und war mein Arzt. Ich erholte mich bald wieder, da Böhmer, nachdem er alle vorhergehenden Umständen gehört hatte, der Ursach meiner Krankheit gleich auf die Spur kam. Er verbot mir nun aufs nachdrükklichste künftig in Rükksicht des Arbeitens eine gleiche Lebensart zu führen. Ich befolgte seinen Rath; aber 9 Stunden täglich habe ich doch immer, bis ich Wittenberg verließ, studirt und gearbeitet, und zwar mit der

größten Anstrengung; daher kann ich auch nicht sagen, wie dieser oder jener Garten um Wittenberg herum aussieht. Nur zweimal habe ich in Gesellschaft einiger guten Freunde Engelmanns Garten besucht, und dieß geschah als ich schon artium liberalium Magister, Canditatus medicinae und designirter Physicus provincialis apud Gomeranos war. Außer meinem so genannten Brotstudium habe ich wenige andere Collegia gehört; aber desto fleißiger und regelmäßiger besuchte ich meine damaligen eigentlichen Lehrer, deren Namen ich hier mit der größten Ehrfurcht und zugleich mit der innigsten Dankbarkeit noch aufzuführen mich gedrungen fühle. Alle Theile der Medicin hörte ich so wol öffentlich als privatim beim Herrn Professor und Doctor Böhmer und beim jetzt noch lebenden und in Dresden sich befindenden Leibarzte, Herrn Hofrath Leonardi. Dem letztern verdanke ich vorzüglich den Unterricht in der Chemie, so wol theoretisch als praktisch, und eben so auch in der Chirurgie. Beim verstorbenen Herrn Doktor Nürenberger, dem damaligen Professor der Anatomie und Chemie, war ich gleichfalls in der Zergliederungs- und Kräuterkunde ein sehr aufmerksamer Zuhörer. Dieser würdige Mann — sanft ruhe seine Asche, nie werde ich sein Andenken vergessen! — hat bei

mir Vaterstelle vertreten, seine Bibliothek konnte ich jederzeit als die meinige betrachten. Beim Herrn Doktor und Professor Landguth, einem überaus würdigen und geschikkten Manne, hörte ich Vorlesungen über Geburtshülfe und Naturgeschichte. Herr Licentiat Frenzel las ein ganzes Jahr über die Vieharzneikunde, und ich war immer sein fleißiger Zuhörer. Ueber Medicinam Forensem und über die medicinische Policei habe ich so wol den Herrn Hofrath Leonardi als auch den Herrn Licentiat gewiß mit dem größten Nutzen gehört. Die vortrefflichen Lehren dieser Männer kommen mir bei meinen jetzigen physikalischen Geschäften sehr zu statten. So wenig es auch meine Zeit erlaubte jetzt noch irgend etwas von meinen ehemaligen Lieblingsstudien beizubehalten, so konnte ich es mir doch nicht versagen bei meinem lieben Landsmanne, dem würdigen Herrn Professor Schröckh, Kirchengeschichte zu hören.

Ich erhielt aus Dresden das gewöhnliche Stipendium; allein für dieß Geld mußte ich mich auch was ehrliches herum hohlen lassen; dahin gehörte, daß ich alle Sonnabende zwei Stunden den Disputirübungen beiwohnen, und entweder selbst einige Sätze defendiren oder ei-

nem andern opponiren mußte. Außerdem mußte ich mich alle Vierteljahre wie ein Schüler zum Examen einfinden, wo ich vom Ephorus nie eine Frage aus der Medicin, sondern immer über ganz andere Gegenstände zu beantworten hatte. Ich bedaure noch jetzt keine Zeit in Wittenberg mehr, als die ich nolens volens in den Disputirübungen zubringen mußte, weil ich diese Zeit in meinem Fache weit nützlicher und zweckmäßiger hätte verwenden können. Man wird sich wundern, wenn ich sage, daß ich mit meiner Frau bereits im zweiten Jahre dreihundert Thaler zu verzehren hatte, und zwar ohne alle fremde Unterstützung, blos durch unsern eisernen Fleiß, und gleich wol ist dieß die reine Wahrheit, wie ich denn überhaupt in dieser meiner ganzen Lebensbeschreibung nie vorsätzlich die Unwahrheit rede. Ich war kaum ein Jahr in Wittenberg, als ich aus Wien die traurige Nachricht erhielt, daß meine liebe Mutter gestorben sey und zugleich — daß keine Erbschaft für mich übrig geblieben wäre. Von diesem Augenblicke an war ich ganz allein mir selbst überlassen, und alle Hoffnung, noch einst von meiner Mutter etwas zu erben, war auf immer verschwunden — doch ich ermannte mich bald wieder; der Himmel, dem ich stets vertrauete, nahm sich meiner väterlich an und

ersetzte mir die mütterliche Erbschaft. Meine vorzüglichsten Freunde in Wittenberg, die sich meiner am thätigsten annahmen — mit innigster Dankbarkeit nenne ich ihre Namen — waren der jetzige Herr Professor ordinarius Doctor juris Stübel, der Herr Rector und Professor extraordinarius Beyer und der Herr Licentiat Knöffel. Ich lebte mit meiner Frau übrigens sehr vergnügt und so weit auch mit meinem Schikksale ganz zufrieden, nur mußte meine arme Frau immer alle ihre Kräfte aufbieten, um in der kleinen Hauswirthschaft alles gehörig selbst zu bestreiten. Wie denn auch außerdem nun einmal in dieser unvollkommnen Welt keine gänzliche Ruhe und keine dauerhafte Glükkseligkeit statt findet, so ging es auch uns, indem wir keineswegs bestimmt zu sein schienen von dem Schikksale gemeiner Sterblichen ausgeschlossen zu sein. Ich hoffte nun die süßen Vaterfreuden zu erleben; aber dieß Glükk sollte mir noch nicht zu Theil werden. Kaum wurde ein zu frühzeitiges wenigstens unvollendetes kleines Wesen zur Welt gefördert, so war schon wieder der Tod sein unvermeidliches Loos, und auf diese Art — triste dictu — haben wir 8 Kinder verloren. Viele Menschen glaubten, dieß müßte eine Strafe Gottes seyn, weil ich meinen vorigen Stand

verlassen hätte; allein ich wußte besser, wo der Knoten stekkte, ich glaube nämlich immer, daß an diesen Umständen wol die heimlichen Mönchssünden schuld seyn mochten; denn nachdem ich anfing recht ordentlich zu leben, da ich mit keiner Noth mehr zu kämpfen hatte, da mein Körper sich theils umsetzte, theils auch durch bessern Genuß seine gehörigen Kräfte und dadurch die gute Mischung der Säfte erhielt, da schenkte uns die Natur zu unsrer größten Freude einen noch lebenden, gesunden, schönen, hofnungsvollen Sohn, und ein eben so wohlgebildetes liebes Mädchen, welche beide Kinder nun unsre ganze irrdische Glükkseligkeit ausmachen, und so Gott will einst auch noch unsre himmlischen Freuden erhöhen werden.

Wie gesagt, ich studirte mit unausgesetztem Fleiße, und das hauptsächlich in der Absicht um meiner so guten und fleißigen Frau, die mit mir so viel gelitten hatte, alle bisherigen Mühseligkeiten zu ersetzen. Ich meldete mich hierauf zum Examen; aber Examen und Promotion zum Doktorwerden waren Dinge, die viel Geld forderten. Ich rechnete auf eine nachdrükkliche Unterstützung von Seiten Wittenbergs selbst, und es zeigte sich auch bald eine Gelegenheit, wo ich fest glaubte, die Univer-

sität würde mir etwas zukommen lassen. Das D. Vatersche Stipendium wurde vakant, und ich war einer von denen, welche aufs demüthigste darum baten. Der Tag zur Verleihung dieses Stipendiums kam, und einige meiner Gönner stimmten für mich; als aber am Ende die Herrn nicht eins werden konnten, so wurde, weil die Tischzeit heranrükkte, noch zuletzt Knall und Fall beschlossen es demjenigen, der es bereits zwei Jahre genossen hatte, noch auf ein drittes Jahr zu prolongiren, und ich armer Teufel war um meine Hoffnung herum. Der damalige Präsident beim Oberkonsistorium, Herr von Burgsdorff, versprach mir, wenn ich einmal dahin kommen sollte mich examiniren lassen zu können, dann nachdrükklicher für mich zu sorgen. Ich meldete mich bald darauf bei ihm und erhielt Wort. Mit umgehender Post erhielt ich von diesem würdigen edlen Manne, einem wahren Menschenfreunde, das Geld, was ich damals brauchte, und was ich den Tag vor meinem Examen an die medicinische Fakultät wirklich bezahlte. Man fing damals in Wittenberg an etwas strenger, als, wie man sagte, bis dahin geschehen war, zu examiniren, und dieß hatte denn die Folge gehabt, daß zwei kurz vor mir Examinirte in optima forma abgewiesen oder vor der Hand für unbrauchbar er=

klärt worden waren. Einer von diesen war bereits zum Amtsphysikus in Gommern bestimmt. Aus diesem konnte nun freilich jetzt kein Amtsphysikus werden, und diese Stelle mußte anderweitig besetzt werden. Sie wurde einem eben examinirten und sehr gut bestandenen jungen Manne angetragen, welcher sie aber, da sich ihm zur selben Zeit eine weit vortheilhaftere Aussicht zeigte, ausschlug, worauf ich von der medicinischen Fakultät dazu vorgeschlagen wurde, und es dauerte nicht lange, als ich schon vom geheimen Finanzkollegium in Dresden meine Bestallung erhielt, wobei mir noch überdieß die große Gnade erwiesen wurde mir sogleich für das verflossene Jahr den Gehalt auszahlen zu lassen, was ich durchaus nicht erwarten konnte, weil ich noch nicht gearbeitet hatte. Nun wurde ich examinirt, und erhielt die erste Censur. Als ich nach Tische zu den Herrn Professoren ging um mich zu bedanken, sagte mir mein nun selig entschlafener treuer Lehrer Böhmer viel Schmeichelhaftes mit dem Zusatze, daß er sehr bedaure mich während meiner Studirjahre in Wittenberg nicht thätiger unterstützt zu haben; er müsse jetzt ehrlich bekennen, er habe mich für einen gewöhnlichen Ueberläufer gehalten und daher geglaubt, daß ich mich auch künftig als ein sol-

cher betragen würde; allein aus dem mit mir angestellten Examen hätte er nun mit nicht weniger Freude als großer Bewunderung gesehen, daß ich mich ganz dem Fache gewidmet hätte, und nun wirklich als ein brauchbares Mitglied in der Gesellschaft der Menschen auftreten könnte. Von diesem Augenblikke an überhäufte mich der gute Mann mit Wohlthaten und Freundschaftsbezeugungen. Er ist stets mein Freund geblieben. Als ich vor drei Jahren von meiner Reise aus dem Karlsbade zurükkam und ihn besuchte, so sollte den dritten Tag darauf sein Jubiläum gefeiert werden — o nie werde ich die rührende Scene vergessen, da mich der würdige Greis mit thränenden Augen bat so lange zu bleiben und an diesem vergnügten Tage Theil zu nehmen. Aber wie man sich denn so vieles in der Welt, durch Zeit und Umstände genöthigt, versagen muß, was dem Herzen jedes Gefühvollen wohlthun würde, so ging es auch mir. Ich mußte gleich am andern Tage Wittenberg wieder verlassen, und es blieb mir nichts übrig als von dem Jubelgreise, ohne sein nahes Jubelfest mitgenießen zu können, den gerührtesten Abschied zu nehmen. Ich sah ihn zum letzten Male. Sanft ruhe seine Asche! Sein Andenken wird nie in meinem Herzen ersterben!

Nachdem ich — nun wieder auf mich selbst zurükkzukommen — nun als Candidatus medicinae examinirt war, so fing ich an meine Dissertation de oinoposia jejunorum utili et noxia zu schreiben. Ich war mit meiner Arbeit längst fertig, konnte aber noch nicht zum Promoviren kommen. Man wunderte sich, warum ich zögerte. Selbst vom Amte Gommern wurde ich zu mehrernmalen aufgefordert so bald als möglich daselbst anzuziehen. Allein es fehlte am Besten, und daß dieß Beste nichts anderes als Geld war, wissen meine Leser schon. Eines Abends, als ich und meine Frau durch ein eben sterbendes Kind in die größte Noth und Traurigkeit versetzt waren, trat der Herr Licentiat der Rechte Francke in unsere Stube. Er nahm an unserm Elende den wärmsten Antheil, und da er sich dießmal etwas länger als sonst bei uns aufhielt, so redete er mich zulezt noch folgendermaaßen an: Lieber Magister, Sie sind examinirt und bereits als Physikus designirt, warum zögern Sie so lange mit der Promotion? Nicht wahr, ich rathe recht, wenn ich vermuthe, daß es Ihnen am Gelde fehlt? Wissen Sie was! ich erhalte in acht Tagen ein kleines Kapital von 200 Thalern zurükkbezahlt, kann ich Ihnen damit dienen, so soll es mit dem größten Vergnügen geschehen.

Ich zerfloß vor wehmüthiger Freude in Thränen; denn gerade jezt in dem entscheidenden Zeitpunkte meines Lebens bot mir ein Menschenfreund das Geld an, welches ich durch alles Bitten und Flehen bei andern nicht hatte erlangen können. Ich wandte ihm gegen sein edles Anerbieten ganz ehrlich ein, daß ich ihm gar keine Sicherheit für dieses Geld geben könnte, und daß er es auf den traurigen Fall meines baldigen Todes verlieren könnte, so gewiß ich dagegen es von Gommern aus so bald als möglich mit dem wärmsten Danke zurükkgeben würde. Das hat alles nichts zu bedeuten, antwortete er mir. Sie haben die Zeit Ihres Hierseins solche ausgezeichnete Beweise Ihrer Rechtschaffenheit und Ihres guten Charakters abgelegt, daß ich mich freue, wenn ich Ihnen auf irgend eine Art dienen kann. Wenn Sie also von meinem Anerbieten Gebrauch machen wollen, so sorgen Sie nur dafür, daß alles Uebrige zur Promotion fertig ist, in acht Tagen haben Sie, wie gesagt, von mir das Geld dazu. Auf einer Seite hatte ich nun die Freude bald meinen Zwekk erreicht zu sehen, auf der andern aber hingegen wurde ich dadurch in die größte Traurigkeit versezt, daß uns eben unser drittes Kind starb, und wir dadurch von neuem aller Elternfreuden be-

raubt wurden. So unvollkommen ist alles hienieden; denn es gibt nun einmal keine Rosen ohne Dornen.

Da alles zur Promotion fertig war, und ich das Geld wirklich von dem braven Manne erhalten hatte, so wurde der 10 Febr. zur Disputation angesetzt, wobei ich unbeschreiblich vergnügt war, vorzüglich weil ich mich auf derselben Stelle befand, auf welcher der unsterbliche Luther einst die Bahn zum Wege des Lichts gebrochen hatte. Kaum war ich mit allem, was zur Doktorpromotion gehörte, ganz fertig, so wurden auch gleich von allen Seiten die nöthigen Anstalten getroffen nach dem neuen Orte meiner Bestimmung abzugehen oder in Gommern als Amtsphysikus wirklich anzuziehen. Daß ich mich in Wittenberg in aller Rükksicht wol gut betragen, und mir die Achtung und Liebe mancher erworben haben mußte, ging unter andern auch daraus hervor, daß mich zwei Wagen und außerdem noch acht Freunde zu Pferde bis Coswig begleiteten. Hier nahm ich von allen den zärtlichsten Abschied, und habe die meisten wiederzusehen bis jetzt noch nicht das Glükk gehabt.

Ich kam glükklich mit meiner Frau in Gommern an. O welche gute Menschen habe ich da kennen gelernt! Gommern ist zwar nur ein kleines Städtchen; aber wie wenig ist an der Größe und Kleinheit eines Orts gelegen, wenn der Umgang mit Menschen daselbst nur gut und angenehm ist? Ich habe beinahe 6 Jahre daselbst unter den besten und edelsten Menschen verlebt. Es war eine Einigkeit und Herzlichkeit im dortigen Umgange, die ich nicht genug rühmen kann. Es waren alle biedere Männer, mit denen ich engere Freundschaft schloß. Schon mancher ist seitdem aus dieser Kette durch den Tod zu einer höhern Bestimmung abgerufen, doch habe ich noch immer, so oft ich das liebe Städtchen besuche, was freilich meiner vielen Geschäfte wegen höchstens jährlich nur einmal geschehen kann, die unaussprechlich große Freude, drei meiner vorzüglichsten Freunde dort mit Inbrunst an mein Herz zu drükken. Das erste, was mir in ökonomischer Rükksicht in Gommern am Herzen lag, war, daß ich meine Schuld in Wittenberg abtragen könnte, und diese Freude genoß ich denn schon wirklich am Ende des zweiten Jahrs. Ich mußte es mir als Arzt gewiß sehr sauer werden lassen, und auf alles äußerst aufmerksam sein, indem ich meine Praxis im Mittel-

punkte von dreißig Aerzten anfing; aber gewiß hätte ich es bei allem angewandten Fleiße und bei keiner gescheueten Mühe doch nicht so weit gebracht, wenn mir nicht das Glükk zu Theil geworden wäre mit meinem jezt noch immer so theuren Freunde, dem würdigen, menschenfreundlichen überaus geschikkten, noch jezt in Magdeburg praktisirenden Arzte, dem Herrn Hofrath Jünke, bekannt zu werden. Diesem braven Manne verdanke ich unendlich vieles, indem er mich nicht nur vielen Häusern empfahl, sondern mir so gar in einigen seiner ersten Häuser in seiner Abwesenheit die Besorgung des Arztes anvertrauete; seine Bibliothek war für mich immer geöffnet, und ich schätze und liebe ihn bis diese Stunde als meinen zweiten Vater. Mein Wunsch, Maurer zu werden, war noch nicht verschwunden, und da ich jetzt Magdeburg so nahe lebte, indem Gommern nur zwei Meilen von da entfernt ist, so versuchte ich es durch einige Freunde zur Aufnahme vorgeschlagen zu werden; allein wenn einmal eine Sache nicht gehen soll — diese Bemerkung habe ich nur zu oft in der Welt zu machen Gelegenheit gehabt — so mag man alle Mühe anwenden, und es wird dennoch nichts daraus. So erging es auch mir. Es waren verschiedene Ursachen, die mich damals

von der Aufnahme zurükkhielten, deren Auseinandersetzung hier nicht her gehört — genug daß ich jezt hinlänglich gerechtfertigt bin. Ich lebte übrigens jezt sehr vergnügt mit allen Einwohnern Gommerns in Eintracht und mit meinen nähern Freunden in dem angenehmsten Verhältnisse, und zwar die ganze Zeit, die ich in diesem Städtchen zubrachte, das heißt beinahe sechs Jahre; wir kannten jezt keine Leiden, als daß wir noch immer zu keinen dauernden Elternfreuden gelangen konnten, sondern noch immer ein Kind nach dem andern verloren, ja es schien als ob wir nie ein Kind behalten sollten.

Da meine Einnahme hier von der Art war, daß ich zwar von keinem eigentlichen Mangel wußte; aber mich auch im Geringsten nicht weiter ausdehnen konnte, so suchte ich, wenn's möglich wäre, ein besseres Brot zu erlangen. Bei einer überdieß sehr angenehmen Veranlassung lernte ich in dem jezt verstorbenen Herrn Kriegsrath Honig einen sehr würdigen alten Mann kennen. Er bat mich ihn einmal zu besuchen, dieß geschah. Er nahm mich überaus gütig auf. Ich sah in einer schönen Jahrszeit nicht nur Altenplathow seinen Wohnort in der Nähe von Genthin, sondern

auch einen großen Theil der ganzen umliegenden Gegend, und es gefiel mir daselbst ganz ungemein. Ich erfuhr, daß Genthin und die nächste Gegend umher dasmal keinen Arzt hatte. Ich äußerte gegen meinen gütigen Wirth, der bald mein Gönner und Freund ward, den Wunsch Gommern mit Genthin zu vertauschen. Dazu kann Rath werden, war seine Antwort; dann wollen wir die Sache sogleich ernstlich angreifen. Nun sollte ich auf ein halbes Jahr nach Berlin und daselbst den cursum anatomicum machen, weil dieß den Gesetzen nach verlangt wird, um in den Königl. Preuß. Staaten überall als Arzt auftreten zu können. So gern ich mich hierzu an und für sich selbst bereitwillig fühlte, so ging dieß doch über meine Kräfte, weil einige hundert Thaler dazu erfordert wurden, die ich nicht hatte. Es war gerade, wie dieß alles besprochen und hin und her überlegt wurde, ein gewisser Beamter mit in der Gesellschaft, der mir eine sehr große, aber leider! auch eben so eitle Freude machte, indem er sogleich laut erklärte, daß er mich gehörig unterstützen würde, und daß ich auf seine Kosten in Berlin cursiren sollte. Alle Anwesende versicherten mich, daß ich mich ganz aufs Wort dieses Mannes verlassen könnte; denn wenn es gleich nicht in seinem Charakter läge

gute Thaten um des Guten selbst willen zu üben, so hätte er doch gewisse andere Absichten um auffallend Gutes zu thun, sein mir gegebenes Wort würde er gewiß nicht zurücknehmen. Nun glaubte ich schon in Berlin selbst zu seyn, und da meinen cursum zu machen — aber wie gings mir? Der Mann hielt nicht Wort, sondern entschuldigte sich durch Winkelzüge. Er lebt noch, und wird es fühlen, wenn er dieß lies't, daß ich Wahrheit rede; übrigens kein Wort mehr hiervon.

Dieses Mißgeschikks ungeachtet schien es der Wille der Vorsehung zu seyn, daß ich in den aufgeklärtesten Staat Europa's versetzt werden sollte. Mein aufrichtiger, im Stillen wohlthuender, aber jetzt zu meinem großen Kummer verstorbener Gönner und Freund Honig in Altenplathow nahm sich meiner aufs thätigste an, und empfahl mich dem würdigsten Chef des Obercollegii medici et sanitatis, nämlich dem Herrn General der Cavallerie, Premier Minister, Grafen von der Schulenburg Kehnert. Durch diesen meinen größten Protektor wurde ich von dem cursu anatomica, weil ich schon sechs Jahre als sächsischer Amtsphysikus praktisirt hatte, dispensirt; aber meine Ausarbeitung mußte ich in lateinischer Sprache

übergeben, und mich dann dem Examini rigoroso in Berlin selbst unterwerfen. Indem ich meine Censur erhielt, wurde ich zugleich als praktischer Arzt für die Königl. Preuß. Staaten aufgenommen. Nun zog ich von Sommern nach Genthin, und begann hier und in der umliegenden Gegend meine praktische Laufbahn fortzusetzen. Ich verlor Freunde, und fand neue, und zugleich bis auf diese Stunde einen sehr ausgebreiteten Wirkungskreis. Meinen Wunsch Freimaurer zu werden hatte ich immer noch nicht aufgegeben, und ich rechnete die Erfüllung dieses gewiß sehr reinen Wunsches zu den süßesten Begebenheiten meines Lebens. Ich würde hier viel zu weitläuftig werden, wenn ich so manche Gründe dieses Wunsches angeben wollte, die Sehnsucht nach Bekanntschaft mit Ordensgeheimnissen an und für sich selbst war es wahrlich! nicht, die mich dazu angetrieben hätte, das kann ich wenigstens als ehrlicher Mann versichern, auch hatte ich wol vor hundert und tausend anderen am wenigsten Ursach mich nach einem Orden zu sehnen; aber der Maurerorden ist kein Augustinerorden, und das wußte ich wenigstens vorher. Es war durchaus nichts anderes, als ein stilles höchst angenehmes Vorgefühl der wahren Lebenserhohlung, die ich im Kreise zu edlen Zwekken

verbundener Männer zu genießen hoffte, und wohl jedem Maurer, der das findet, was ich fand, und bis jetzt in jenem erreichten Wunsche noch immer gefunden habe! Ich leugne nicht, ich hatte vorher vieles und mancherlei wider diese Verbindung gelesen; aber ich glaube aus Erfahrung nun sagen zu können, daß ich alles von Nichtswissern gesagt und übertrieben finde. Des Schottländers Robinson neuestes Werk ist ein elendes Gemählde, und kann durchaus nicht das Produkt eines Maurers selbst seyn. Der Hauptzwekk der maurerischen Verbindung liegt jedem, für den die Sache einiges Interesse hat, vor Augen, ich habe nicht nöthig ihn hierher zusetzen, und es würde lächerlich seyn, wenn ich zum Sprecher einer Sache auftreten wollte, die bei Kennern keines Sprechens bedarf und für Nichtkenner von meiner Seite so leicht den Schein der Partheilichkeit haben könnte. Der wahre Maurer schrekkt nicht zurükk; aber er lokkt auch nicht an, so wenig durch Weisheitsmiene als durch Geheimnißkrämerei u. s. w. So viel aber ist mir gewiß von allen Seiten erlaubt die Empfindungen hier nicht ganz zu unterdrükken, die sich meiner bemächtigten, als ich mich von hieraus von neuem in Magdeburg meldete, und bald darauf, ohne daß sich dießmal auch nur die minde-

ſten Schwierigkeiten fanden, in die Loge Ferdinand zur Glückſeligheit daſelbſt aufgenommen wurde. Welche Freude für mich! — ich faſſe mich ſehr kurz und muß mich auch ſo faſſen — als ich in den Kreis ſo würdiger Männer eingeführt wurde, Männer, denen nichts heiliger iſt und nichts heiliger ſeyn kann, als die Pflichten des Menſchen, in allen ſeinen Verhältniſſen. Ich war kein Jüngling mehr, ja nicht einmal ein junger Mann, ſondern ſchon ein Mann von 45 Jahren, als ich in dieſe mir ſtets ehrwürdige und menſchenfreundliche Verbindung aufgenommen wurde, und fand dennoch was ich ſuchte, fand nicht weniger, fand — wenn ichs ſagen darf — mehr, vielleicht eben darum, weil ich ſchon ein Mann in meinem Alter war. O Magdeburg ich verdanke deinen Mauren in den ſieben Jahren, ſeitdem ich deine Loge beſuche, und in derſelben zu höhern Graden befördert worden bin, ſo manche mich eben ſo ſehr belehrende als meinem Herzen wohlthuende, folglich manche ſehr ſelige Stunde, unwürdig werde ich mich deiner gewiß nie machen, das verſpreche ich, wenn du dieß als einen kleinen Beweis meines warmen Danks annehmen willſt

Es wunderte mich recht sehr, als ich erfuhr, daß dieser Orden in den österreichischen Staaten aufgehoben wurde. Ruhig sieht zwar der Maurer solchen äußern Veränderungen entgegen, denn der wahre Maurer bleibt doch, was er zu seyn und zu bleiben sich enschloß. Er bedarf des äußern Glanzes nicht und scheuet, seiner guten Sache sich bewußt, auch das Verkanntwerden nicht, wenn der Regent eines Landes das Unglükk hat sich von schlechten, wenigstens gänzlich ununterrichteten Menschen gegen den Orden einnehmen zu lassen. Unverrükkt behält der Maurer sein Ziel vor Augen, lebt im Stillen und denkt:

Stralen zu borgen
Brauchen wir nicht,
Uns glänzt von Morgen
Helleres Licht;
Es leucht' uns wieder
Bis in die Gruft,
Wo uns Gott wieder
Schöpferisch ruft.

Einer erwiesenen Ehrenrettung darf sich der menschenfreundliche Maurerorden freuen, nämlich, daß ihm weder in Osten noch Westen, weder in Süden noch Norden irgend eine menschenfeindliche Allgemeinthat, irgend eine auf-

rühriſche Handlung mit Recht zur Laſt gelegt werden kann, das Gegentheil, die in traurigen Revolutionszeiten bewirkte Mittelſtraße, wahre Regenten- und Vaterlandsliebe u. ſ. w. hier zeigen zu wollen, dazu bin ich nicht berufen; aber bei Gott! nicht weil ich ſelbſt Maurer bin, ſondern aus meinen frühern Beobachtungen, da ich noch ein Uneingeweihter war, habe ich bei Männern, in äußerſt wichtigen bürgerlichen Verhältniſſen, die ſich zu dieſem Orden bekennen, die angenehme Erfahrung gemacht, daß ein Landesherr in ſeinen maureriſchen Unterthanen wahre Freude und ſo gar, wenn ich mich ſo ausdrükken darf, eigentliche Stütze finden kann. Ich bin auf meiner ſonderbaren Laufbahn bei meinen zum Theil verſchuldeten, zum Theil unverſchuldeten Schikkſalen unendlich vielen Menſchenfreunden Dank ſchuldig für die Hülfe, für die Zurechtweiſung und für die Unterſtützung, welche ſie mich bei ſich finden ließen; aber ich muß der Wahrheit die Ehre geben und ſagen, daß die meiſten, welche ſich meiner im Lande und im Auslande am vorzüg- ſten annahmen, Maurer waren. Was bewog ſie dazu? ſie hatten keine beſondere Pflichten gegen mich auf ſich, denn ich war nicht ihr Mitglied; nur wahre Menſchenliebe forderte ſie auf ſo zu handeln, wie ſie handelten. Als

ich nun so nach und nach und späterhin durch Thatsachen für den Orden eingenommen ward, so war dieß für mich der eigentliche Sporn, Mitglied desselben zu werden. Als Katholik geboren und erzogen, nachher aus Ueberzeugung zum Protestantismus übergegangen entzükte mich ferner in religiöser Rükksicht der Gedanke: In diesen Orden kann jeder Christ aufgenommen werden, er sey ein Römischkatholischer, ein Griechischkatholischer oder Protestant von der altenglischen Kirche, Lutheraner, Reformirter u. s. w. wenn er sich sonst nur dazu eignet.

So weh es mir that, daß mein erstes Gesuch von Gommern aus in den Orden, dessen Mitglied zu werden ich so sehnlichst wünschte, aufgenommen zu werden dasmal nicht befriedigt wurde, so habe ich doch späterhin volle Beruhigungsgründe deßwegen gefunden: die Behutsamkeit, mit welcher man zu Werke geht, um einen Angemeldeten aufzunehmen oder zurükkzulassen, ist gewiß äußerst lobenswerth und nothwendig, ja es wäre wol an manchem Orte nöthig noch weit behutsamer dabei zu Werke zu gehen. — Doch hier ende ich dieß Kapitel und komme noch zulezt auf meine häusliche Lage als die erste und nächste von allen zu sprechen.

Zehntes Kapitel.

Ich lebe mit meiner Frau und mit zwei Kindern, die ich als das größte und schönste Geschenk des Himmels betrachte, recht eigentlich vergnügt, und fühle mich in vieler Rükksicht eigentlich recht glükklich; denn ich lebe überdieß mit Gott und der ganzen Welt, wie man zu sagen pflegt, zufrieden. Vollkommen ist freilich nichts hienieden, es mag einen Namen haben, welchen es wolle; aber ich glaube gerade eben so wie der gutmüthige Wandsbekker Bote, daß uns Menschen auch dieß, im Ganzen genommen, sehr dienlich und heilsam seyn müsse, weil wir sonst wol gar nicht Lust haben mögten über Kurz oder Lang die lange Reise zu machen, von der niemand in sein bisheriges Quartier wieder zurükkehrt. Zu den Unvollkommenheiten nun, die gerade mich betreffen, gehört vorzüglich folgender Umstand, daß oft Kränklichkeiten meine Ruhe stören, die mich ein früheres Stumpfwerden und einen frühern Tod befürchten lassen, als ich mit ruhigem Herzen erwarten kann, denn meiner vielen Geschäfte und meiner fast beständigen Thätigkeit ungeachtet bin ich doch nicht im Stande, zumal bei der jetzigen Theurung aller Lebensmittel in einer Stadt, so viel zu erwerben, daß ich für

Frau und Kinder etwas zurükklegen könnte. Doch mögte ich mich nicht gern durch diesen Gedanken ganz niederschlagen lassen; ich denke lieber:

Wer weiß, wo man noch Rosen bricht,
Ich bin vergnügt und sorge nicht.

Indessen fühle ich es doch zugleich als meine heilige Pflicht, so viel in meinen Kräften steht, dafür zu sorgen, daß ich keine ganz arme Wittwe und keine ganz arme Waisen zurükklasse, wenn's möglich ist. Ich bin zwar nicht verschwenderisch; aber ich habe nie kleinlich sparen, folglich noch weniger eigentlich geitzen können. Wer weiß, so denk' ich oft, welcher Menschenfreund, der helfen kann, noch für dich und hauptsächlich für die Deinigen sorgt. Etwas will ich hier noch freimüthig bekennen, nämlich daß ich für meinen hoffnungsvollen Sohn durch die Herausgabe dieser meiner Lebensbeschreibung ein kleines Kapital zu erwerben suche, damit er durch einige Erleichterung in den Stand gesetzt wird, einst nach erlangter Bildung ein brauchbares und nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden. Ob ich meinen Zwekk erreiche, wird vom Segen des Himmels abhängen; die Zahl meiner gütigen Subscribenten hält mich, so sehr es auch

der Wunsch der meisten ist, noch nicht einmal in Rükksicht der gesammten Kosten, welche mir die Herausgabe des Buchs macht, schadlos — doch vielleicht findet diese Biographie im öffentlichen Buchhandel ein gutes Unterkommen, und das ist es, worauf ich in ökonomischer Rükksicht hierbei meine Hoffnung richten muß. Sollte ich indessen mich nach einiger Zeit hierin getäuscht sehen, so wird mir wenigstens die gut- und herzlich gemeinte öffentliche und persönliche Absicht dabei die nöthige Selbstberuhigung geben.

Kaum war ich einige Jahre hier in Genthin wohnhaft, als mir verschiedene Herrn Rittergutsbesitzer und andere Honoratioren in der Nähe umher ihr Vertrauen schenkten, und mir das gnädige und gütige Anerbieten thaten, mich zu ihrem Kreisphysikus angestellt zu sehen. Auf Subscription wurde für mich ein Gehalt von 96 Rthlr. ausgemacht, und nun wurde ich zum Physicus für die Gegend, in der man darüber eins geworden war, vorgeschlagen. Nachdem ich vier Ausarbeitungen in deutscher Sprache verfertigt hatte, wurde ich von Sr. Königl. Majestät zum wirklichen Kreisphysikus bestätigt, und in Magdeburg vereidet. Die böse Scharlachepidemie, die ich in meinem

mir anvertraueten Kreise viertehalb Jahre zu heilen und so viel als möglich zu vertreiben und nicht tödtlich werden zu lassen hatte, gab die Veranlassung, da ich das Glükk hatte von 365 Patienten nur 4 zu verlieren, daß mein hoher Gönner Sr. Excellenz der Herr Etatsminister von Angern mich dem Könige empfahl, worauf Sr. Königlichen Majestät die Gnade hatten mir eine jährliche Zulage von hundert Thalern zu geben, welcher Wohlthat ich mich nach besten Kräften würdig zu machen suche. Mein ganzer Aufsatz über diese Epidemie und meine Cur derselben befindet sich in Hufelands Journal: Praktische Arzenei u. s. w. Band XIX. Nachdem die traurige Epidemie unsre Gegend verlassen hatte, und ich gerade von dem, was gefährliche Patienten heißt, ziemlich frei war, so wies ich einen mir unter sehr vortheilhaften Bedingungen gemachten Antrag, der darin bestand einen jungen Herrn von Adel nach Karlsbad zu begleiten, nicht zurükk. Ich reis'te mit dem jungen Herrn von Lattorf sehr vergnügt ab, und ich wüßte nicht, was mich leicht hätte verstimmen können, wenn es nicht die böhmischen Kreutze gewesen wären. Die böhmischen Kreutze, die böhmischen Kreutze, wie denn so? fragen hier vielleicht manche meiner Leser. Ich fühlte einen mich durch und durch schüttelnden

Schauder, als ich alle Mißbräuche, welche Joseph der Zweite aufhob, woran ich selbst damals noch den wärmsten Antheil nehmen konnte, wieder in ihre vollen alten Rechte hergestellt erblikkte. Mir that dieß unbeschreiblich weh, indem ich mir ein sehr wehmüthiges Bild von dem Kummer entwarf, den jeder nicht unaufgeklärter und dabei redlich gesinnter Lehrer der katholischen Kirche darüber empfinden müßte. Wir fuhren keine funfzig Schritte, so trafen wir einen Christus am Kreutze, und zwar nehmen sich diese Kreutze, weil sie auf jedem kleinen Hügel und Berge angebracht sind, wie lauter Galgen aus. Ich würde nichts sagen, wenn die Christusse so am Kreutze hingen, wie es die Leidensgeschichte Jesu erzählt; allein hier sah ich einen mit einem weißen Hemde, dort einen mit einem blauen Mantel, hier einen mit Huth, und dort wieder einen ohne Huth zum größten Aergerniß aller Reisenden am Kreutze hängen. Im Karlsbade selbst fand ich es doch wol in religiöser Hinsicht viel besser? — Ach leider! nein. Die kirchlichen Einrichtungen hier seit Josephs Tode entlokkten meinen Augen Thränen des Unwillens und des Mitleids. Ich konnte nicht umhin einigen meiner dortigen guten Freunde meinen Unwillen darüber zu erkennen zu geben: Ach! sagte ich, sollte Joseph jetzt wieder aus

dem Grabe hervorgehen und den Unsinn erblikken, sollte sehen, wie alle die weisen Veränderungen, die er mit so vieler Mühe und mit so vielem Widerstande der Pfaffen durchzusetzen hatte, gänzlich verschwunden sind, wie weh würde ihm das thun, und was würde er dazu sagen? Ich fürchte, ich fürchte, Oesterreich wird wieder eben so tief, wo nicht noch tiefer als vor dem göttlichen Joseph dem Zweiten zurükksinken. Liebe meines ersten Vaterlandes, du blutest, und lähmst meine Sprache. In physikalischer Hinsicht will ich vom Karlsbade hier nichts sagen, da es mein Vorsatz ist meine Reise dahin, so wie meinen Aufenthalt daselbst und die Untersuchung der dortigen Quellen in einer eigenen Schrift herauszugeben.

Nur noch ein Wort von kirchlichen Angelegenheiten, wie gern verweilt man jezt bei denen in der schwäbisch-baierschen Provinz. Ich kann nicht umhin, das hier zusammen zufassen, was ich seit einigen Jahren darüber gelesen und zu meiner größten Freude mit der wärmsten Theilnahme gefunden habe. Manche meiner Leser lassen sich wol nicht ungern,

wenn sie auch schon völlig unterrichtet sind, hier noch einmal daran erinnern.

Friedrich der Einzige hat Baiern mit wenigen Worten sehr bitter geschildert. Er sagt in der Geschichte meiner Zeit: „Baiern ist in Deutschland die größte Provinz „von der größten Fruchtbarkeit und von dem „wenigsten Geist; es ist das irdische Paradies, „von Thieren bewohnt.“ Man kann nicht läugnen, daß in der Periode, von welcher der große König spricht, die Schilderung sich leider vertheidigen ließ, indessen kann man doch auch nicht bergen, daß bereits unter seinem Zeitgenossen, dem Churfürsten Maximilian Joseph III. beträchtliche Vorschritte zum Bessern geschehen sind. Wenn in Rükksicht der Landeskultur, der Verbesserung von Manufakturen und Fabriken und andern, bei weitem nicht geschehen ist, was hätte geschehen können und sollen; wenn die Finanzen, statt zweckmäßiger eingerichtet zu werden, noch in größere Unordnung geriethen, die Staatsämter vermehrt und nur denen zu Theil wurden, welche den Schutz mächtiger Familien des Landes sich zu verschaffen wußten, so hat doch Maximilian III. um die Wissenschaften, Schulen und Erziehungsanstalten unläugbare und unsterbliche Verdienste.

„Er hatte, sagt ein würdiger Schäzer seiner „Verdienste, *) das, was Joseph II. rasch „ausführte, weise nur vorbereitet, um das Wei= „tere der eigenen stufenweisen Ausbildung der „Nation zu überlassen. Er säete nur den „Saamen der Aufklärung in fruchtbares Erd= „reich, und überließ es seinem Nachfolger, die „wohlthätigen Folgen davon zu erndten. Er „hatte die Nation aus dem Schattenreich der „stumpfsten Bigotterie unter die Herrschaft der „Vernunft geführt. Ihr Geist war erweckt, „und erwartete nun aus den Händen einer wei= „sen Regierung die weitere Entwicklung, um „aus den Kinderjahren in das mannbare Alter „hinüber zu treten."

Karl Theodor that in Rükksicht man= cher Zweige der Staatsverwaltung fast gar nichts, und die Geisteskultur wollte unter seiner Regierung durchaus nicht gedeihen. Es be= darf keiner weitläuftigen Erzählung zum Be= weis hiervon, denn noch sind die Schikksale ei= nes Weißhaupt, Zwack, Fischer,

*) Der Genius von Baiern unter Maximilian IV. herausgegeben von G. Freiherrn von Aretin. Ersten Bandes. 1stes St. (1802.) S. 7.

Merz, Meggenhofen und anderer würdiger Männer nicht vergessen. Noch ruht in frischem Andenken, welcher Gewalt der Churfürstliche Beichtvater P. Frank und der Exjesuit Gruber sich freueten, wie die Lärm-Posaune des Dominikaners Jost zu Landshut, den frommen Fürsten erweckte, dem ketzerischen Zaupser, der die heilige Inquisition ein Unthier nannte, ein öffentliches Glaubensbekenntniß abzunöthigen, und mittelst solcher schmäligen Behandlungen jeden andern abzuschrecken, ein Licht auf den Leuchter zu stecken.

Ganz anders geht sein Nachfolger Maximilian Joseph IV. zu Werke. Man lese z. B. das seit seiner Regierung in München herauskommende Regierungsblatt, den Strobelschen Volks-Kalender, den Katechismus der Baierschen Landes-Kultur-Gesetze; man denke an die totale Aufhebung aller Klöster, die man vor einigen Jahren noch für unmöglich gehalten hätte, — man sehe in allen Verordnungen dieses Fürsten den liberalen edlen Geist, der sie belebt, das rastlose Bestreben, dem Guten schleunig empor zu helfen und jeden Fortschritt desselben in andern Staaten, auch in Baiern heimisch zu machen, — eine protestantische Kirche in der Residenz, protestantische

Lehrer auf ehemals finster-katholischen Universitäten, — Anstellungen protestantischer Gelehrten und Geschäftsmänner, nicht blos in den neu acquirirten Fränkischen und Schwäbischen Provinzen, sondern selbst im orthodoxen Baiern: welch ein Unterschied zwischen Karl Theodor und Maximilian Joseph IV.!

Was für heilsame Verordnungen nur in der Schwäbischen Provinz seit der Besitznahme derselben erschienen sind, wie manches Fortschrittes im Guten sich diese schon seit dieser Zeit freut, davon mag nachstehender Aufsatz dem Leser eine getreue Uebersicht gewähren.

Kirchliche Verbesserungen.

Nicht Toleranz, — denn in Sachen des Gewissens braucht kein Mensch des andern Duldung, sondern jeder hat das unstreitige Recht, fordern zu können, daß er seines Glaubens leben, seine Ueberzeugung bekennen nnd Gott nach der ihm die beste dünkenden Weise verehren dürfe, — also nicht Toleranz, sondern Religions-Edikt nennt der weise Churfürst das Gesetz vom 10. Jänner 1803. in welchem derselbe seinen neuen Unterthanen ihre bisherige christliche Religionsübung mit

allen ihren annexis bestätigt, und sie gegen jede Kränkung darin sowohl zu beschützen, als besonders den Besitz und Genuß ihres eigenthümlichen Kirchenguts (in soweit solches keiner Säkularisation unterworfen ist,) und ihres Schulfonds, nach Vorschrift des Westphälischen Friedens, zu erhalten zusagt. Mit dieser uneingeschränkten Religionsfreiheit ist zugleich der völlige Genuß aller bürgerlichen Rechte im Staat verbunden. Jeder, wenn er nur sonst die erforderlichen Eigenschaften besitzt, kann ohne Rükksicht auf seine Glaubens-Confession sich allenthalben ansäßig machen, und jedes Amt erhalten. Von niemand darf etwas gefordert werden, das seiner Religions- oder Gewissensfreiheit entgegen wäre, und kein Theil darf die gottesdienstliche Feier des andern auf die entfernteste Weise stören. Personen verschiedener Konfessionen können zusammen heirathen und wenn über die Religion der künftigen Kinder kein besonderer Vertrag unter ihnen geschlossen ist, so haben diese die Freiheit, wenn sie das achtzehnte Jahr zurükkgelegt haben, die eine oder die andere anzunehmen.

Sehr würdige Gesinnungen enthält auch das Circulare von 11. März 1803. an die gesammte Weltgeistlichkeit in den Churfürstlichen

Staaten. Es liefen nämlich mehrere Besorgnisse und Vorstellungen ein, daß durch Aufhebung der Klöster an vielen Orten der öffentliche Kultus und die Seelsorge, theils wegen zu kleiner Anzahl, theils auch hier und da wegen zu geringer Thätigkeit des Secular-Klerus, Nachtheil leiden möchte; allein die aufgeklärte Regierung gibt dagegen die Lehre: Es hänge von dem Weltpriester allein ab, seine Ehre zu retten, seine vorzügliche Fähigkeit und seine Zulänglichkeit für das große Geschäft der Seelsorge sowohl, als auch damit die Entbehrlichkeit jedes andern Surrogats, durch That und Erfahrung dem Volk anschaulich zu beweisen. Der Weltgeistliche soll seinen Beruf nicht blos auf den weniger mühsamen Theil desselben, nämlich auf den eigentkichen Opfer- und Altardienst, oder die Beobachtung äußerlicher Gebräuche beschränken, sondern ihn vielmehr auf alle gerechte, vernünftige Forderungen seiner Gemeine ausdehnen, und sich als eigentlichen Volkslehrer und Erzieher betrachten, dem die religiöse und sittliche Bildung der Welt und Nachkommenschaft vertraut sey. Das Nachdenken über ihre wahre Bestimmung werde die Geistlichen lehren, den Umfang ihrer Amtsverrichtungen nicht blos nach dem Herkommen, oder nach dem Verhältniß der damit verbunde-

nen Taxen, sondern vielmehr nach den Lokalbedürfnissen ihrer Gemeinen zu bestimmen und folglich das, was denselben durch die Entfernung der Religiösen abgehe, durch freiwillig verdoppelten Amtseifer ersetzen. Sie werden es dann einsehen, wie nöthig es sey, es den Unwissenden nie an öffentlicher Belehrung von der Kanzel, den Verirrten nie an Zurechtweisung im Beichtstuhl, den Leidenden im Krankenbette nie an den seligen Tröstungen der Religion, und überhaupt allen Raths- und Hülfsbedürftigen nie an nöthigem Zuspruch und Beistande ermangeln zu lassen. Sie sollen sich zugleich bestreben, sich durch einen untadelhaften Wandel auszuzeichnen, und jede Aeußerung irgend einer niedrigen Leidenschaft von Eigennutz und Sinnlichkeit, jedes Merkmal eines rohen und ungebildeten Charakters, kurz alles, was der sittlichen Erbauung widerspricht, und unter der Würde ihres Standes ist, sorgfältig zu vermeiden u. s. w.

Von den vielen Feiertagen der Katholischen Kirche, die ihren Bekennern im erwerbenden Stand öfters so nachtheilig geworden sind,

---

*) Alles wörtlich nach dem Reskript.

und ohngeachtet schon Pabst Klemens XIV. im Jahr 1772 ihre Zahl sehr verminderte, dennoch — besonders in Baiern und Schwaben, — begangen wurden, sind gegenwärtig nur noch 18 und in der Evang. Kirche 9 erlaubt, dagegen ist der leztern auf den ersten Sonntag nach Epiphaniä ein Schulfest geboten, an welchem eine Predigt über die Wichtigkeit und Wohlthätigkeit der öffentlichen Schulen und über die Pflicht der Eltern, durch gute Kinderzucht zur Veredlung der Menschheit mitzuwirken, gehalten werden soll.

Von Kreuz- oder Bittgängen und andern allgemeinen Processionen finden nur noch die am Fronleichnams- und St. Markus-Tage, dann die an den drei Tagen in der Kreuzwoche statt, und alle dabei sonst übliche Reiterei, Verkleidungen, Genien und dergl. sind abgeschafft.

Die Krippen um Weihnachten, der Palmenesel, die Beleuchtung des heiligen Grabes mit gefärbten Glaskugeln, die Vorstellung des Oelberges und der Himmelfarth, die Herablassung des heiligen Geistes am Pfingstfest, in Gestalt einer Taube, die sogenannte

ewige Anbetung, (das ist gewisse von beson-dern Gemeinen selbst angeordnete Bettage,) das Verkündigen der von müßigen Mönchen ersonnenen Wundergeschichten von der Kan-zel, und endlich das Betteln der Religiösen, sind durchaus und strenge verboten. Ein sehr glükklicher Gedanke in Rükksicht der Feier der abgeschaften Feiertage, war der Befehl, daß alle diejenigen, welche an solchen die äußer-lichen Zeichen eines Festes beibehalten, oder gar andre ihrer Mitbürger an solchen Tagen in ihrer Arbeit stören würden, ohne Nach-sicht gestraft werden sollen. Und damit — so lauten die eigenen Worte des Gesetzes, — Trägheit und Starrsinn sich nicht gleiche Ansprüche auf die Gnade und Nachsicht des Landesherrn zueignen, welche nur dem Fleiß und Verdienst gebühren, so soll künftig kei-nem Nachlaß-Gesuch eines Unterthanen statt gegeben werden, wenn die Bittschrift nicht mit einem förmlichen Zeugniß des vorgesetzten Landgerichts, oder Pflegamts, über die Ver-wendung der abgeschaften Feiertage begleitet werden kann.

Zu den kirchlichen Verbesserungen darf man billig auch die Einschränkung der geistli-chen Gewalt und die nunmehrige Bestimmung

des Gerichtsstandes des Klerus rechnen. Bisher hatten die Bischöflichen Ordinariate ihre Verordnungen durch die Dekane den Orts-Pfarrern eingeschikkt und diese publicirten sie, ohne die weltliche Obrigkeit deßhalb zu fragen. Alle Testamente und Verhandlungen über Verlassenschaft des Klerus, Assignationen bei Sterbefällen und dergleichen, wurden vor die geistliche Gerichtsbarkeit gezogen und der Bischof bezog davon seine Sporteln. Von nun an darf keine Bischöfliche Verordnung ohne Gutheißen der Churfürstlichen Landes-Direktion publicirt werden; Assignationen bei Sterbefällen und Exekutionen der Testamente, sind der weltlichen Behörde übergeben, und die Bischöflichen Sporteln sind aufgehoben. Keine Katholische Geistliche konnten sonst bei einem weltlichen Gericht belangt werden, nun aber sind sie durch eine Verordnung vom 11. Nov. 1803. der Gerichtsbarkeit des Hofgerichts in erster Instanz untergeordnet, und die der Ordinariate und Vikariate, erstrekkt sich blos auf Disciplin-Gegenstände, über welche Grenze sie nicht hinausschreiten sollen.

Eben so sehr freuete ich mich — und wer, wenn ihm alles, was vernünftige Gottesverehrung und überhaupt Geistesbildung

seiner bis dahin vernachlässigten Mitbrüder heißt, nicht gleichgültig ist, sollte sich nicht freuen? — als ich erst kürzlich folgenden Brief aus München und über München las. „Erst in München wurde mir es klärlich, wie der Kurfürst bey diesem Erzkatholischen Volke es wagen durfte, die Klöster aufzuheben, aus ein paar Klöstern sogar Schauspielhäuser zu erbauen, und die Kapellen an der Landstraße so zu zerstören, daß mein italienischer Diener, der Katholisch ist, mich fragte: ob die Franzosen bis da vorgedrungen wären, und die heiligen Gebäude verwüstet hätten, um die Religion zu untergraben. Da ich in München war, hörte ich, daß, als ohnweit der Stadt ein Kapuzinerkloster eingerissen wurde, welches über eine Stunde von da lag, man daselbst unter ein paar Beichtstühlen Fallthüren fand, durch welche die Beichtenden im Stillen aus der Welt geschafft werden konnten. Auch fanden sich in geheimen Gemächern Kadaver und allerlei Marterinstrumente: Im Gebeinhause fand man einen vertrokkneten enthaupteten Leichnam, dessen Kopf nicht aufzufinden war, wohl aber lag die Schärpe eines vor 4 Jahren verschwundenen Offiziers, von dem seine Verwandte keine Spur finden konnten, neben dem Leichname. Dieser Offizier gehörte auch

zu den verfolgten Illuminaten. Sein vormaliger Schneider legte das nach aufgehobne Maas des verschwundenen Offiziers auf die Schärpe, und es paßte durchaus aufeinander. Noch fand sich in eben diesem Kloster eine unterirdische Höhle, in welche der Polizeydirektor Baumgarten, ein Mann von ausgezeichnetem Geiste, sich mit einer Fakkel hineinwagte. Vor die Höhle stellte er ein paar Polizeybediente und so ging er kühn den dunkeln Gang hindurch, und nach einer langen Stunde befand er sich in der Stadt am Opernhause. — Vermöge dieses unterirdischen Ganges konnten die Priester also, wenn auch die Thore verschlossen waren, wen sie wollten, in die Residenz hinein und hinaus schaffen. Diese Entdekkungen machten das Volk gegen die Absicht der Priester um so mißtrauischer, je milder, wohlwollender und populärer der Kurfürst war, und je liebenswürdiger und edler ihre vortreffliche protestantische Kurfürstin sich gegen das Volk betrug und beträgt. Diese schöne junge Fürstinn ist eine wahre Mutter der Armen, und die eifrigsten Katholiken, die sonst glaubten, daß Protestanten Höllenbrande sind, verlassen jetzt diesen Wahn; zu dem kommt noch, daß seit 3 Jahren eine protestantische Kirche in München

erbauet und ein würdiger protestantischer Prediger daselbst angestellt ist, der ein vortrefflicher Kanzelredner seyn soll, und der bei den Katholiken mehr Beifall als ihre Mönche findet. Zuerst gingen diese zu der kürzlich gestifteten protestantischen Kirche blos aus Neugierde, um zu hören, was für gottloses Zeug da gelehrt werde; aber wie staunten sie, als sie sich in dieser Ketzerkirche mehr erbauet als in der ihrigen fanden. Hier muß ich dieses Kapitel schließen, auch glaube ich Erfreuliches genug mitgetheilt zu haben;

Elftes und letztes Kapitel.

Was endlich mein Verhältniß hier an meinem jetzigen Wohnorte betrifft, so ließe sich freilich auch manches Unangenehme davon sagen; aber wozu könnte dieß nützen? Ich bin gewohnt die Menschen um mich her zu nehmen, wie sie nun einmal sind, und nicht wie sie wol seyn sollten; denn ist wol jedes Einzelwesen unter den Menschen, welches andere um sich her anders haben will, wie sie nun einmal sind, selbst gerade so, wie es nach den gesammten Regeln der Moral seyn sollte? Dieß bedenke ich oft, und dieß flößt

mir dann die nöthige Geduld ein, die man mit schwachen, ja oft nur zu schwachen — böse mögte ich sie doch gar nicht gern nennen — Menschen haben muß. Der Arzt ist wol vor vielen andern, welche ihren Mitbrüdern wissenschaftlich dienen und helfen müssen, verkehrten Beurtheilungen ausgesetzt, und muß es sich nicht selten gefallen lassen, daß ihm selbst hier und da der elendeste Quakksalber vorgezogen wird, und welches Geschrei erhebt sich in der niedrigen Volksklasse, wenn sich der rechtschaffne Arzt verpflichtet fühlt einem solchen Menschen, so viel er bewirken kann, das Curiren oder richtiger die Macht zu tödten zu nehmen, dergleichen Erfahrungen ich leider! auch schon gemacht habe. Nur einen kleinen Beweis hier. Es lebte ein solcher Quakksalber schon vor acht Jahren mit Namen Frikke seinem Handwerke nach ein Tuchmacher in Burg, welcher durch seine drastischen Mittel schon damals manchem seiner Mitmenschen den Lebensfaden durchschnitt. Er wurde, so bald das Unwesen, was er trieb, vor die rechte Behörde kam, zur Festungsstrafe verurtheilt; allein er wußte sich anderweitig zu helfen, und floh in das sächsische Dorf Ileburg, wo er noch bis jetzt ungehindert fortkurirt oder fortmordet. Von den vie-

len traurigen Fällen, in welchen dieser bis dahin geduldete Mensch mordet, will ich hier nur einen anführen: Der Schulze im Dorfe Tuchheim, was ich mit zubereisen habe, wurde von der Scharlachepidemie ergriffen, der verdorbene Tuchmacher — wer erinnert sich hier wol nicht an den Ex sutore Medicus des Phädrus? — wird als Arzt consulirt und dieser elende Mensch, dieser Quakksalber Frikke gab ein drastisches Abführungsmittel, und nach drei Stunden war der junge noch wenige Tage vorher so starke und gesunde Mann todt. Sollte es denn nicht möglich seyn durch Requisition des Hofes zu Dresden diesem Mörder Einhalt zu thun? Ich habe dazu nach meiner Pflicht als Arzt das Meinige gethan, und erwarte täglich die gänzliche Entscheidung dieses medicinischen und statistischen Rechtshandels. Ich würde in dieser meiner Lebensbeschreibung viel zu weitläuftig werden müssen, wenn ich noch so manche Ideen und Erfahrungen als Arzt hinzufügen wollte, auch müßte ich befürchten meine sämmtlichen geehrten Leser und Leserinnen gänzlich zu ermüden, und das mögte ich doch nicht gern. Dazu kommt überdieß noch, daß es in unsern Zeiten für äußerst unmodig erklärt wird, viel von seinem eigenen Fache zu sprechen, und andere über wichtige Amts- und Geschäftssachen

unterhalten zu wollen. Dieß gilt jetzt gerade eben so viel, nicht einen Pfennig mehr oder einen Pfennig weniger, als wenn man beim Eintritt in Gesellschaften noch vom Wetter, dem Helfer aus aller Noth, spricht. Alles, was medicinische Angelegenheiten heißt, will ich hier mit Stillschweigen übergehen, und in der Schrift zusammenfassen, welche ich über Karlsbad binnen Jahr und Tag ins Publikum gehen zu lassen, Willens bin.

Zugleich bin ich auch nun dahin gekommen meiner Lebensbeschreibung hier ein Ende zu machen. Ich schließe mit dem herzlichen Wunsche, daß die Leser, wenn sie dieß Buch aus der Hand legen, nicht ganz unzufrieden mit der Zeitverwendung sind, welche ihnen die Lesung desselben gemacht hat. Dieß ist, wie ich wenigstens bis dahin immer gefunden habe, ein ganz gutes Zeichen, daß entweder einige Belehrung oder einige Unterhaltung in dem Gelesenen muß angetroffen worden seyn.

Ich darf mit Recht sagen: Per varios casus per tot discriminia rerum tandem, tandem portum intravi. Leben Sie wohl, meine

Leser, und vorzüglich Sie, meine geehrten Subscribenten. Ich danke Ihnen noch einmal aufs herzlichste für das mir gütigst geschenkte Zutrauen.

Ende des zweiten und letzten Theils.

90 F 4
XX I.89

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Spenn, Joseph

Lebens-Beschreibung Joseph Spenns

Magdeburg 1805

Biogr. 1108
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10067063-1